N.|104. -.70
H. eccl. 3179s

H. eccl. 3179 s c

Christliche Kirchengeschichte

für

Schulen und Familien.

Mit Abbildungen.

Herausgegeben

von dem

Calwer Verlags-Verein.

Preise:
Bei unmittelbarer Bestellung in Calw und gegen Vorausbezahlung das Exemplar roh 15 kr., Partieen von 25 Exemplaren roh 5 fl.

Calw, 1835,
zu haben bei dem Verlags-Verein;
Stuttgart,
in Commission bei Joh. Fr. Steinkopf.

00
fbo 17185

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Uebersicht des Inhalts.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Pfingstfest bis auf Kaiser Konstantin.
Jahr 33—324. nach Christi Geburt.

Seite

1. Das apostolische Zeitalter 5
2. Die Ausbreitung der Kirche unter dem Druck . . . 24
3. Die Verfolgungen der Christen 38
4. Der Zustand der Christengemeinden und ihrer Glieder 52

Zweiter Zeitraum.

Von Kaiser Konstantin bis auf Pabst Gregor VII.
Jahr 325 — 1073.

1. Schicksale der Kirche nach außen 59
2. Einzelne Züge aus der Missionsgeschichte dieses Zeitraums 69
3. Innerer Verfall der Kirche 84
4. Die muhamedanische Finsterniß 97
5. Fortsetzung der Missionsgeschichte 101
6. Weiterer Verfall des kirchlichen Lebens 112

Dritter Zeitraum.

Von Pabst Gregor VII. bis zur Reformation.
Jahr 1073 — 1517.

1. Ausbreitung der christlichen Kirche 119
2. Aeußerliche Trübsal der Kirche 121

Seite
3. Die christliche Kirche in ihrer tiefsten Erniedrigung 127
4. Geschichte der Waldenser 137
5. — — böhmischen Brüder 151

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation bis auf die neueste Zeit.

Jahr 1517 — 1834.

1. Geschichte der Reformation in Deutschland 176
2. — — in England und Schottland 197
3. — — in Italien und Spanien 209
4. — — in Frankreich und den andern Ländern . 228
5. Fernerer Kampf des Pabstthums mit der protestantischen Kirche 229
6. Geschichte des inneren Zustandes der protestantischen Kirche 236
7. Geschichte der böhmischen Brüder und der Brüdergemeinde 240
8. Missionsgeschichte dieses Zeitraums 250
9. Der neue Tag nach der Nacht des Unglaubens . . 255
10. Die Kirche Christi und die Menschheit 259

Vorrede.

Den vielen Freunden, welche auf dieß Büchlein schon lange gewartet haben, ist die Zeit bis zu seiner Erscheinung schwerlich länger geworden als mir selbst. Vielfache Störungen, und andere Arbeiten, die nicht aufzuschieben waren, verzögerten die Vollendung; und ob das Büchlein dadurch an Reife gewonnen habe, kann ich nicht einmal sagen, obwohl hoffen. Die Ansichten und Erwartungen von einer solchen Schrift sind natürlich sehr verschieden; und ich bin ganz darauf gefaßt, manche Stimmen von Unzufriedenheit zu vernehmen, die meinige zuerst. Hinter dem Bilde, das ich mir selbst von dieser Arbeit zuvor entworfen hatte, ist die Ausführung, wie gewöhnlich, weit zurückgeblieben; aber was ich unter so beengenden Umständen leisten konnte, glaube ich doch geleistet zu haben. Ich dachte mir, die

passendste Gestalt einer Kirchengeschichte für Kinder wäre eine Reihe von Anekdoten an einem historischen Faden, eine Perlenschnur, oder ein Faden, mit Candiszuckerkrystallen überzogen. Die Leser werden finden, daß die Perlenschnur manche Lücken hat, und der Faden bald zu dick, bald zu dünn ist. Ich finde es selbst so. Habe ich aber, was ich gern zugestehe, eine Strafe dafür verdient, daß ich den Erwartungen geneigter Leser so wenig entspreche; so sey es die, daß Einer kommt und es besser macht. Dann will ich die Ruthe küssen.

Hiemit seyen alle Leser freundlich gegrüßt von dem

Den 22. Sept. 1834.

Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Zeitraum.

Vom ersten Pfingstfest bis auf Kaiser Constantin.

(Jahr 33 — 324 nach Christi Geburt.)

1. Das apostolische Zeitalter.

Ihr habt wohl alle die Apostelgeschichte gelesen, liebe Kinder, und es wird euch gegangen seyn, wie vielen andern Kindern, welchen dieß Buch besonders lieb geworden ist, weil es so unterhaltend und lieblich erzählt. Es wird euch daher nicht unlieb seyn, wenn ich den Faden, den Lukas dort gezogen hat, weiter spinne. Den Faden — sage ich: denn just wie ein Faden sieht der Strich aus, der auf den biblischen Charten die Reisen des Apostels Paulus bezeichnet, und fortgeht bis nach Rom. Da ist er plötzlich abgeschnitten, und gar zu gern möchte man wissen, wie es denn weiter gegangen sey. Das will ich euch nun erzählen; jedoch mit Lukas noch einmal vorne anfangen. Höret aufmerksam zu! Es werden Geschichten vorkommen, die ihr in eurem Leben noch nicht gehört habt; und wenn ihr dieselben euren Eltern vorleset, so werden sie auch manches Neue darin finden, obgleich diese Geschichten alle alt sind.

Jesus hatte Seinen Jüngern verheißen, Er wolle sie zu Menschenfischern machen; und in dem Gleichniß Matth. 13, 47. gibt Er ihnen zu verstehen, was für eine Art von Fischfang Er meine. Nämlich: nicht einen solchen, bei welchem es auf den Untergang der Fische abgesehen ist, sondern durch welchen sie vor den großen Raubfischen gerettet, und in ein sicheres Behältniß gebracht werden. Ferner: nicht einen Fischfang mit der Angel, durch welche der Fisch getäuscht und verwundet wird, indem er meint, Speise zu finden; auch nicht mit dem Wurfspieß, wie man die Wallfische fängt; sondern mit dem Netz, bei welchem es den Fischen freigestellt ist, ob sie hinein wollen oder nicht, bei welchem es aber freilich auch nicht anders zu erwarten ist, als daß sich allerlei Gattungen von Fischen darin sammeln werden, kleine und große, gute und faule, geringe und kostbare. Die Verheißung Jesu wurde bald erfüllt. Gleich das erste Mal, als Petrus das Netz des Evangeliums auswarf, zehen Tage nach Christi Himmelfahrt, fieng er 3000 Fische auf einmal. Habt ihr wohl schon eine Versammlung von 3000 Menschen gesehen? etwa in einer großen Kirche? Ich kann euch sagen, daß es ein großer Haufen ist; und man kann in der Kirchengeschichte lange nach einem zweiten Fischfang suchen, der auf einmal eine so große Zahl in das Netz gebracht hätte. Und doch, was ist dieser große Haufen gegen die Millionen, welche seitdem in die Grenzen der christlichen Kirche eingeschlossen worden sind! Nur wie ein kleines Senfkörnlein, das ein Mensch nimmt, und wirft es in seinen Garten, und es wächst, und wird ein großer Baum, und die Vögel des Himmels wohnen unter seinen Zweigen.

So ist der Anfang der christlichen Kirche gewesen. Die Gemeinde in Jerusalem, die am Pfingstfest zum Glauben kam, war die erste christliche Gemeinde oder Kirche. Damals hatte der Feind noch kein Unkraut unter den Waitzen gesä't; und wenn Einer sich öffentlich zu

Jesu bekannte, und sich taufen ließ, so durfte man in der Regel voraussetzen, daß es ihm mit seinem Bekenntniß Ernst sey. Diese ersten Christen, deren Zahl fortwährend zunahm, bildeten eine wahre lautere Gemeinde Jesu, und zeigten durch ihren Wandel, daß es mit ihnen wirklich etwas Neues geworden sey. Auch die unglaubigen Juden hatten Achtung vor ihnen, und wagten es nicht, sie zu beleidigen. Die ganze Gemeinde war Ein Herz und Eine Seele; Alle waren in Liebe mit einander verbunden, und Jeder war bereit, von seinem Uebrigen des Bruders Mangel zu ergänzen. Wohlhabende Glieder der Gemeinde verkauften Häuser und Aecker, und der Erlös kam in die Armenkasse, welche unter der Verwaltung der Apostel stand, bis man eigene Almosenpfleger wählte, Diakonen genannt. Die Christen in Jerusalem versammelten sich täglich zur Erbauung; und bei ihren gemeinschaftlichen Liebesmahlen, welche häufig gehalten wurden, feierte man jedesmal auch das Mahl des Herrn. Wollte Einer sich nicht in die Ordnung schicken, oder führte er sich anstößig auf; so wurde er mit Liebe und Ernst vermahnt, und, wenn das nichts half, ausgeschlossen. Wer sich an die Gemeinschaft der Jünger Jesu anschließen wollte, und deßhalb getauft zu werden wünschte, der wurde nur gefragt, ob er glaube, daß Jesus der Christus (d. h. der Messias, der verheißene Weltheiland) sey, und wenn er dieß bejahte, so wurde ihm die Taufe nicht versagt. Da sahen also die Juden, daß die Apostel nicht eine neue Religion einführen wollten, sondern nur die Erfüllung dessen predigten, was die Israeliten seit lange gehofft hatten, und daß sie somit auf dem Grund und Boden des Judenthums standen. Uebrigens durfte man nicht fürchten, daß sich zu diesem einfachen Bekenntniß Viele verstehen werden, ohne von Herzen an Jesus zu glauben; denn schon zum bloßen Bekenntniß gehörte mehr Selbstverläugnung, als ein Jude von Haus aus vermag. Den schmachvoll gekreuzigten Jesus von Nazareth sollten sie als ihren Herrn

und König anerkennen! — das war für die meisten Juden ein Aergerniß, welches ihnen nur durch besondere Wirkung Gottes zur Gottes-Kraft und Weisheit werden konnte. Ueberdieß hatten die ruhigen Zeiten der Gemeinde bald ein Ende; und nachdem das junge Bäumlein innerlich genug erstarkt war, ließ der HErr die Stürme darüber kommen, die aber nur dazu dienten, es noch mehr zu befestigen, und seinen Fruchtstaub weiter zu tragen. Nach dem Tode des Stephanus, der die Ehre hatte, der Erstling der Blutzeugen zu werden, erhob sich die erste Verfolgung gegen die Christen in Jerusalem, welche zum Theil in's Gefängniß geführt, zum Theil getödtet wurden. Die Uebrigen aber zerstreuten sich, und trugen das Wort des Lebens in alle Städte von Judäa und Galiläa, nach Samarien, Phönicien und Syrien, und bis in die Insel Cypern hinüber. Damals geschah es, daß der Schatzmeister der Königin von Aethiopien am Bache Sorek einen Schatz fand, der mehr Werth hatte als alle Schatzkammern, über die er gesetzt war. Kein Wunder, daß er seine Straße so fröhlich zog! Daß er seinen Schatz zu Hause habe sehen lassen, ist sehr wahrscheinlich: er brauchte ja nicht zu fürchten, daß er ihm werde genommen werden. — Aus Anlaß der ersten Christenverfolgung werden wir auch mit Paulus, dem ersten Heidenapostel, bekannt. Zwar wurde die Familie Cornelius in Cäsarea durch Petrus zur Gemeinde Christi gebracht; aber dieser beschäftigte sich doch auch nach der Hand eben so ausschließlich mit der Arbeit unter den Juden, wie Paulus mit der Predigt unter den Heiden. Dieser Paulus ist schon durch die Art und Weise seiner Bekehrung merkwürdig. Wenn ein Bürger in einer Stadt über die Regierung des Königs schimpfte, und die andern getreuen Bürger und Unterthanen anfeindete, und der König reisete selbst in diese Stadt, und gienge zu dem Manne in's Haus, und machte ihm Vorstellungen, und trüge ihm ein wichtiges Amt an; so würden die Leute sagen: der König muß

doch eine große Meinung von dem Einfluß und der Brauchbarkeit dieses Mannes haben, daß er sich so zu ihm herabläßt. Etwas der Art war es bei der Bekehrung des Saulus. Gott machte da eine Ausnahme. Der Fisch war zu groß in's Netz; ein Pfeil mußte ihn treffen. — Er ist ferner merkwürdig dadurch, daß er so viel um Christi willen gelitten hat. Von den Juden hat er fünfmal, von den Römern dreimal Streiche bekommen; einmal wurde er gesteinigt, viermal hat er Schiffbruch erlitten, einmal Tag und Nacht als Schiffbrüchiger mit den Wogen des Meeres kämpfen müssen; hat auf seinen Reisen die manchfaltigsten Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen ausgestanden, und endlich sein Leben um Christi willen aufgeopfert. Das Merkwürdigste aber ist seine große Thätigkeit zur Ausbreitung des Reiches Christi. Kaum war er, der bisherige Verfolger der Christen, in Antiochia getauft worden, so predigte er schon in den Synagogen der Juden, und bewies ihnen, daß Jesus der Messias sey. Bald darauf machte er mit Barnabas seine erste Missionsreise über Cypern nach Klein-Asien, auf welcher ihm die Juden so feindselig entgegenwirkten, daß er ihnen erklärte, in Zukunft werde er sich vorzugsweise an die Heiden wenden, und diesen die von den Juden verworfene Botschaft des ewigen Lebens bringen. Bei den Heiden fand er freundlichere Aufnahme. Eine große Anzahl bekehrte sich, und fast in allen Städten konnte er christliche Gemeinden stiften. Es waren auch die Heiden damals zur Aufnahme einer neuen besseren Erkenntniß und Gottesverehrung vielfach vorbereitet. Des Götzendienstes waren Viele müde geworden, weil sie anfiengen zu merken, daß sie mit demselben betrogen seyen; ihre weisesten Männer hatten es mit allem Nachdenken zu keinem klaren und gewissen Glauben bringen können, weil es ihnen an einer Offenbarung fehlte; durch alte Weissagungen, welche unter den Heidenvölkern aufbewahrt wurden, hatte sich eben damals weit umher die Erwartung verbreitet,

daß die Erscheinung eines Retters der Völker vor der Thüre sey, der eine neue Religion in die Welt bringen, und das goldene Zeitalter der Glückseligkeit unter den Menschen wiederherstellen werde. Aber freilich, was den Juden ein Aergerniß war, das mußte den Heiden als eine Thorheit vorkommen: daß nämlich das Heil der Welt von einem Gekreuzigten und Gestorbenen ausgehen sollte. Deßwegen waren es auch unter den Heiden nur Einzelne, welche zum Glauben an Christus kamen, so viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren: nur waren die Heiden darum zugänglicher als die Juden, weil sie nicht wie diese schon eine Offenbarung besaßen, die mit der Lehre Christi und seiner Apostel hätte verglichen werden können.

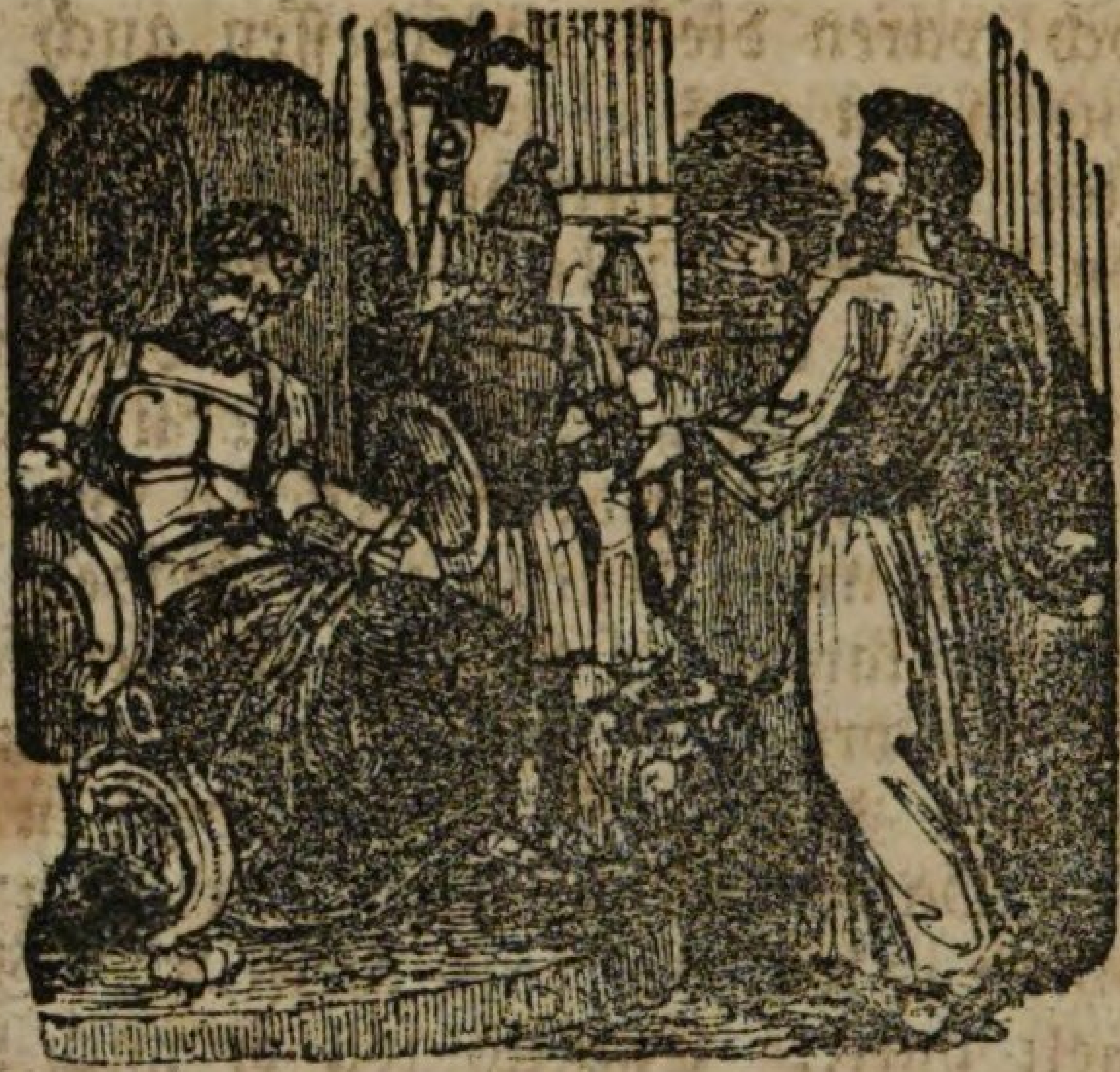
Auch auf seiner zweiten und dritten Reise nach Klein-Asien und Griechenland machte Paulus viele Heiden zu Jüngern Jesu, und stiftete christliche Gemeinden in Philippi, Thessalonich, Beröa, Athen, Corinth, Ephesus, Troas und Miletus. Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem gerieth er in dieser Stadt in Gefangenschaft, mußte zwei Jahre lang in Cäsarea in der Haft seyn, und reiste von dort über Creta und Melite (jetzt Malta) als Gefangener nach Rom, zwanzig Jahre nach seiner Bekehrung zu Christus.

Rom war damals die Hauptstadt der Welt, und war selber eine kleine Welt. Die schönsten und reichsten Länder von Europa, von Nord-Afrika, und vom westlichen Asien standen unter ihrer Herrschaft. Diese Stadt auf sieben Bergen hatte einen außerordentlichen Umfang und die Zahl ihrer Bürger belief sich, wie erzählt wird, auf 300,000. Sie hatte 37 Thore, 424 Straßen, 46000 einzeln stehende Häuser, 1780 Paläste, unter welchen der Palast des Kaisers Nero der glänzendste war. Götzentempel gab es in Rom mehr als 400; der prachtvollste stand auf dem Capitol. Er konnte eine ungeheure Menschenmenge fassen, und seine Ausschmückung hatte 7 Millionen Thaler gekostet. In diese große,

prächtige und stolze Stadt, nach welcher er schon viele Jahre ein Verlangen gehabt (Apost. Gesch, 19, 21. Röm. 15, 23.), zieht Paulus nun als Gefangener ein. Was mag er wohl bei dem Anblick dieser Paläste, dieser Götzentempel, dieses üppigen Volkes gedacht haben? Habt ihr etwa schon von Cortes gehört, wie er mit seiner Handvoll spanischer Abenteurer in die großmächtige Stadt Mexiko einzog, die er erobern wollte? Noch ärmlicher und schwächer tritt Paulus einher, und, fürwahr! er hat auch Eroberungsgedanken. Nichts Geringeres will er als diese ganze Stadt zu einem Eigenthum Jesu machen; und er weiß, daß früher oder später diese Eroberung gewiß zu Stande kommen wird. Die stolzen Rathsherren von Rom ziehen steif an dem unansehnlichen Teppichweber vorbei, und sehen ihn kaum an; sie haben keine Ahnung davon, daß er der Gesandte eines Mannes ist, dessen Name in wenig Jahrhunderten die ganze Welt erfüllen wird, und vor dem alle Götzen in Rom noch in den Staub fallen müssen.

Paulus erhielt die Erlaubniß, sich eine Wohnung in der Stadt zu miethen, und bis zur Entscheidung seiner Sache für sich zu bleiben, doch unter der beständigen Aufsicht eines Soldaten, an welchen er mit einer Kette angeschlossen wurde, der ihn aber nicht hinderte, sein apostolisches Lehramt durch mündlichen und schriftlichen Unterricht auch in den Banden fortzuführen. Sogar bis an den kaiserlichen Hof drang seine Predigt aus seiner stillen Haft, und mehrere von den Hofleuten wurden zu dem Häuflein der Jünger Jesu in Rom durch die Gnade Gottes hinzugethan. Hätte er frei in Rom umhergehen dürfen, so hätte vermuthlich das Aufsehen, das seine freimüthige Predigt veranlaßt haben würde, ihn bald um seine Wirksamkeit gebracht; so aber ließ man ihn ruhig gewähren: von dem Mann im Gefängniß meinte man keine Unruhen befürchten zu dürfen.

Nachdem Paulus zwei Jahre lang in Rom gefangen gewesen, und sich vor dem Kaiser verantwortet



hatte, wurde er wieder freigelassen, wie? wissen wir nicht. Ohne Zweifel trat er jetzt seine Missionsreise nach Spanien an, die er schon längst vorhatte (Röm. 15, 24.). Wenigstens sagt dieß Clemens von Rom, ein Schüler des Apostels Petrus; auch findet man schon im zweiten Jahrhundert eine zahlreiche Schaar von Christen in Spanien. Von dort kam er im Rückwege nach der Insel Creta, wo er den Titus zurückließ, um in den neugepflanzten christlichen Gemeinden daselbst die nöthigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen (Tit. 1, 5.) Später finden wir ihn in Nikopolis an der Grenze von Illyrien, wo er früher schon das Evangelium gepredigt hatte (Röm. 15, 17—19.), und endlich kam er wieder nach Rom, von wo er den zweiten Brief an Timotheus schrieb, und wo ihn, nach alten Berichten, Kaiser Nero mit dem Schwert hinrichten ließ (67 nach Chr. G.). Was dieser große Apostel von Antiochien, Ephesus, Corinth und Rom aus in den umliegenden Städten und Ländern mit unablässiger Treue gearbeitet hat, ist von solchem Umfang und von so großer Wichtigkeit, daß er selbst, gegenüber von den andern Aposteln, von sich sagen konnte: „Ich habe mehr gearbeitet denn sie Alle." (1 Cor. 15, 10.)

Und doch waren diese unterdessen auch nicht müßig gewesen; und wenn uns gleich die Geschichte von ihren Arbeiten keine so ausführliche Nachrichten hinterlassen hat, wie von der Wirksamkeit des Apostels Paulus; so ist es doch wohl der Mühe werth, daß wir uns noch einmal nach ihnen umsehen. — Petrus war von dem Herrn Jesus dazu auserseheu worden, mit der Predigt des Evangeliums unter Juden und Heiden den Anfang zu machen. So lange die Apostel in Jerusalem waren, pflegte er das Wort zu führen. Späterhin predigte er das Evangelium den zerstreuten Juden in Syrien und Klein-Asien. Dann war er eine Zeit lang in der alten Stadt Babylon, wo sich eine christliche Gemeinde um ihn gesammelt hatte. Endlich soll er nach Rom gekommen, und dort gekreuzigt worden seyn. — Jakobus, der Sohn Zebedäi, wurde bekanntlich in Jerusalem auf Befehl des Herodes mit dem Schwert hingerichtet. Jakobus der Jüngere, auch einer von den zwölf Aposteln, soll in Spanien seinen Wirkungskreis gefunden haben; wir wissen jedoch nichts Gewisses darüber, weil er gewöhnlich mit einem dritten Jakobus, Bischof in Jerusalem, verwechselt wird, der aber keiner von den zwölf Aposteln gewesen ist, sondern ein Bruder Jesu. Er ist es, von dem 1 Cor. 15, 7. Gal. 2, 9. und in mehreren Stellen der Apostelgeschichte die Rede ist, und von ihm ist der Brief Jakobi im Neuen Testament geschrieben, so wie der Brief Judä von seinem leiblichen Bruder Judas. Als ein Bruder Jesu genoß er unter den Christen großes Ansehen, und wurde als eine „Säule der Kirche“ betrachtet; auch gab man ihm den Beinamen „der Gerechte.“ Nachdem er 33 Jahre lang Vorsteher der Christengemeinde in Jerusalem gewesen war, starb er daselbst den Tod der Märtyrer. — Von dem Apostel Andreas wird erzählt, daß er in den Ländern des schwarzen Meeres das Evangelium gepredigt habe, und zuletzt in Patras in Achaja den Kreuzestod gestorben sey. — Der Apostel Philippus predigte, wie die

Geschichte sagt, in Scythien und Phrygien, und starb in hohem Alter in Hierapolis. — Bartholomäus und Thomas sollen die Nachricht von Christus nach Indien hinüber gebracht haben; wenigstens ist so viel gewiß, daß die Thomas-Christen in Indien, welche man noch jetzt in zahlreichen Gemeinden auf den Küsten von Malabar antrifft, ihren Ursprung allgemein aus dem apostolischen Zeitalter ableiten. — Von der ferneren Geschichte und Wirksamkeit des Matthäus, Simon von Cana, Judas Thaddäus und Matthias läßt sich nichts Zuverlässiges berichten; nur so viel ist nicht zu bezweifeln, daß Jeder von ihnen in seinem Theile dem Befehle Jesu Folge leistete: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur!" — Von den Gehülfen der Apostel, Timotheus, Titus, Markus, Aristarchus, Apollos, Silas, Barnabas u. s. w., will ich nichts Weiteres erzählen, da außer dem, was in der Apostelgeschichte und in den Briefen von ihnen gesagt ist, wenig Gewisses berichtet werden kann.

Zwei von ihnen, Markus und Lukas, haben uns Beschreibungen des Lebens und der Werke Jesu hinterlassen, worin ihnen der Apostel Matthäus vorangegangen war, und der Apostel Johannes folgte. Weil Christus und Sein Werk den Hauptinhalt der apostolischen Predigt ausmachte; so entstanden natürlich bald unter den Juden und Heiden außerhalb Palästina's Nachfragen und Wünsche: Wer denn dieser Jesus gewesen sey? Wo und wann er gelebt, was er Alles gethan habe? Man möchte gern einmal eine ausführliche aneinanderhängende Erzählung Seiner Geschichte, Seiner Wunder und Thaten hören u. dgl. So schrieb denn Matthäus unter der Leitung des Heiligen Geistes auf, was er gesehen und gehört hatte; so schrieben, unter dem Beistand desselben Geistes, Markus und Lukas, was sie von den Aposteln des Herrn vernommen hatten: jener wahrscheinlich zum Gebrauche der Christen in Rom, die-

ser zunächst für einen gewissen Theophilus; Alle aber nach der Absicht Jesu zur Belehrung und Ermunterung vieler tausend Christen zu allen Zeiten und an allen Orten, die Alle nicht wüßten, wo sie etwas Gewisses und Ganzes von der Geschichte Jesu erfahren sollten, wenn nicht die lieben Evangelisten auf den Befehl Jesu so gut gewesen wären, uns Alles so genau und anschaulich zu erzählen. Wie nützlich und segensreich kann oft die edle Wißbegierde eines Einzelnen für viele Andere werden! Derselbe Theophilus, für den Lukas sein Evangelium geschrieben hatte, wollte auch gerne wissen, wie es denn mit der Ausbreitung des Christenthums nach der Himmelfahrt Christi zugegangen sey; und ihm zu lieb schrieb Lukas seine Apostelgeschichte, ein Buch, an dem sich seitdem so unzählige Christen ergötzt und gestärkt haben.

Die Christengemeinden, deren Sammlung und Stiftung durch die Apostel, und namentlich durch Paulus, uns die Apostelgeschichte erzählt, hätten es nun freilich am liebsten gesehen, und wären auch am besten gediehen, wenn die Apostel immer hätten bei ihnen bleiben können; aber das war nicht möglich, weil es mehr Gemeinden gab, als Apostel. Paulus hatte in der Regel an den einzelnen Orten nur so viel Zeit, um zu pflanzen; dann mußte er weiter ziehen, und die zarte Pflanze in Wind und Wetter stehen lassen: er fand auch nicht überall, wie in Corinth, einen fleißigen Apollos, der das Begießen besorgte. Von manchen dieser zarten Pflanzen war daher zu fürchten, sie möchten durch Auswüchse entstellt, oder durch Stürme abgeknickt werden, und das war dem sorgfältigen Gärtner nicht gleichgültig. Er suchte daher auch aus der Ferne zum gesunden Wachsthum und zur Befestigung derselben etwas beizutragen. So entstanden seine Briefe an verschiedene christliche Gemeinden und einzelne Personen, in welchen er aus dem reichen Schatze seiner Erkenntniß ihnen Altes und Neues mittheilt, sie vor Irrlehrern und Irr-

gången warnt, und sie zum Glauben und zum standhaften Beharren ermuntert. Ihr kennet ja seine Briefe an die Gemeinden in Rom und in Corinth, in Galatien und in Ephesus, in Philippi, Colossä und Thessalonich, und seine Sendschreiben an Timotheus, Titus und Philemon, so wie sein Schreiben an die Hebräer, das aber uns Deutschen eben so gut gilt wie ihnen, und eben so gut, als alle seine andern Briefe. Paulus selbst hat zwar damals, als er seine Briefe schrieb, noch nicht an uns gedacht; aber der Geist Jesu, der in ihm war. In derselben Absicht schrieben auch Petrus, Johannes, Jakobus, und Judas ihre Briefe an verschiedene Christen unter Juden und Griechen. Endlich kam auch noch die Offenbarung des Johannes hinzu, in welcher Gott den Christen aller Zeiten, und namentlich der letzten Zeit, Seinen ganzen Rathschluß über die Welt vor Augen legte; und so war die Reihe der neutestamentlichen Schriften vollendet. Das geschah aber nicht auf einmal, sondern nach und nach; und ihr dürft euch nicht einbilden, als ob die Apostel und ihre Gehülfen ein neues Testament unter dem Arm in die Judenschulen gegangen wären, ein Kapitel daraus vorgelesen, und dann darüber gepredigt hätten. Damals gab es noch keine gedruckten Bücher; man machte Abschriften von einzelnen apostolischen Schriften, und ließ sie unter den Christen cirkuliren; der Brief an die Colosser z. B. wurde auch nach Laodicea geschickt (Col. 4, 16.), und als das erste Mal alle neutestamentlichen Schriften zu Einem Ganzen vereinigt, und in Ein Buch geschrieben wurden, da war keiner der Apostel mehr am Leben.

So lange sie da waren, genoßen sie allgemeines Vertrauen und Ansehen unter den Christen, und alle Streitfragen wurden ihnen zur Entscheidung vorgelegt: z. B. als es sich davon handelte, ob die Christen aus den Heiden auch noch nöthig hätten, sich beschneiden zu

lassen, und alle jüdischen Gebräuche zu beobachten. Da schickte man zu den Aposteln in Jerusalem, und ließ sie fragen, und sie sagten: Nein. Von verschiedenen kirchlichen Aemtern und Würden wußte man damals noch nicht viel; doch gab es außer den Aposteln auch noch Diakonen (Helfer), männliche und weibliche, welche die Almosen- und Krankenpflege zu besorgen hatten, und Evangelisten, welche von Ort zu Ort zogen, um das Evangelium zu predigen, neue Gemeinden zu gründen, und die gegründeten zu besuchen. Von ihnen sind zu unterscheiden die Hirten und Lehrer (Ephes. 4, 11.), welche das Predigt- und Seelsorger-Amt bleibend an einem Orte verwalteten. Sie heißen im Neuen Testament auch Bischöfe (Aufseher, Vorsteher), oder Presbyter (Aelteste): den Beides war in der ersten apostolischen Kirche noch gleich bedeutend, und erst späterhin wurde zwischen Bischöfen und Presbytern ein Unterschied gemacht. Doch war auch das Lehramt überhaupt zu der Zeit noch nicht so streng gesondert und ausgezeichnet, da sich häufig in den christlichen Gemeinden außerordent-

liche Gaben des Geistes fanden, namentlich die Gabe der Weissagung, d. h. das Vermögen, aus Eingebung des Heiligen Geistes von göttlichen Dingen, auch von der Zukunft zu reden. Die Männer, welche diese Gabe besaßen, hießen Propheten (Apostelgesch. 13, 1. 1 Cor. 14, 1.). Solche Gaben, verborgene Dinge zu offenbaren, in fremden Sprachen zu reden, Kranke zu heilen, Wunder zu thun, u. dgl. (1 Cor. 12, 8—10.) wurden in den ersten christlichen Gemeinden, besonders zu Corinth, vielfach angetroffen, und mußten auch dazu dienen, die Juden und Heiden auf das Christenthum aufmerksam zu machen, und sie für dasselbe zu gewinnen.

Aber auch die christlichen Gemeinden selbst bedurften solcher außerordentlichen Glaubensstärkungen um so mehr, je kürzer die Zeit währte, da sie von außen Ruhe genoßen, und sich im Frieden bauen konnten. Denn schon im Jahr 65 n. Chr. Geb. begann die Reihe der heidnischen Christenverfolgungen, welche mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen bis in's vierte Jahrhundert fortdauerten, und deren man gewöhnlich zehn hauptsächliche aufzählt. Die erste erhob sich in dem Mittelpunkt der damaligen heidnischen Welt, in Rom, gleich nach der Abreise des Apostels Paulus, welcher somit glücklicherweise noch ein paar Jahre für die Kirche erhalten wurde. Der Kaiser Nero, ein gräulicher Mensch, der seine Lehrer, seine Mutter, seine Gemahlin hatte umbringen lassen, bekümmerte sich Anfangs im Taumel seines Sündenlebens um die Christen nicht viel; aber bald fand er Gelegenheit, sich auch an ihnen als Wütherich zu zeigen. Seine Eitelkeit war erstaunlich groß. Sie gab ihm den tollen Gedanken ein, die Stadt Rom anzünden zu lassen, und sich durch Erbauung einer neuen prächtigeren Stadt einen Namen zu machen. Sieben Tage lang brannte die Stadt, bis fünf Siebentheile sammt ihren Tempeln und Palästen und Kunstwerken

in Trümmer und Asche verwandelt waren. Man kann sich leicht vorstellen, welche Erbitterung sich unter dem Volke verbreitete, als das Gerücht auskam, der Kaiser selber sey der Brandstifter. Der Unmensch wußte den Folgen seines Verbrechens nicht anders zu entgehen, als durch ein neues noch schrecklicheres; — er schob die Schuld auf die Christen. Auf diese gieng es nun von allen Seiten los. Sie wurden in Säcke eingenäht, diese mit Werg ausgestopft, von außen mit Pech begossen, wie Pfähle in die Erde gesteckt, und oben angezündet, um wie Fackeln oder Pechpfannen in langen Reihen zu nächtlichen Tänzen und Spielen zu leuchten. Andere wurden in Thierhäute eingenäht, und zur öffentlichen Belustigung von Hunden zerrissen. Noch Andere wurden in Nero's Gärten reihenweise an's Kreuz geschlagen, oder unter ähnlichen qualvollen Martern hingerichtet. Das im Stillen zurückgebliebene Christenhäuflein zu trösten und zu stärken, war wohl die Hauptabsicht Pauli, als er zum zweiten Mal nach Rom kam, wo er denn bald den Ehrentod für Christus sterben durfte.

Wenn die feuerspeienden Berge auf Island in großer Bewegung sind; so werden gewöhnlich auch die Vulkane in Italien und Sicilien unruhig, was auf einen unterirdischen Zusammenhang schließen läßt. Etwas Aehnliches ist nicht selten in der Geschichte der christlichen Kirche vorgekommen. Kaum war das Feuer der Verfolgung in Rom ausgebrochen, als auch in Jerusalem die Feinde Christi wieder aufrüstig wurden, und über den dortigen Bischof Jakobus, den Bruder Jesu, herfielen. Er wurde vor den hohen Rath geführt, und als er öffentlich bekannte, daß Jesus zur rechten Hand Gottes sitze, und auf den Wolken des Himmels kommen werde, wurde er von einer Altane herabgestürzt, und gesteinigt. Laut rief er noch: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Ein Schlag mit einer Keule auf sein Haupt machte seinem Leben ein Ende.

Dieß war aber eine der letzten Gewaltthätigkeiten der Juden gegen die Christen: denn schon war das schwere Gericht über sie im Anzug, welches ihnen Jesus Luc. 19, 43. 44. vorhergesagt hatte. Die Juden hatten von Anfang an die römische Herrschaft nur mit Widerwillen geduldet, und das Benehmen des letzten römischen Landpflegers, Gessius Florus, trug dazu bei, ihnen dieselbe immer verhaßter zu machen. Endlich brach die Empörung in helle Flammen aus, und ergriff, wie ein Waldbrand im Sturmwinde, in kurzer Zeit das ganze Volk. Alle Warnungszeichen giengen an diesen bis zum Wahnsinn aufgeregten Menschen wirkungslos vorüber. Nur die Christen in Jerusalem bereiteten sich zur eiligen Flucht, eingedenk der Ermahnung Jesu Luc. 21, 20; und der König Agrippa wies ihnen das Städtchen Pella jenseits des Jordans zum Zufluchtsort an. Andere mögen anderswo eine Unterkunft gefunden haben: denn die Zahl der Christen war dazumal weit beträchtlicher, als daß sie in einer kleinen Stadt alle Platz gehabt hätten. Jerusalem wurde von dem Heer des römischen Feldherrn Vespasian eingeschlossen; und als er zum römischen Kaiser gewählt wurde, übernahm sein Sohn Titus die Belagerung dieser durch ihre natürliche Lage und ihre Festungswerke so sehr geschützten Stadt, welche überdieß eine so zahlreiche Besatzung in ihren Mauern hatte. Es war nämlich, als Titus die Stadt umzingelte, gerade das Passahfest, an welchem sie von unzähligen Festgängern angefüllt war. Josephus, der jüdische Geschichtschreiber, sagt, fast die ganze Nation, mehr als anderthalb Millionen Menschen, sey hier gleichsam in ein Gefängniß eingeschlossen gewesen. Und so war denn die letzte Stunde dieser großen Stadt gekommen, welche wir als die wichtigste Stadt der ganzen Welt betrachten müssen. Als Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, war der Berg Morijah, auf welchem nachher der Tempel stand, noch ein wüster einsa-

mer Hügel. Späterhin, als das Volk Israel aus Aegypten kam, stand bereits eine Stadt daselbst, welche bei der Vertheilung des Landes den Stämmen Juda und Benjamin gemeinschaftlich zufiel. Die Stadt wurde verbrannt; aber nachher von den Jebusiten wieder aufgebaut, und so befestigt, daß sie meinten, Blinde und Lahme würden sie gegen David vertheidigen können. Aber David eroberte sie, und machte sie zu seiner Haupt- und Residenzstadt. Zu seinen und seines Sohnes Salomo Zeiten stand sie in ihrem höchsten Glanze, und es war in ihr der Reichthum so groß, daß man das Silber achtete wie die Steine auf der Gasse. Von Salomo erhielt sie ihre größte Zierde, den Tempel, dessen Wunderbau von der ganzen damaligen Welt angestaunt wurde. Aber dieser prachtvolle Tempel wurde sammt der Stadt von Nebukadnezar zerstört; und was nach der babylonischen Gefangenschaft von den zurückgekehrten Juden in kümmerlicher Zeit wieder aufgebaut wurde, erreichte den alten Glanz bei weitem nicht. Eine neue Trübsal kam über Stadt und Tempel zur Zeit der Makkabäer, welche aber durch ihre Tapferkeit die völlige Zerstörung mit der Hilfe Gottes verhinderten. Herodes der Große führte den Tempel fast ganz von Neuem auf, und schmückte ihn mit großem Aufwande. Als Christus in diesem Tempel auftrat, — die größte Ehre, welche ihm widerfahren konnte, — hatte man bereits 46 Jahre an demselben gebaut, und man fuhr damit fort bis ganz kurz vor der Belagerung der Stadt. So war er wieder eines der herrlichsten Gebäude und ein Wunderwerk der Welt geworden (Marc. 13, 1.), von welchem man überall mit Bewunderung sprach; und Titus selbst wünschte nichts mehr, als ihn unverletzt erhalten zu können. Aber die Worte Jesu mußten erfüllt werden. Was half es den zahllosen Schaaren, die in Jerusalem sich zusammendrängten, daß die Mauern der Stadt so fest, und die Thürme so hoch waren! Diese Steine konn-

ten sie nicht essen, und die Lebensmittel giengen bald so zusammen, daß eine Hungersnoth entstand. Endlich kam es so weit, daß Menschenfleisch gegessen und Menschenblut getrunken wurde. Es wird von Weibern erzählt, die ihre eigenen Kinder geschlachtet und verzehrt haben; der eckelhaften Nahrungsmittel, wie Leder, Mäuse, Ratten u. dergl. nicht zu gedenken. Ueberdieß führten die Parteien in der Stadt selbst fortwährend Krieg miteinander, und vergoßen das Blut in Strömen. Es war, als ob die Juden noch recht offenbar zeigen sollten, daß das Gericht Gottes über sie ein gerechtes sey. Sie hatten fürchterlich gesündigt; sie wurden auch fürchterlich gestraft. Endlich drang das Römerheer in die Stadt ein; Alles wurde schonungslos niedergehauen, was sich

entgegensetzte; der Tempel von den wüthenden Kriegern, gegen des Titus ausdrücklichen Befehl, in Brand gesteckt, und kein Stein auf dem andern gelassen. Ganz Jerusalem wurde verwüstet, 97,000 Juden wurden gefangen

weggeführt; 1,100,000 waren während der Belagerung umgekommen.

Das war das Ende der großen Stadt, die noch jetzt in ihrem jämmerlichen Verfall von den Arabern „die heilige" genannt wird, und zugleich das Ende der jüdischen Staatsverfassung und des jüdischen Gottesdienstes. Für die Kirche Christi konnte ihr Fall nur wohlthätige Folgen haben. Es mußte nun offenbar werden, daß das Christenthum, wenn gleich aus dem Judenthum hervorgewachsen, doch seine eigene Wurzel habe, und die häufige Verwechslung der Christen mit den Juden, welche den Ersteren oft nachtheilig gewesen, mußte nun aufhören. Zudem wurde die Kirche durch diesen Fall unabhängiger von jüdischen Einrichtungen und Gebräuchen, die sie bisher aus einer gewissen kindlichen Scheu noch in Achtung hielt, die aber doch ihrer inneren freien Entwicklung hinderlich waren. Wäre Jerusalem stehen geblieben, so würde es wohl der Hauptsitz und Mittelpunkt des Christenthums geblieben seyn; und einen solchen soll es, als eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, nicht haben, weder in Jerusalem noch in Rom.

Es ist ungewiß, ob noch einer von den Aposteln außer Johannes die Zerstörung Jerusalems erlebt hat. Dieser hatte sich wahrscheinlich schon einige Zeit vorher nach Ephesus in Kleinasien zurückgezogen, um von dort aus den umherliegenden Christengemeinden mit seinem apostolischen Lichte zu leuchten. Als nun unter dem Kaiser Domitian eine neue Verfolgung gegen die Christen ausbrach, welche fast 30 Jahre lang Ruhe genossen hatten, wurde auch Johannes vor den Kaiser beschieden. Der Kirchenvater Tertullian erzählt, der Kaiser habe ihn in einen Kessel voll siedenden Oels werfen lassen, Johannes sey aber ganz unverletzt geblieben. Er wurde nun auf die Insel Patmos im griechischen Meere verwiesen, wo er die heilige Offenbarung schrieb.

Um diese Zeit geschah es, daß Domitian Nachforschungen anstellen ließ, ob auch noch Nachkommen der Familie Davids anzutreffen seyen: denn er hatte gehört, daß ein Messias aus Davids Stamm König aller Reiche werden sollte, und den hätte er gern aus der Welt geschafft, um sich nicht vor ihm fürchten zu müssen. Nun brachte man zwei Enkel von Juda, dem Bruder Jesu, vor ihn. Als sie ihm aber die harte Haut und die Schwielen ihrer arbeitsamen Hände zeigten, und ihm dadurch bewiesen, daß sie von ihrer Hände Arbeit leben müßten, entließ er sie mit Verachtung, als arme Leute, von denen nichts zu befürchten sey. Auch die Christenverfolgung, welche vielen Christen, besonders in Kleinasien, das Leben gekostet hatte, hörte nun bald auf, und Domitian wurde umgebracht.

Johannes wurde nun wieder frei, und kam nach Ephesus zurück. Hier schrieb er sein Evangelium, und seine Briefe, in welchen er auf falsche Lehrer Rücksicht nimmt, die zu der Zeit ihre Irrthümer in die Kirche Christi hineintragen wollten. Er starb am Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. in hohem Alter, nachdem er in seinen letzten Lebenstagen die Ermahnung immer wiederholt hatte: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ Eine einfache Lektion; und doch lernen die Christen seit achtzehnhundert Jahren an derselben, und haben sie bis auf diese Stunde noch nicht recht gelernt.

---

2. Die Ausbreitung der Kirche unter dem Druck.

Man kann an einem Licht viele anderen Lichter anzünden, ohne daß es dadurch an Helle verliert, und so ist es gewiß auch für die christliche Kirche heutzutage kein Verlust, wenn sie von ihrem Lichte den finstern

Heidenländern etwas zukommen läßt. Aber bei der christlichen Kirche nach der apostolischen Zeit kommt es einem vor, als wäre sie an innerem Leben und Feuer in dem Maaße schwächer geworden, in welchem sie sich weiter nach Außen verbreitete; als hätte sie dasselbe erfahren, wie dort unser Heiland, da Ihn das kranke Weib anrührte, und eine Kraft von Ihm gieng. Diese Kraft machte zwar das kranke Weib gesund; aber Er hatte sie doch verloren, und mußte sich wieder auf's Neue von oben stärken lassen. Die edle Einfalt und innige Liebe, den heiligen Ernst und festen Zusammenhalt, den starken Glauben und die reine Lehre, wodurch die apostolische Zeit ausgezeichnet ist, treffen wir in der Gemeinde Christi nachher nicht mehr so ungetrübt und ungeschwächt: es ist, als ob es von der Apostel Zeit an allmählig bergab gegangen wäre. Der schnellere Verfall, zu welchem sich die Kirche vom vierten Jahrhundert an neigte, wurde in dem vorhergehenden Zeitraum hauptsächlich durch die heftigen Verfolgungen aufgehalten, deren Hitze erwärmte, was erkalten wollte, und läuterte, was nicht reines Gold war. Allein so förderlich auch das Feuer der Verfolgung für die weitere Verbreitung des Christenthums zu seyn pflegt, und so schöne Früchte des Glaubens und der Liebe und der Hoffnung es zum Vorschein bringt; so sind doch solche bewegte unruhige Zeiten für die innere Ausbildung und Befestigung der Kirche, namentlich was die Erkenntniß der Wahrheit betrifft, nicht so günstig. Gewitter erschüttern die Erde, und machen sie fruchtbar; aber nur die Traube, die im Sonnenschein aufgewachsen ist, gibt einen geistreichen Wein. Und doch, um wie viele gute Eigenschaften hätte unsre Zeit die damalige Kirche zu beneiden!

Am Schluß des apostolischen Zeitalters lag Jerusalem in Trümmern; aber das Feuer, das der HErr daselbst angezündet hatte, war von seinen einstürzenden Mauern nicht ausgelöscht worden: es flog in hellen

Funken nach allen Richtungen hin. Die Nachfolger der Apostel kannten und ehrten ihre große Verpflichtung, an dem heiligen Werke der Friedensbotschaft da fortzufahren, wo jene bei ihrem Abschied von der Erde hatten abbrechen müssen. Noch waren unermeßliche Strecken heidnischer Brachäcker mit dem guten Samen anzusäen, und die Jünger Jesu durften noch lange nicht an's Aufhören und Ruhen denken, wenn sie dem Befehl ihres HErrn und Meisters pünktlich gehorsam seyn wollten: „Prediget das Evangelium aller Creatur!" Ihre Arbeit machte auch im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts beträchtliche Fortschritte, von denen wir freilich keine so genauen und ausführlichen Berichte haben, wie von den jetzigen Missionsarbeiten: damals wurde mehr gethan, weniger geschrieben. In Palästina gab es auch nach dem langen Verheerungskriege noch eine schöne Reihe christlicher Gemeinden, an welche sich jetzt manche Israeliten anschloßen, deren jüdische Hoffnungen durch die Zerstörung des Tempels den letzten Stoß bekommen hatten. Auch in Tyrus, Sidon und Damaskus fanden sich viele Christen, und die Gemeinde in Antiochia behauptete immer noch ihre wichtige einflußreiche Stellung, wie in der apostolischen Zeit. Aber auch in die umliegenden näheren und ferneren Länder drang die Botschaft von Christus immer reichlicher und immer tiefer ein. Freilich Missionsgesellschaften und Missionsschulen gab es damals noch nicht: denn jeder Christ sah sich als einen Missionar an, und benützte jede Gelegenheit, um von Dem zu zeugen, an den er glaubte; auch brauchte man keine Missionskassen: denn die Verbreitung des Evangeliums wurde von den christlichen Gemeinden als eine gemeinsame Angelegenheit betrachtet, an welcher jeder Einzelne Theil nahm. Doch fanden sich immer freiwillige Leute genug, die ihr ganzes Leben dem seligen Berufe der Heidenbekehrung widmeten, und als Evangelisten hin und her reisten, um in der Nähe und Ferne neue Straßen für den Sie-

gekwagen des Evangeliums aufzusuchen und zu bahnen. In Egypten, und namentlich in Alexandria, wo viele Juden wohnten, hatte das Evangelium frühzeitig Eingang gefunden, und von dort aus verbreitete es sich über das rothe Meer hinüber nach Arabien, wo schon Paulus Samen streute, und weiter hinüber nach Indien. Wie es nach Persien gekommen, wissen wir nicht; nur so viel, daß es im dritten Jahrhundert bereits viele Anhänger daselbst hatte. Dagegen erzählt uns die Kirchengeschichte ausführlicher, wie es zugegangen, daß die Iberier (in Georgien im südlichen Rußland) Christen wurden. Eine gefangene Christin betete für das kranke Kind ihres Herrn zu Christus, und es wurde gesund. Die Königin, welche in einer schweren Krankheit lag, wurde ebenfalls durch die Fürbitte der Christensklavin geheilt. Als nun der König auf der Jagd in Gefahr kam, erinnerte er sich an den Gott der Christen, und betete zu Ihm um Hilfe. Sie wurde ihm zu Theil, und nun wurde er ein Christ, und unterrichtete sammt seiner Gemahlin auch seine Unterthanen im Christenthum, bis Prediger aus Rom kamen. Das war in den Jahren 320—330. So kann eine Krankheit zur Genesung, und eine Sklavin zur Freiheit helfen! — In Kleinasien, namentlich aber in Jonien und Phrygien, hatte das Reich Christi seinen Hauptsitz aufgeschlagen, und kaum einige Jahre nach dem Tode des Apostels Johannes schreibt ein kaiserl. Statthalter in jener Gegend, überall im Lande umher seyen die Tempel und Altäre der Götter verlassen, und es gebe nur noch wenige Einwohner, die dem Priester ihre Opfergaben bringen.

Am Schluß unsers Zeitraums, bei der Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahr 325, waren nicht weniger als 318 christliche Bischöfe versammelt, unter denen die meisten aus Kleinasien. — Auch in Macedonien und Griechenland hatte das Christenthum feste Wurzel gefaßt, und breitete seine Zweige immer weiter aus.

Schon zu den Zeiten des Apostels Paulus war der Schall, „der in alle Lande geht", auch nach Dalmatien und Illyrien, und bis an die Ufer der Donau hin, gedrungen. Dort nämlich hatten schon die siegreichen Waffen des Kaisers Augustus dem Evangelium eine Bahn gebrochen, noch ehe es gepredigt wurde. Er hatte diese Länder erobert, und um sie desto sicherer zu behaupten, legte er an den Ufern der Donau eine Reihe römischer Colonieen an, welche gleich Anfangs mit 120,000 römischen Ansiedlern besetzt, und von Zeit zu Zeit durch neue Ankömmlinge verstärkt wurden. Diese römischen Colonieen erstreckten sich bis hinauf nach Hohen-Rhätien (Graubündten), und bildeten die ersten Grundlagen der jetzt blühenden Städte: Lorch (in Oestreich), Salzburg, Augsburg, Regensburg, Bregenz, Trient, Bozen, Chur, u. s. w. Natürlich bestand zwischen ihnen und dem römischen Mutterlande ein lebhafter Verkehr; und wie eine Mutter dem Söhnlein in der Fremde alle Neuigkeiten aus der Nachbarschaft und aus dem Vaterhause mittheilt, und von allem Guten, was man zu Hause hat, wo möglich auch eine Portion schickt; so empfiengen diese ausgewanderten Römer unter Anderem auch das Christenthum aus der Heimath, wenigstens zunächst die Nachricht davon. Unter den neuen Ansiedlern, die von Zeit zu Zeit nachgeschickt wurden, mögen manche Christen gewesen seyn, und auf jeden Fall fand sich unter den römischen Soldaten, die in jene Gegend kamen, eine nicht unbedeutende Zahl von solchen, die an Christum glaubten. Die Kirchengeschichte erzählt von einer römischen Legion, welche den Namen der „blitzenden Legion" führte, und unter welcher viele Christen gewesen seyen. Als nun der Kaiser Marc Aurel an der Donau dem Heere der Markomannen und Quaden gegenüberstand, war er in großer Noth: denn seine Krieger litten von brennender Sonnenhitze und heftigem Durst, und die Feinde drohten einen Ueberfall. Da fielen die christlichen Soldaten der blitzenden Legion auf

ihre Kniee, und beteten zu Jesu um Hülfe. Auf ihr Gebet kam ein Regen, der den Römern den Durst löschte, und ein Gewitter, das die Feinde so schreckte, daß die Römer siegten. Der Kaiser meinte freilich, sein Heidengott Jupiter habe geholfen, und errichtete ihm in Rom eine prächtige Bildsäule. Aber er hat's nicht recht gewußt. Dieß soll im Jahr 174 geschehen seyn. Um diese Zeit schreibt auch Tertullian, die Festungen, Legionen und Feldlager seyen mit Christen angefüllt. — Was uns die Geschichte von Lucius, Maximilian, Viktorin, Quirinus und Narcissus erzählt, welche von Graubündten bis nach Oestreich hinab die Glaubenssaat gestreut haben, und von der heiligen Afra in Augsburg, welche um ihres Bekenntnisses willen den Feuertod starb, ist im Einzelnen unzuverlässige Sage; aber so viel lernen wir daraus, daß im Laufe des dritten Jahrhunderts bereits eine Anzahl christlicher Gemeinlein in jenen Gegenden gepflanzt war. Ebenso beweist uns die Erzählung von der thebaischen Legion, welche der Kaiser Maximilian im J. 286 niederhauen ließ, weil sie den Götzen nicht opfern wollte, wenn auch der Bericht nicht ganz getreu seyn sollte, wenigstens so viel, daß unter dem römischen Heere die Zahl der Christen damals sehr ansehnlich gewesen seyn muß.

Helvetien (die Schweiz) stand schon seit dem Jahre 60 nach Chr. Geb. unter römischer Herrschaft. Im ganzen Lande umher waren römische Festungen erbaut, und römische Städte angelegt, unter denen Wiflisburg (Avenches) und Windisch hervorragten. Diese römischen Niederlassungen sind als die Flußbette anzusehen, durch welche mit der Zeit das Lebenswasser des Evangeliums in das hohe Gebirgsland hinaufströmen konnte, von welchem das irdische Wasser sich in reichen Strömen nach den nördlichen und südlichen Meeren herabgießt. Doch verliert sich das, was von der Pflanzung der ersten Christengemeinden in diesem Zeit-

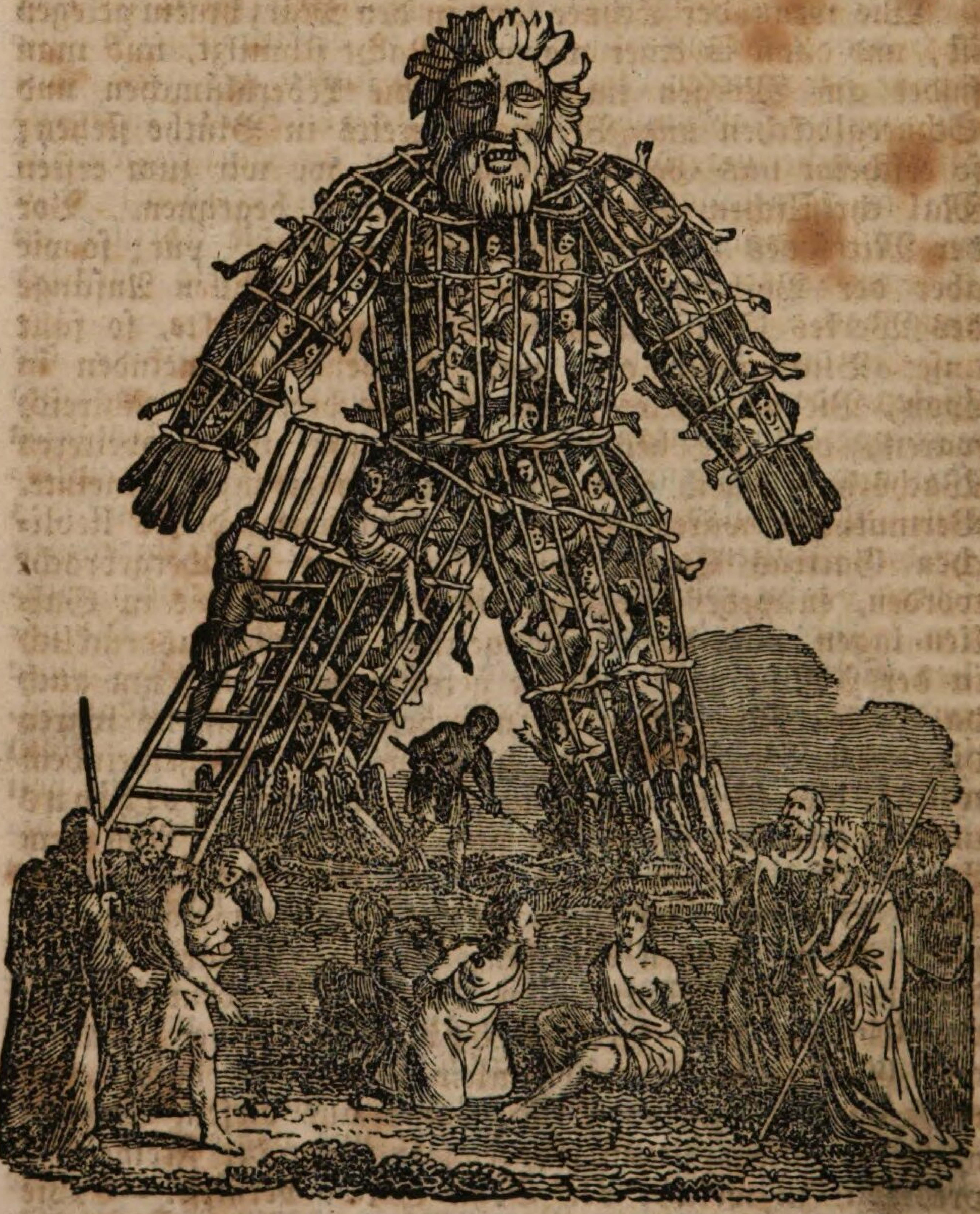
raum, und von den Heidenboten Beatus, Viktor, Ursus, Felix und Ursula, (welche letzteren die Stadt Zürich noch in ihrem Wappen führt) erzählt wird, in die Dunkelheit der Sage, und erst später in der Zeit Constantins geht mit dem helleren Lichte des Christenthums auch das hellere Licht der Geschichte in diesem Lande auf.

In einem Lande, wie das alte Germanien (Deutschland), dessen Inneres mit weitgestreckten undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und von wilden kriegerischen Volksstämmen bewohnt ist, müssen sich die Verbreitungswege der Bildung und des Christenthums den großen Wasserströmen nach ziehen, an deren Ufern die dichten dunkeln Wälder zuerst gelichtet, und die Völker durch gegenseitigen Verkehr zuerst abgeschliffen werden. Diesen Gang nahm die Niederlassung der römischen Herrschaft und die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland in den drei ersten Jahrhunderten; und an den Ufern der Donau und des Rheins treffen wir auf die ersten römischen Colonien und auf die ersten Pflanzstätten des Christenthums. In das Innere der deutschen Gauen hat sich die Kirche Christi erst in den folgenden Jahrhunderten ihre Wege bahnen können. Schon frühe finden wir am linken Ufer des Rheinstromes hinab die ersten Anlagen von Städten, deren jetzige Namen wohl allen meinen Lesern bekannt sind. Es sind die Städte Norach (jetzt Augst), Basel, Breisach, Straßburg, Worms, Speier, Mainz, und vor allen das schon damals sehr bedeutende Cöln, mit dem benachbarten Trier. Letztere Stadt soll der Wohnsitz der ersten deutschen Christengemeinde gewesen seyn. Wie es aber mit der Verpflanzung des Christenthums in diese Rheinstädte zugegangen, darüber haben wir keine genauere Nachricht. Es gieng diesen alten Germanen wie mir, als ich zur Schule kam. Da mußte ich zuerst Latein lernen, und die Schriften der heidnischen Römer lesen, dann erst kam ich auch an's Griechische und

Hebräische, und wurde mit den Schriften der Apostel und Propheten bekannt. Die Römer hatten in ihren Niederlassungen zuerst ihr römisches Heidenthum eingeführt, ehe das Christenthum den Zugang zu ihnen fand; und wenn gleich dieser römische Götzendienst nicht viel besser war als der germanische, so bildete dieser Wechsel doch den Uebergang zu einer um so bereitwilligeren Annahme der reineren Lehre. Wirklich finden wir auch schon im zweiten Jahrhundert bei Irenäus (Bischof zu Lyon) die Versicherung, daß zu seiner Zeit die Christengemeinden in Deutschland (am Ober- und Niederrhein) nicht anders geglaubt und gelehrt haben, als die Christen im Morgenlande; und 25 Jahre später wird diese Versicherung von Tertullian wiederholt.

In dem jetzigen Frankreich wohnten damals die Gälen oder Galen, auch Gallier genannt. Ihr Land war vor dem Einfall der Römer so gut als Germanien eine mit Sümpfen, Wäldern und Haiden bedeckte Wildniß. Das wilde Deutschland sahen die Bewohner des milden Italiens mit Entsetzen an. Die Eingebornen lebten da im rohesten Naturzustande, in schlechten Hütten. Ihre Liebhaberei war Krieg und Jagd. Die hohen Gebirge lagen fast das ganze Jahr unter Schnee und Eis, die Ebenen waren voll finsterer Waldungen, in denen die heidnischen Götter verehrt wurden. Noch im vierten Jahrhundert war der Bodensee so dicht von Wald umschlossen, daß kein Wanderer seine Ufer betreten konnte, außer an den Stellen, wo die römischen Legionen einen Weg mit der Axt gebahnt hatten. Der Winter war lang und streng; wilde Thiere und Schlangen gab's in Menge. Von der Zeit an, wo die Römer Gallien eroberten, fieng man an, Weinstöcke und Fruchtbäume zu pflanzen, und Städte zu bauen. Die Priester der Gallier, Druiden genannt, hatten einen unbeschränkten Einfluß auf das Volk; und obgleich ihre Religionslehren nicht so albern und fabelhaft waren, wie bei andern heidnischen Nationen: so waren doch die Re-

ligionsgebräuche, über deren Beobachtung sie hielten, unmenschlich und blutig. An vielen Orten hatten sie ungeheuer große aus Weiden und Stroh geflochtene Götzenbilder, welche inwendig mit Menschen angefüllt, und dann angezündet und verbrannt wurden. Solcher



Art waren ihre Gottesdienste! Selbst den heidnischen Römern graute es vor denselben: sie rotteten die Götzenhaine aus, und hoben den Priesterorden der Druiden auf, noch ehe sie den Galliern für den zerstörten Götzendienst die bessere Gabe des Christenthums bieten konnten.

Wie wenn der Schnee lang in den März hinein gelegen ist, und dann in einer warmen Nacht schmilzt, und man findet am Morgen im Garten die Leberblümchen und Schneeglöckchen und Veilchen bereits in Blüthe stehen; so erscheint uns Gallien zu der Zeit, wo wir zum ersten Mal christlichen Anpflanzungen darin begegnen. Vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts keine Spur; so wie aber der Vorhang aufgeht, welcher die stillen Anfänge des Werkes Christi in diesen Gegenden verdeckte, so fällt unser Blick gleich auf große blühende Gemeinden in Lyon, Vienne, Arles u. s. w., die bereits so zahlreich waren, daß die heidnische Regierung ihrem weiteren Wachsthum durch Verfolgung steuern zu müssen meinte. Vermuthlich waren die ersten Saatkörner dieses lieblichen Gartens Christi aus Klein-Asien herübergebracht worden, entweder durch asiatische Legionen, die in Gallien lagen, oder durch Evangelisten, welche ausdrücklich in der Absicht nach Gallien gekommen waren, um auch da Seelen für Jesum anzuwerben. Wenigstens waren die ersten Bischöfe dieser gallischen Christengemeinden, welche die Geschichte nennt, Nicetius, Pothinus und Irenäus, sämmtlich aus Klein-Asien. Aus dem Lande also, wohin im dritten Jahrhundert vor Chr. große Schaaren von Galliern ausgewandert waren, und sogar ihren Namen verpflanzt hatten (Galater), kam dem heidnischen Mutterlande die erste Friedensbotschaft von Christus zu. Freilich Columbus, der in Amerika Gold suchte, um Jerusalem zu befreien, dachte auch nicht daran, daß einst Missionare aus diesem Amerika nach Jerusalem ziehen würden, um von der Freiheit zu predigen, zu welcher der Sohn Gottes verhilft. — Wie es nun bei der Urbarmachung des verwilderten Bodens

und bei der Aussaat durch die Knechte Christi zugegangen, welche Schwierigkeiten oder welche Vorbereitungen sie gefunden, das wissen wir nicht. Die Geschichte der Kirche Christi läßt uns gar manche Fragen übrig, auf die sich ein so neugieriger Mensch, wie ich, noch in der andern Welt Antworten erbitten wird. Die Kirche Christi in Gallien ist kaum vor unsern Blick getreten, so sehen wir auch schon die Flammen der Verfolgung über ihr zusammenschlagen, welche sie aber nur noch mehr verherrlichten, wie wir später sehen werden. In der Mitte des dritten Jahrhunderts, erzählt uns die Geschichte, kamen sieben Missionare aus Italien nach Gallien, ließen sich in verschiedenen Gegenden des Landes nieder, und gründeten christliche Gemeinden. Dieß ist aber auch Alles, was wir von ihnen wissen, und eine allgemeinere Verbreitung fand das Evangelium in Gallien erst am Ende unsers Zeitraums, da es von oben mehr Schutz genoß.

Auch in Spanien hat das Christenthum frühzeitig festen Fuß gefaßt. Von den ältesten Zeiten her hat die spanische Kirche behauptet, sie sey von dem Apostel Paulus selbst gestiftet worden, und dieß wird auch durch die oben angeführte Aeußerung von Clemens bestätigt. Weiter aber erfahren wir auch gar nichts von der Pflanzung des Christenthums in diesem Lande. Doch muß um die Mitte des dritten Jahrhunderts die Zahl der Christen in Spanien schon bedeutend gewesen seyn; und je weniger damals das Bekenntniß zu Christo ein bloß äußerliches war, desto erfreulicher ist es, wenn man an einem Ort auch nur ein kleines Christenhäuflein antrifft.

Auch von Britannien (England) erzählt die alte Sage, daß es durch den Dienst des Apostels Paulus selbst die erste Nachricht von Christo bekommen habe. Auf jeden Fall geht aus den Stellen der Kirchenväter, die davon handeln, so viel hervor, daß das Evangelium spätestens im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach

England gekommen ist. Alte Schriftsteller erzählen, ein brittischer Kriegsheld, der neun Jahre lang glücklich gegen die Römer in seinem Vaterland gefochten, sey endlich mit seiner ganzen Familie gefangen genommen, und nach Rom geführt worden. Dort haben sie mit Christen Bekanntschaft gemacht, und bei ihrer Rückkehr in's Vaterland (im Jahr 62 n. Chr.) ihren neuen Glauben unter ihren Landsleuten verbreitet. Römische Christen, die sie begleitet, und unter denen vielleicht Paulus selbst gewesen, seyen ihnen hierin behülflich gewesen. Wir möchten es freilich unseren christlichen Brüdern in England, die in den letzten vierzig Jahren so gar viel für die Ausbreitung des Evangeliums gethan haben, wohl gönnen, wenn sich mit Gewißheit erweisen ließe, daß der erste, der ihnen dieses Evangelium gebracht, der große Apostel der Heiden selbst gewesen sey.

Auch in Britannien, wie in Gallien, war der Götzendienst der Druiden einheimisch; und ein alter britischer Geschichtschreiber erzählt, die Götzen seines Landes seyen so zahlreich wie die in Egypten gewesen, und eben so häßlich, und er habe selbst noch einige gesehen, die man zum Andenken aufbewahrte. Der römische Kaiser Claudius aber ließ im Jahr 61 alle Druiden umbringen, und alle Götzenhaine vertilgen. Mit der Gründung der christlichen Kirche aber gieng es in den kriegerischen Zeiten nur langsam von Statten, und von einem festen Bestand derselben konnte gar nicht die Rede seyn, bis mit dem Kaiser Constantin ruhigere Umstände eintraten.

Wie wenn ein Seefahrer sich einer unbekannten Küste nähert, die mit dichtem Nebel bedeckt ist, und es verschwindet auf einmal der Nebel, und das ganze langgedehnte Ufer liegt mit schönen Städten und freundlichen Dörfern und blühenden Gärten im hellen Sonnenschein vor seinen Augen: — so tritt auch die Nordküste von Afrika am Ende des zweiten Jahrhunderts mit Einem Male aus der Dunkelheit hervor, und es steht da

bereits auf ihrer ganzen Länge das Christenthum als eine festgewurzelte Anpflanzung, die nicht erst von gestern her seyn kann. Wir haben durchaus keine Nachricht, durch welche Hand der lebendige Same eines neuen unvergänglichen Lebens in die öden Felder von Nordafrika eingestreut, und das Gepflanzte begossen worden; nur so viel läßt sich wahrscheinlich machen, daß dieser Liebesdienst von Rom aus geleistet worden ist: denn zwischen Rom und Carthago, dem Mittelpunkt der nordafrikanischen Kirche, bestand ein lebhafter Verkehr. Die erste Nachricht von dieser Kirche empfangen wir von einem Mann, der schon mehrmals genannt worden ist, und zu den berühmtesten Kirchenlehrern gehört, von Tertullian, Presbyter in Carthago; und zu seiner Zeit ist die christliche Kirche bereits zu einer solchen Ausdehnung gelangt, daß er an den römischen Statthalter Folgendes schreiben kann: „Wenn du fortfährst, die Christen in Afrika zu verfolgen, was willst du dann mit den vielen Tausenden beiderlei Geschlechts, jeden Ranges und Alters, anfangen, die sich dir als Christen freiwillig stellen werden? Wirst du wohl Feuer und Schwerter genug haben, diese Alle aus dem Leben zu schaffen? Von Carthago selbst muß der zehnte Theil auf die Schlachtbank, und unter den Schlachtopfern wirst du deine eigenen Verwandten und Freunde, du wirst die vornehmsten Männer und Frauen der Hauptstadt unter ihrer Zahl treffen. Willst du uns nicht verschonen, so schone dein selbst, schone Carthago's, habe Mitleiden mit der Provinz, deren Regierung dir anvertraut ist.“ In einer andern Stelle schreibt er: „Ueberall hört man unsere Widersacher rufen: die ganze Stadt ist von Christen belagert, und man trifft sie überall auf den Dörfern, in den Castellen, auf Inseln an.“ Wirklich zählte man auch schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts in der Provinz, deren Hauptstadt Carthago war, 70 Bischöfe, und etwa hundert Jahre später nicht weniger als 446.

Auch nach Ober-Egypten hatte sich von Alexandrien aus der süße Geruch des Evangeliums Jesu verbreitet, und war am Ende des zweiten Jahrhunderts schon Vielen ein Geruch des Lebens zum Leben geworden, der sie stärkte, die Schrecken des Todes unter den damaligen Verfolgungen zu überwinden. Im Laufe des dritten Jahrhunderts wurde in Alexandrien eine Catechetenschule errichtet, welche man die erste Missionsanstalt nennen kann, und welche auch auf die Ausbreitung des Christenthums einen entschieden segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Ihre ausgezeichnetsten Lehrer waren Pantänus, Clemens und Origenes. Auch der Umstand trug zur Ausbreitung der Lehre Christi bedeutend bei, daß schon frühzeitig das Neue Testament in die alte koptische Landessprache übersetzt, und dadurch dem Volke zugänglich gemacht wurde. Im Anfang des vierten Jahrhunderts war das Christenthum in Egypten so weit verbreitet, daß in der Diocletianischen Verfolgung (303 n. Chr.) nach dem Zeugniß des Eusebius die Zahl derer, die als Christen unter dem Beile starben, 140,000 betrug, während 700,000 andere im Gefängniß, durch Sklavenarbeit, oder in der Verbannung umkamen.

Wir haben unsern Kreislauf durch die Grenzländer des römischen Reiches geendigt, und kommen nun auf den Mittelpunkt desselben nach Rom zurück, wo die christliche Kirche seit der Zerstörung Jerusalems ihre Residenz aufgeschlagen hatte. Obwohl diese Hauptstadt der Welt von Jahr zu Jahr tiefer in Sittenverderbniß verfiel, und der Schauplatz stets wiederholter bürgerlicher Verwirrungen wurde, obgleich hier das Feuer der Verfolgung fast unausgesetzt braunte; so wuchs doch nichts destoweniger die Zahl der Christen in ihr immer mehr an, und erstarkte unter den Augen der heidnischen Kaiser so sehr, daß alle Bemühungen derselben, sie zu vertilgen, fruchtlos seyn mußten. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts zählte die Gemeinde zu Rom einen Bischof,

46 Presbyter, 7 Diakonen, eben so viele Unter-Diakonen, 50 Vorleser, Exorcisten und Pförtner; und theilte an 1500 ihrer Mitglieder Almosen aus. Ueberhaupt nahm während dieses Zeitraums die Anzahl der Christen so reißend zu, daß schon am Ende des zweiten Jahrhunderts Tertullian dem römischen Kaiser und Senat in's Gesicht hinein sagen konnte: „Wir Christen sind „erst von gestern her, und haben schon alle eure Besitzun„gen, eure Städte, Inseln, festen Plätze, Gemeinderäthe, „Heere, Zünfte, Paläste, ja den Senat und die Gerichts„höfe angefüllt, und den Heiden nur noch ihre Tempel „übrig gelassen. Hätten wir im Sinne, uns für erlit„tene Mißhandlungen zu rächen; so würden wir stark „genug seyn, mit den Waffen in der Hand unser Recht „geltend zu machen: denn unsere Freunde befinden sich „nicht bloß in dieser oder jener Provinz, sondern in allen „Theilen der Welt. Ja würden wir uns nur gemein„schaftlich verabreden, den römischen Boden zu verlassen, „welcher Verlust von Unterthanen wäre dieß nicht für „die Regierung! Die Welt würde staunen über die „Verödung, welche wir zurück ließen, und menschenleer „und todt würde dann die Stadt erscheinen, in welcher „ihr regieret.“

---

3. Die Verfolgungen der Christen.

Man zählt gewöhnlich bis zur Zeit des Kaisers Constantin zehen Hauptverfolgungen, welche über die Christen ergiengen, nämlich unter den Kaisern Nero, Domitian, Trajan und Hadrian, Lucius Verus, Septimius Severus, Maximin, Decius, Valerian, Aurelian und Diocletian. Veranlassung dazu gab gewöhnlich die Zumuthung, welche man den Christen machte, den heidnischen Götzen zu opfern, und den Bildsäulen der Kaiser durch Räuchern u. dergl. Verehrung zu bezeugen. Weigerten sie sich deß, wie sie ja

Gewissenshalber nicht anders konnten: so sah man dieß nicht bloß als eine Verachtung der Staatsreligion an, sondern auch als eine Unbotmäßigkeit gegen die Regierung, und glaubte deßhalb volles Recht zu haben, sie mit Gewalt zu zwingen, und ihr hartnäckiges Widerstreben mit dem Tode zu bestrafen. Je mehr die Zahl der Christen wuchs, desto größer wurde die Besorgniß der heidnischen Kaiser, sie möchten endlich durch ihre Uebermacht der Regierung selbst gefährlich werden; und in ihrem Unglauben wußten sie dieser vermeintlichen Gefahr durch kein anderes Mittel zu steuern, als durch möglichste Ausrottung derselben. Manchmal rührten auch die Verfolgungen, ohne besonderen Befehl des Kaisers, bloß von einzelnen Statthaltern römischer Provinzen her, welche Feinde der Christen waren. Maximin und Decius verfolgten die Christen hauptsächlich aus Haß gegen ihre Vorgänger, welche das Christenthum begünstigt hatten. Oefters wurden die friedlichen Christen mit den empörungssüchtigen Juden verwechselt, und mußten unschuldigerweise mit ihnen leiden. So unter dem Kaiser Hadrian im zweiten Jahrhundert, wo ein gewisser jüdischer Betrüger im Lande Canaan, Bar Chochab (Sternsohn), nachher Bar Cosabi (Lügensohn) genannt, mit einem großen Anhang verblendeter Juden sich gegen die Römer empörte, und, nach einem langen Kriege, mit vielen Hunderttausenden von Juden vertilgt wurde. Da kamen auch viele Christen mit um, obgleich Bar Chochab selbst sie verfolgt hatte. Keines von den Ländern, in welchen das Christenthum Eingang gefunden, blieb von der Verfolgung verschont. Man plünderte die Häuser und Güter der Christen; man marterte sie auf alle Art; und es gibt kaum eine Todesstrafe, die nicht bei ihnen angewendet worden wäre. Ganze Gemeinden mit ihren Lehrern flüchteten sich in abgelegene Orte, in Wüsten und Wälder. Viele verloren da ihr Leben elendiglich durch Hunger und Durst, durch Kälte und Krankheiten, durch wilde Thiere und Menschen. Viele Christen, wel-

che ihren Verfolgern in die Hände geriethen, waren nicht stark genug, ihr Bekenntniß durch den Tod zu besiegeln, und fielen aus Furcht oder Schwäche ab; Andere aber blieben bis zum letzten Augenblick eines martervollen Todes ihrem Glauben getreu, und gaben freudig ihr Leben dahin. Laktantius (im dritten Jahrh.) schreibt: „Hätte ich hundert Zungen und einen hundertfachen „Mund, und die stärkste Stimme der Welt; so könnte „ich doch nicht alle die Verbrechen beschreiben, welche „begangen wurden, noch die Martern alle nennen, die „der Scharfsinn der Obrigkeiten gegen die große Menge „der unschuldigen Christen ersonnen hat.“ Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Matronen, Soldaten und gemeine Leute jeder Gattung und jeden Alters mußten um Christi willen leiden. Einige erhielten durch Geißel und Feuer die Krone der Sieger; Andere wurden sogleich durch das Schwert, zum Theil nach kurzer Folter, hingerichtet. Jedermann hatte Erlaubniß, die Christen zu beleidigen. Einige schlugen sie mit Keulen, Andere mit Ruthen; Etliche geißelten sie

mit Riemen von Leder, Andere mit Stricken. Einige Christen wurden mit zurückgebundenen Händen an eine hölzerne Maschine befestigt, und alle ihre Glieder auseinandergezogen. Die Folterknechte zerrissen ihnen den ganzen Leib mit eisernen Nägeln. Andere hieng man an der einen Hand auf, und ließ alle ihre Gelenke auseinanderzerren; wieder Andere wurden in Ketten aufgehängt, so daß die Füße nicht auf den Boden reichten, damit die Ketten durch das Gewicht des Körpers sich um so fester und schmerzhafter anschließen möchten; und diese Qual mußten sie beinahe einen ganzen Tag ohne Unterbrechung aushalten. Wenn sie den Geist aufgegeben hatten, ließ man sie auf der Erde umherschleifen. Ein Statthalter sagte: „Es kümmere sich Niemand um diese „Christen, sie sind nicht werth, wie Menschen behandelt „zu werden!“ Nachdem ein Märtyrer die Folter und die brennenden Platten ausgehalten hatte, ließ ihn der Richter über und über mit Honig bestreichen, und dann mit zurückgebundenen Händen in den sehr heißen Sonnenschein legen, damit er von den Fliegen zerstochen werde. Zuweilen wurden auf einmal 10, dann 30 und 60 und einmal 100 Männer und Weiber, mit allen ihren Kindern, an Einem Tage auf mannigfaltige Weise hingerichtet. Eusebius sah in Egypten, wie an Einem Tage so Viele abgethan wurden, daß die Scharfrichter darüber ermüdeten, und ihre Werkzeuge sich abstumpften. Die Christen litten aber mit der größten Standhaftigkeit und Geduld. Sogar Freude und Frohlocken war an ihnen zu erblicken, und bis an ihren letzten Athemzug sangen sie Dank- und Loblieder.

Ich könnte ein ganzes Buch voll Märtyrergeschichten schreiben; aber wo bliebe dann das Uebrige! Doch von einigen muß ich noch erzählen.

Simeon, Bischof der Gemeinde von Jerusalem, war schon 120 Jahre alt, als er vor den römischen Statthalter geführt wurde. Er wurde mehrere Tage hintereinander gegeißelt, und blieb so standhaft, daß selbst seine

Verfolger darüber staunten. Endlich, als er nicht von Christo lassen wollte, wurde er an das Kreutz geschlagen (im J. 106). Drei Jahre später wurde der Bischof Ignatius von Antiochia auf Befehl des Kaisers Trajan nach Rom geführt, um dort seinen Glauben an den Gekreutzigten mit dem Tode zu büßen. In einem Briefe, den er an die Gemeinde zu Rom schrieb, heißt es unter Anderem: „Auf dem ganzen Wege von Syrien nach „Rom kämpfe ich mit wilden Thieren, gebunden an „zehen Leoparden (Soldaten), die immer wüthender ge„gen mich werden, je mehr ich ihnen Gutes thue. Doch „— werfe man mich in's Feuer, oder vor die wilden „Thiere, nagle man mich an's Kreutz, zerreiße man mir „alle meine Glieder: — was ist das Alles, wenn ich „nur Jesum genießen darf!" — In Rom wurde er den wilden Thieren vorgeworfen. Als er die Löwen brüllen hörte, sprach er: „Ich bin Christi Waitzenkorn, das der „Zahn wilder Thiere zuerst zermalmen muß, damit es „als reines Brod erfunden werde."

Bald hatten ihn die Löwen zerrissen. Die wenigen Knochen, welche sie übrig gelassen, sind in Antiochia beerdigt worden.

Im Jahr 167 wurde der 90jährige Bischof von Smyrna, Polykarpus, ein Schüler des Apostels Johannes, verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Als man ihm zumuthete, seinen Glauben zu verleugnen, sagte er: „Sechs und achtzig Jahre schon diene ich Christo, „meinem HErrn, und Er hat mir nie etwas zu Leide „gethan, wie sollte ich nun Ihm untreu werden, der mich „erlöst hat!“ Nachdem man ihn an den Pfahl gebunden, und er noch brünstig gebetet hatte, wurde der Scheiterhaufen angezündet. Aber so hell auch das Feuer brannte, so wollte es den frommen Mann doch nicht ergreifen, wie wenn es sich vor ihm gefürchtet hätte. Sie durchbohrten ihn endlich mit einem Dolch, und ließen seinen Leichnam zu Asche brennen.

Man erzählt von einem vor 30 Jahren gestorbenen schwäbischen Landmann, der eine Summe von 2000 Gulden in Gold in die Hauptstadt bringen, und durch das französische Lager gehen mußte, — er habe sein Geld wohl verborgen, schlechte Kleider angezogen, und rechts und links die Soldaten um ein Almosen angesprochen, und sey so mit dem anvertrauten Gelde unversehrt an sein Ziel gekommen. Auf ähnliche Weise, still und verborgen, gehen die wahren Christen durch die Welt, und tragen ihren Schatz in zerbrechlichen Gefäßen. Oft erfährt man erst durch ihren Tod, daß sie da gewesen sind, und wieviel die Erde an ihnen verloren hat. Schwerlich würde uns die Geschichte die Namen jener auserwählten Seelen in Lyon und Vienne (in Frankreich) genannt haben, wenn sie nicht in ihren beispiellosen Martern solche Wunder der Geduld und des Glaubens verrichtet hätten. Ein fernes dumpfes Tosen hatte eine Zeit lang vorher das Gewitter angekündigt, das im Jahr 169 über die Christen in Lyon und Vienne in voller Heftigkeit ausbrach. Die Angesehensten unter ihnen wurden schnell überfallen, und in's Gefängniß geworfen. Der 90jährige Bischof Pothinus hatte von den Fußtritten, Steinwürfen und andern Mißhandlungen der erbosten Heiden

so sehr gelitten, daß er nach zwei Tagen im Kerker verschied. Noch Schwereres war für einige andere Christen aufgehoben, welche man durch alle ersinnlichen Qualen zum Abfall von Christus zu bewegen suchte. Die Sklavin Blandina, von zartem und schwächlichem Körper, welcher selbst die Christen nicht Kraft genug zutrauten, um standhaft zu bleiben, wurde vom Morgen bis an den Abend mit allen Arten von Martern so gepeinigt, daß endlich die Peiniger selbst ermüdeten, und gestanden, sie wüßten keine neue Qual mehr anzuwenden, und es sey ihnen unbegreiflich, wie sie noch habe am Leben bleiben können: denn ihr ganzer Leib war überall zerrissen und geöffnet. Aber der HErr hatte sie mächtig gestärkt, daß sie bei dem Bekenntniß verharren konnte: „Ich bin eine Christin, und das Böse, was man den Christen nachsagt, ist Verläumdung.“ — Ebenso wurde auch der Diakon Sanctus barbarisch gequält; antwortete aber, von Christus kräftig gemacht, immer wieder: „Ich bin ein Christ.“ Erbittert darüber ließen seine Peiniger eiserne Platten an die empfindlichsten Theile seines Leibes befestigen, und glühend machen. Aber obgleich sein Leib nur Eine große Wunde, und ganz zusammengekrümmt war, so daß er keinem Menschen mehr gleich sah, blieb er doch standhaft bei seinem Bekenntniß. Nach einigen Tagen wurde sein Körper, voll geschwollener und entzündeter Wunden, welche nicht einmal eine leise Berührung vertrugen, auf's Neue gepeinigt; aber auch das konnte ihn nicht bewegen, vielmehr erhielt er durch diese zweite Marter seine natürliche Gestalt wieder. — Zur Hinrichtung der Märtyrer wurde ein außerordentliches Volksfest angestellt. Sanctus und Maturus, ein erst kürzlich Getaufter, wurden gegeißelt, auf einen glühenden eisernen Stuhl befestigt, der ihre Leiber röstete, und dann den wilden Thieren vorgeworfen. Sie blieben bei ihrem Bekenntniß; und weil die wilden Thiere sie nur zerfleischten, nicht tödteten, so wurden sie endlich mit dem Schwert vollends zum Tode gebracht. Blan-

dina, mit ausgestreckten Armen in Gestalt eines Kreuzes an einen Pfahl gebunden, sollte ebenfalls von den wilden Thieren zerrissen werden; weil ihr aber diese, vielleicht noch mitleidiger als die Menschen, kein Leid thaten, so hob man sie zu einem künftigen Kampfe auf. Später, nachdem auch noch zwei andere Christen, Attalus und Alexander, auf dem eisernen Stuhl gebraten, und den wilden Thieren zur Speise geworden waren, kam die Reihe noch einmal an sie. Mit Freuden, wie zu einem Hochzeitmahle, gieng sie ihrem Tode entgegen. Sie wurde in ein Netz gesteckt, und einem wilden Stiere vorgeworfen, der sie mit seinen Hörnern hin und her schleuderte, bis sie den Geist aufgab. Mit ihr starb ein 15jähriger Jüngling, Ponticus, nachdem er eine heldenmüthige Geduld bewiesen hatte. — Viele Christen wurden eben so grausam getödtet; Andere erlagen den Mißhandlungen im Kerker. In einer späteren Verfolgung unter dem Kaiser Severus erlangte auch der Nachfolger des Pothinus, Irenäus, die Krone der Märtyrer. Von diesen und anderen Blutzeugen singt ein altes Lied:

Löwen, laßt euch wieder finden,
Wie im ersten Christenthum,
Die Nichts konnte überwinden;
Seht nur an ihr Marterthum,
Wie in Lieb' sie glühen,
Wie sie Feuer sprühen,
Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt'!

Ganz großmüthig sie verlachten,
Was die Welt für Vortheil hält,
Und wonach die Meisten trachten,
Es mocht' seyn Ehr', Wollust, Geld.
Furcht war nicht in ihnen;
Auf die Kampfschaubühnen
Sprangen sie mit Freudigkeit,
Hielten mit den Thieren Streit.

Um diese Zeit wurden in Carthago auf der Nordküste von Afrika mehrere Christen gefangen gesetzt. Unter ihnen war Perpetua, eine junge 22jährige Frau, welcher man ihren Säugling von der Brust gerissen hatte, und eine Sklavin, Felicitas. Der Vater der Perpetua war ein Heide, und gab sich alle erdenkliche Mühe, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen. Zuletzt gieng er noch zu ihr in den Kerker, und redete sie also an: „Habe Mitleiden, meine Tochter, mit meinen grauen Haaren! Habe Mitleiden mit deinem Vater, wenn ich je dieses Namens würdig war! Habe „Mitleiden mit deinem Kinde, welches dich nicht überleben kann! Laß dich erweichen: denn wenn du umkommst, werden wir vor allen Menschen zu Schanden!“ Er küßte ihr die Hände, warf sich ihr zu Füßen, weinte, und nannte sie nicht mehr seine Tochter, sondern seine Gebieterin, die Gebieterin über sein Schicksal. Welcher Muth gehörte dazu, diesen herzergreifenden Bitten zu widerstehen im Namen dessen, den man mehr lieben soll als Vater und Mutter! Perpetua und Felicitas wurden einer wilden Kuh vorgeworfen, und bekamen endlich den Todesstoß durch die Hand eines Kampffechters. —

Bei einer Verfolgung in Alexandrien in Egypten im Jahr 247 ergriff man einen alten Mann, Namens Metras, und muthete ihm Gotteslästerung zu. Als er sich weigerte, schlugen sie ihn mit Keulen, zerkratzten sein Gesicht mit stachlichten Gewächsen, schleppten ihn darauf in die Vorstadt, und steinigten ihn zu Tode. Darauf zogen sie eine gläubige Frau, Namens Quinta, mit Gewalt zum Götzentempel, und bestanden darauf, daß sie anbeten sollte. Als sie sich dessen mit Abscheu weigerte, banden sie ihr die Füße, schleppten sie über die rauhen Pflastersteine durch die Stadt, zerstießen sie an Mühlsteinen, und peitschten sie: endlich brachten sie sie wieder an den Ort zurück, wo sie ergriffen worden war, und hier wurde sie vollends getödtet. Darnach wurden sie eins, die Häuser der Christen anzugreifen. Jeder lief in das Haus seines Nachbars, und plünderte es; man nahm die besten Sachen mit, und verbrannte das Uebrige auf den Straßen: es war, als ob die Stadt von einem feindlichen Heere erobert und geplündert worden wäre. Unter Andern ergriffen sie eine betagte Jungfrau, Namens Apollonia, und stießen ihr alle Zähne aus; und nachdem sie ein Feuer vor der Stadt angezündet hatten; wurde sie mit der Verbrennung bedroht, wenn sie

nicht lästern wollte. Sie bat um einen kleinen Verzug, sprang darauf in's Feuer, und wurde verzehrt. Den Serapion ergriffen sie in seinem Hause, marterten ihn, indem sie ihm seine Gebeine zerbrachen, und warfen ihn dann aus einem obern Zimmer auf die Straße. Keine Gasse war für die Christen zugänglich weder bei Tag noch bei Nacht; immer und allenthalben schrie das Volk, daß man, wenn sie nicht lästern wollten, sie in die Flammen werfen werde. — Ein Palastbedienter, Petrus, wurde vor den Kaiser gefordert, und in seiner Gegenwart mit unmäßiger Strenge gegeißelt. Da er dennoch sich weigerte, den Göttern zu opfern, ob er gleich so aufgerissen war, daß man die Knochen sehen konnte, so wurde ihm Essig und Salz in seine Wunden eingerieben, und da auch dieses nicht fruchtete, wurde er durch ein langsames Feuer getödtet (302). Im Jahr 260 wurde der Bischof der Gemeinde in Rom, Sixtus, hingerichtet. Nach dessen Tode ließ der Präfekt von Rom, dem man gesagt hatte, die römische Kirche besitze ungeheure Reichthümer, den ersten Diakon, Laurentius, zu sich kommen, und befahl ihm, dieselben auszuliefern. Laurentius sagte: „Laß mir ein wenig Zeit, Alles in „Ordnung zu bringen, und jedes einzeln zu bemerken.“ Der Präfekt gab ihm drei Tage Zeit. Am dritten Tage ließ Laurentius alle Armen, die von der römischen Gemeinde unterhalten wurden, zusammenkommen, gieng mit ihnen zum Präfekt, und sagte: „Komm und siehe „die Schätze unsers Gottes; der ganze Hof ist voll gül„dener Gefäße.“ Der Präfekt gieng hinaus; da er aber in dem Hofe nichts als arme Leute sah, wandte er sich gegen Laurentius mit einem Blick voll Zorn. „Was mißfällt dir denn?“ sagte Laurentius. „Das Gold, „welches du so begierig verlangst, ist nur schlechtes Me„tall, welches aus der Erde gegraben wird, und dient „als Reizung zu allen Verbrechen; das wahre Gold ist „das Licht, dessen Jünger diese armen Leute sind. Diese „sind die Schätze, die ich dir versprochen habe; und

dann sind hier noch köstliche Steine: siehe, diese Jungfrauen und Wittwen, sie sind die Krone der Kirche."

„Verspottest du mich?" rief der Präfekt aus; „ich weiß, ihr thut euch etwas darauf zu gute, daß ihr den Tod verachtet; und darum sollst du nicht auf einmal sterben." Er ließ darauf den Laurentius entkleiden, und auf einen eisernen Rost ausgestreckt befestigen, um ihn durch ein langsames Feuer zu todt braten zu lassen. Als Laurentius eine beträchtliche Zeit mit der einen Seite am Feuer gelegen war, sagte er zum Präfekt: „Man wende mich; ich bin auf der einen Seite genug gebraten." Nachdem man ihn gewendet hatte, blickte er gen Himmel, betete für die Einwohner von Rom, und gab den Geist auf.

Ein Kaufmann in Asien, Namens Maximus, rief unter den Foltern aus: „Es sind nicht Schmerzen, die wir für den Namen unsers Herrn Jesu Christi ausstehen, sondern Salbungen." Er wurde dann gesteinigt (250).

Soll ich euch auch etwas von Kindern erzählen, welche um Christi willen geduldig litten und starben? Nun es sey! Zuerst von Cyrillus. Das war ein junger Knabe in Cäsarea, der den Namen Jesu Christi beständig anrief, und sich weder durch Drohungen noch durch Schläge verhindern ließ, seinen Christenglauben laut zu bekennen. Einige Kinder von demselben Alter verfolgten ihn, und sein eigener Vater jagte ihn aus dem Hause. Der Richter ließ ihn vor sich kommen, und sagte: „Mein Kind, ich will dir verzeihen, und dein Vater soll dich wieder aufnehmen: es ist in deiner Gewalt, deines Vaters Erbe zu seyn, wenn du weise bist, und dein eigenes Beste bedenken willst." — „Ich leide gern" — antwortete das Kind — „Gott wird mich annehmen; ich bin nicht betrübt, daß ich aus dem Hause vertrieben worden bin; ich werde eine bessere Wohnung bekommen. Den Tod fürchte ich nicht; denn er führt mich zu einem bessern Leben." Nachdem er dieses gute

Bekenntniß gethan hatte, ließ man ihn binden, und zur Hinrichtung führen. Der Richter hatte aber heimlich den Befehl gegeben, ihn wieder zurückzubringen, in der Hoffnung, daß der Anblick des Feuers seine Entschlossenheit besiegen werde. Allein Cyrillus blieb unbeweglich. Als man ihn zurückbrachte, fieng der Richter aus Mitleiden seine Vorstellungen wieder an. Der junge Märtyrer erwiederte: „Dein Feuer und dein Schwert thun mir nichts; ich gehe zu einem bessern Hause: fertige mich geschwinde ab, daß ich bald dahin komme." Die Anwesenden weinten aus Mitleiden. „Ihr solltet euch lieber freuen" — sagte er — „aber ihr wisset nichts von der Stadt, wohin ich gehe." So gieng er hin zum Tode, und war ein Wunder vor den Augen aller Einwohner (260).

Ein zarter Knabe in Afrika, den der Statthalter durch Drohungen leicht schrecken zu können glaubte, erwiederte mit standhaftem Muthe: „Thut, was ihr wollt; aber ich bin und bleibe ein Christ."

In Antiochia wurde ein gewisser Romanus gegeißelt. Ein Soldat, der seiner spottete, sagte zu ihm: „Aber dein Christus ist ja nur von gestern her; die Götter der Heiden sind viel älter." Romanus rief einen Knaben herbei, um dem Soldaten zu antworten. Der Knabe sagte freimüthig: „Daß es viele Götter gibt, können wir Kinder nicht mehr glauben: es ist nur Ein Gott, der im Herzen wohnt." Das Kind wurde mit Ruthen gehauen, und seine dabei stehende Mutter sprach ihm muthig zu: „Halte aus, mein Kind, und bleibe standhaft; bald glänzt die Krone der Herrlichkeit auf deinem Haupte!" Und als das Kind unter den Peitschenhieben den Geist aufgab, rief die Mutter weinend aus: „Lebe wohl, mein holdes Kind; der Tod Seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem HErrn!"

Gott segne euch Alle, ihr lieben Kinder, die ihr dieses leset, damit ihr auch so treu und standhaft werdet!

Nicht selten gab es bei solchen Gelegenheiten Auftritte, welche die Heiden selbst zum Staunen brachten. Eusebius, der christliche Geschichtschreiber, erzählt z. B. von mehreren Personen in Palästina und Phönicien, die er kannte, und deren ungemeine Geduld er bewundern mußte, als sie gegeißelt und den wilden Thieren vorgeworfen wurden. Einer von ihnen, kaum 20 Jahre alt, stand mit ausgestreckten Händen in einer betenden Stellung vor den Bären und Leoparden, die ihn durchaus nicht angreifen wollten. Ein Stier, den man mittelst eines glühenden Eisens gegen ihn hetzte, mißhandelte nicht ihn, sondern seine Führer, und nur mit Mühe konnte man die wilden Thiere dahin bringen, daß sie ihn endlich tödteten.

Das dritte Jahrhundert, in welchem die Christen so heftig verfolgt worden, war überhaupt eine Zeit großer Verwirrung. Nicht viel weniger als 50 römische Kaiser bestiegen im Laufe desselben den Thron, die meistens von den Soldaten erwählt, und nach kurzer Zeit von den Soldaten wieder ermordet wurden. Große und schwere Landplagen verheerten das Reich, welche von den Christen als Strafen für die an ihnen begangenen Grausamkeiten betrachtet wurden, aber wohl auch mitunter die Heiden nur noch mehr gegen sie erbitterten. Schon im Jahr 180 unter der Regierung des Commodus, als eben noch die Christenverfolgung im Gange war, wüthete eine Pest in ganz Italien, Griechenland und dem übrigen römischen Gebiet; in Rom allein wurden eine geraume Zeit jeden Tag 20,000 begraben. In Aethiopien starben um's Jahr 256 so viele Leute an der Pest, daß es unmöglich war, die Zahl der Todten zu berechnen. Im Jahr 311 unter der Verfolgung des Maximian starben in seinem Kriegsheer jeden Tag 5000 Soldaten an der Pest. Auch einige Kaiser, welche die Christen verfolgten, wurden noch bei ihren Lebzeiten von auffallenden Strafgerichten betroffen. So Valerian. Dieser gerieth in die Gefangenschaft des persischen Königs

Sapor, der ihn bei sich behielt, sich seines Nackens zu bedienen pflegte, wenn er sein Pferd bestieg, und ihn zuletzt lebendig schinden und einsalzen ließ (260). Der Kaiser Galerius wurde im Jahr 310 von einer unheilbaren Krankheit befallen. Alle seine unteren Theile giengen in Fäulniß über; Aerzte und Götzenbilder wurden vergeblich zu Hülfe gerufen; ein unerträglicher Geruch verbreitete sich über den Palast, wo er wohnte: er wurde von Würmern angefressen, und mußte ein ganzes Jahr in dieser fürchterlichen Lage aushalten. Durch dieses Leiden endlich erweicht, ließ er im Jahr 311 einen Befehl ausgehen, durch welchen die Verfolgung der Christen aufgehoben, und ihnen erlaubt wurde, ihre Kirchen wieder zu bauen: ja er ersuchte sie sogar, um seine Genesung zu beten. Bald darauf kam dann der Kaiser Constantin zur Regierung, der die Christen schützte, und den 300jährigen Verfolgungen ein Ende machte.

Ihr werdet froh seyn, daß die Erzählung dieser Gräuel ein Ende hat, und Mord und Scheiterhaufen jetzt aufhören. Wie froh wäre auch ich, wenn ich nicht noch einmal in diesem Büchlein von dergleichen Abscheulichkeiten berichten müßte!

---

4. Der Zustand der Christengemeinde und ihrer Glieder.

So zahlreich und heftig auch die Verfolgungen waren, unter denen die Kirche Christi in ihrem zweiten und dritten Jahrhundert zu leiden hatte; so kamen doch zwischen hinein wieder ruhige Zeiten, in welchen es ihr vergönnt war, sich zu bauen, und ihre inneren Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Es lag in der Natur der Sache, daß die immer steigende Anzahl der Christen auch verschiedene Einrichtungen und Bestimmungen herbeiführte, von denen die apostolische Zeit noch nichts

wußte: und wenn diese nicht immer aus dem Geist der christlichen Einfalt hervorgiengen; so ist die Schuld davon zum Theil eben in den drückenden Umständen zu suchen, unter welchen sie entstanden. Die Verfassung der Christengemeinden in der apostolischen Zeit war sehr einfach. In jeder etwas größeren Gemeinde war eine Anzahl von Aeltesten (Presbytern, daher unser deutsches Priester) oder Aufsehern (Bischöfen), welche das Lehr- und Aufsichtsamt verwalteten, und denen die Diakonen zur Seite standen. Ueber ihnen, zur Anordnung und Entscheidung in Sachen des Glaubens und Lebens, standen nur die Apostel, so lange sie lebten; und außerdem wußte man nichts von einer Unterordnung, oder von einem Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. Allmählig kam es dahin, daß unter den Aeltesten einer Gemeinde Einer ausschließlich Bischof genannt wurde, und eine entscheidende Stimme führte. In Zeiten des Friedens kann es von Nutzen seyn, wenn das Regierungsgeschäft unter Mehrere vertheilt ist, und die Ruderer auf ihren Bänken können dem Schifflein gute Dienste leisten; aber in stürmischer Zeit, wo es so oft auf einen schnellen Entschluß, auf Einheit und Planmäßigkeit ankommt, ist die Regierung besser in den Händen Eines tüchtigen Mannes; da lassen die Ruderer ihre Ruder fallen, und sehen auf den Mann am Steuerruder. Die Feindseligkeit der heidnischen Obrigkeiten ließ die Christen nicht aus der Uebung des apostolischen Gebots (1 Cor. 6.) kommen, nach welchem sie ihre Zwistigkeiten unter sich nicht vor die heidnischen Richter bringen sollten; und somit wurde die Entscheidung derselben gewöhnlich den Bischöfen überlassen, welche dadurch noch mehr Einfluß und Ansehen unter den Christen erlangten. Ob sie einen Mißbrauch davon machen wollten, hieng von ihrem christlichen Charakter ab; und man hatte nicht viel davon zu fürchten in einer Zeit, wo das Bischofsamt mehr gefährlich als ehrenvoll war. Noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts versichert

der Bischof Cyprian zu Carthago, er thue nicht das Geringste ohne Einstimmung der Gemeinde.

Gefährlicher für das Heil der Kirche wurde der Umstand, daß man um diese Zeit anfieng, den Bischöfen in den großen Hauptstädten des römischen Reichs, Rom, Carthago, Alexandrien, Antiochien, ein größeres Ansehen zuzugestehen, als den übrigen Bischöfen. Zwar hatte keiner dem andern etwas zu befehlen; aber es war eben doch damit der erste Schritt gethan zu den Ansprüchen auf Vorrang und Herrschaft, welche sich die Bischöfe zu Rom auch schon während dieses Zeitraums herausnahmen, und welche später in gräuliche Tyrannei ausarteten. Ein Körper, in welchem so ein gefährliches Geschwür sich bilden konnte, das alle guten Säfte verzehrte, ist freilich schon zu der Zeit nicht mehr ganz gesund gewesen, da es noch unentwickelt unter der Haut steckte, und sein Daseyn nur erst durch eine kleine Erhöhung verrieth. Indessen muß man sagen, daß die Anmaßungen der römischen Bischöfe Viktor I. und Stephanus I. im zweiten und dritten Jahrhundert bei den übrigen Kirchen keineswegs respektirt wurden; und erst im folgenden Jahrhundert, unter dem Schutze christlicher Kaiser, konnten sie mit mehr Erfolg erneuert werden.

Außer den Bischöfen, Aeltesten, und Diakonen finden wir um diese Zeit auch noch einige andere Kirchenämter. Wir lesen von Subdiakonen, Vorlesern, Dienern (Akoluthen), Exorzisten (Teufelaustreibern), und Thürhütern. Die völlige Unterscheidung zwischen Geistlichkeit und Volk (Priestern und Laien), zu welcher mit der Zeit diese Vermehrung der Kirchenämter führen mußte, konnte nicht eintreten, so lange noch die außerordentlichen Geistesgaben unter den Christen gefunden wurden, deren Besitz ja nie an eine äußerliche Würde gebunden war. Daß diese besonderen Wundergaben mit der apostolischen Zeit nicht aufgehört hatten, wird uns von glaubwürdigen Zeugen versichert. Justin, der Märty-

rer, schreibt an den Kaiser in Rom in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts also: „Sehr Viele, welche in der Welt umher und selbst in dieser Stadt (Rom) von bösen Geistern geplagt wurden, und bei allen euren Zauberern und Beschwörern keine Hülfe finden konnten, sind von uns Christen durch den Namen Jesu geheilt worden, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde; und solche Heilungen geschehen heute noch, indem die bösen Geister von den Besessenen ausgetrieben werden.“ In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schreibt Irenäus, Bischof in Lyon: „Einige treiben im Namen Jesu wahrhaftig und gewiß Teufel aus, so daß sehr oft die, welche von bösen Geistern befreit worden, gläubig werden, und in der Gemeinde sich befinden. Andere besitzen die Gabe, zukünftige Dinge vorher zu wissen, und prophetische Träume und Weissagungen zu haben. Andere heilen durch Auflegung ihrer Hände allerlei Krankheiten. Ja auch Todte sind wieder auferstanden, und sind viele Jahre unter uns geblieben. Und wer vermag die Gnadengaben alle zu nennen, welche Gott überall in der Welt Seiner Gemeinde ertheilt, und die im Namen Jesu Christi zur Rettung der Völker täglich umsonst geschehen!“ — Am Schlusse dieses Jahrhunderts fordert Tertullian alle römischen Statthalter also auf: „Lasset einen Besessenen vor euren Richterstuhl gebracht werden, und ihr sollt mit euren eigenen Augen sehen, daß auf das Machtwort eines Christen derselbe Geist, der sich zuvor fälschlich rühmte, ein Gott zu seyn, eingestehen muß, daß er ein Dämon ist.“ Ueberhaupt berufen sich fast alle christliche Schriftsteller bis auf Eusebius herab (in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts) als Augen- und Ohrenzeugen darauf, daß es sehr gewöhnlich unter den Christen sey, die bösen Geister aus den Besessenen im Namen Jesu vertreiben zu sehen; daß andere ihrer Mitbrüder künftige Dinge vorherwissen, und durch göttliche Erscheinungen und Offenbarungen davon belehrt werden; daß wieder

Andere wunderbare Heilungen durch Auflegung ihrer Hände, und zwar nicht im verborgenen Winkel, sondern frei und öffentlich, verrichten.

Wenn aber auch diese Lebenszeichen der christlichen Kirche dazu dienten, die Ungläubigen aufmerksam zu machen, und zum Nachdenken zu bringen; so konnten sie doch nicht verhüten, daß die Reinheit des Glaubens und der Lehre vielfach in Gefahr kam. Bald suchten sich falsche Lehrer, bald falsche Lehren in die Kirche einzuschleichen, und ihre Wächter hatten genug zu thun, wollten sie es verhindern. Es würde euch nichts nützen, wenn ich euch die Namen der Irrlehrer in dieser Zeit nennen wollte, ohne auch den Inhalt ihrer Lehre anzugeben, und dazu fehlt der Raum. Was liegt auch daran! der Irrthum vergeht, die Wahrheit bleibt; und diese ist im Worte Gottes so offen und deutlich dargelegt, daß man bei ernstlichem Nachdenken und Gebet nicht im Ungewissen bleiben kann. Wenn sich damals unter den Christen eine Uneinigkeit über irgend einen Lehrpunkt erhob; so wurde die Entscheidung gewöhnlich einer Kirchenversammlung übertragen, auf welcher Bischöfe von verschiedenen Gegenden zusammenkamen. So lange freilich vorauszusetzen ist, daß die Mehrzahl der Kirchenlehrer im rechten Geist des Glaubens und der Wahrheit stehen, können solche Versammlungen dem Heil der Kirche dienen; aber wenn einmal der größere Theil der Vorsteher von dem Geist des Unglaubens und der Lüge durchdrungen ist, dann kann auch eine solche Kirchenversammlung ein Werkzeug der Hölle werden, wie z. B. die in Constanz im Jahr 1415, welche den Wahrheitszeugen Johann Huß verbrennen ließ. Im zweiten und dritten Jahrhundert fehlte es der Kirche Christi noch nicht an treuen Arbeitern, welche sehr bemüht waren, über die Reinheit der Lehre zu wachen, ob sie gleich auch nicht von allen Irrthümern freizusprechen sind. Die Namen eines Justinus, Irenäus, Tertullian, Clemens und Origenes von Alexandrien,

Cyprian von Carthago, sind es werth, daß ihr sie im Gedächtniß behaltet. Sie waren Säulen der Kirche, und haben in ihren zahlreichen Schriften, die zum Theil auf uns gekommen sind, Denkmale ihres Eifers und ihrer reichen Erkenntniß hinterlassen.

Die Versammlungen der Christen zur gemeinschaftlichen Anhörung des Worts Gottes und angemessener Erbauungsreden, so wie zum Gebet, Gesang und Genuß des heiligen Abendmahls, wurden in den ersten und schwersten Zeiten theils in Höhlen und Wäldern, theils in Häusern und Kellern gehalten; erst gegen das Ende dieses Zeitraums wurden Kirchen erbaut. Gewöhnlich kam man am Sonntag, als dem schon frühe gefeierten Gedächtnißtag der Auferstehung Christi, zusammen; außerdem wurden als jährliche Feste schon damals allgemein das Osterfest und das Pfingstfest gehalten, in einigen Gegenden auch schon das Weihnacht- und das Erscheinungs-Fest. Getauft wurden schon im zweiten Jahrhundert nicht bloß die Erwachsenen, sondern auch die Kinder gläubiger Eltern. Auf Fasten und besonders auf das Gebet hielt man sehr viel. Ein Wandel im Licht vor dem Angesicht Gottes war das Ziel, nach welchem die damaligen Christen mit allem Ernste und nicht ohne Erfolg strebten. Justin der Märtyrer bezeugte öffentlich seinen Feinden gegenüber, die ihn ja hätten widerlegen können, wenn sein Zeugniß ohne Grund gewesen wäre: „Wir Christen, die wir einst der Wollust dienten, streben jetzt nach Sittenreinheit; wir, die wir einst Geldgewinn mehr als Alles liebten, theilen jetzt auch das, was wir besitzen, mit Allen, und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir Leute aus fremden Völkern wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, wir tragen nach der Erscheinung Christi kein Bedenken, mit ihnen zusammen zu leben; wir beten für unsere Feinde, und suchen die uns unbillig Hassenden zu überzeugen, damit sie nach den

herrlichen Lehren Christi leben, und dadurch die freudige Hoffnung empfangen möchten, ebenso wie wir von dem allmächtigen Gott begnadigt zu werden." — Den Heiden, unter welchen diese Christen lebten, war besonders das unbegreiflich, wie sie an denen, die ihnen vorher fremd gewesen, eine so große Freude haben konnten, und man hörte aus ihrem Munde oft den Ausruf: „Sehet, wie sie einander so lieb haben!" Ja wir hören sogar folgende Aeußerung von dem Heiden Cäcilius: „Es findet sich unter den Christen eine verfluchte und ausrottenswürdige Zusammenstimmung ihrer Gemüther. Sie kennen einander an gewissen Zeichen und Merkmalen, die Niemand versteht, als sie allein. Das macht, daß sie einander schon lieben, ehe wohl einer von dem andern gehört hat."

Wollte Gott, man könnte auch von den Christen heutzutage ein solches Zeugniß ablegen; ach! wie ganz anders würde es dann mit uns stehen!

Zweiter Zeitraum.

Von Kaiser Constantin bis auf Papst Gregor VII.

(Jahr 325 — 1073 nach Christi Geburt.)

1. Schicksale der Kirche nach außen.

Das kleine Bächlein der christlichen Kirche, das am ersten Pfingstfest von Jerusalem ausfloß, war mit den Jahren breiter und voller geworden, hatte sich in viele Arme getheilt, die nach allen Richtungen hin sich ergossen, und zum Theil mächtige Ströme geworden waren. Die besorgten Uferbewohner, welche eine allgemeine Ueberschwemmung fürchteten, gaben sich alle Mühe, die weitere Ausbreitung dieser Ströme durch Feuer und Schwert zu verhindern; aber damit kann man die Ströme nicht bezwingen; und auch die Uferdämme, welche sie aufbauten, halfen nichts mehr, als endlich ein Mann kam, der sie durchstach, um das ausgetrocknete Erdreich allenthalben zu bewässern. Freilich hatten diese Ströme auf ihrem schnellen Laufe viel rothe Erde von dem Ufergelände mit fortgerissen, und waren dadurch trüb geworden; und als sie durch die Dämme hereinbrachen, und sich über das ganze Land ergossen,

wurden sie immer trüber, und an manchen niederen Orten, wo das Wasser stehen blieb, entstanden Sümpfe und aus ihnen ungesunde Ausdünstungen; aber wer trinken wollte, wußte nun doch den Weg zu den Quellen, wo das Wasser rein und frisch zu haben war.

Jener Mann, der die Dämme durchstach, und den Strömen Platz machte, war der römische Kaiser Constantin. Schon in dem Hause seines Vaters, des Kaisers Constantius, hatte er das Christenthum kennen gelernt, ohne sich jedoch mit demselben näher zu befreunden. Dazu führte ihn Gott auf eine wunderbare Weise. Auf einem Kriegszuge gegen seinen Nebenkaiser Maxentius, als sein ganzes Schicksal auf dem Spiele stand, und er bekümmert zu dem unbekannten Gott gebetet hatte, erblickte er eines Nachmittags in einem großen Glanze am Himmel das Zeichen des Kreuzes mit der Inschrift: „Durch dieses siege!" Er

und seine Soldaten staunten über diesem Anblick. In der Nacht erschien ihm Christus im Traume mit dem Kreuz, und befahl ihm, dieses Sinnbild zu seinem

Kriegspanier zu nehmen. Constantin gehorchte, und von da an wurde bei allen seinen Heeren das Kreuz errichtet. Eusebius, der dieß berichtet, versichert, der Kaiser selbst habe ihm die Geschichte erzählt, und mit einem Eide bekräftigt. Auch ist dieses nicht das einzige Beispiel in der Geschichte, daß Gott sich zu den schwachen und sinnlichen Vorstellungen der Menschen herabläßt, und ihnen ein äußerliches Zeichen gibt, wenn sie noch nicht fähig sind, die Stimme Seines Geistes innerlich zu vernehmen nnd zu unterscheiden. Wirklich wurde einige Tage darauf Maxentius in einer entscheidenden Schlacht von Constantin überwunden. Dieß geschah im Jahr 312. Von dieser Zeit an wurde Constantin ein eifriger Beschützer der christlichen Kirche, und erließ im Jahr darauf einen Befehl, daß die Christen geduldet und geschützt werden sollten. Als er dann später im Jahre 325 alle seine Feinde besiegt hatte, und der einzige Beherrscher des ganzen römischen Reichs geworden war, fieng das Christenthum an, die herrschende Religion in demselben zu werden. Er gab den Christen das geraubte Eigenthum zurück, ließ viele Kirchen bauen, führte die Sonntagsfeier ein, und sorgte nach Kräften für das Heil der Kirche. Er selbst las fleißig in der Bibel, hielt in seinem Palast zu Constantinopel (welche Stadt er erbaut hatte) Hausandachten, und ermahnte seine Soldaten zum Gebet. Nachdem er, kurz vor seinem Tode im Jahr 337, getauft worden war, wollte er den kaiserlichen Purpurmantel nicht mehr tragen, sondern behielt die weißen Taufkleider an. In der christlichen Kirche, welcher er zuerst Ruhe und Schutz gewährte, wird sein Gedächtniß nicht verlöschen. Unter seinem Sohne, Constantinus II., wurden alle Götzentempel geschlossen, und alle Götzenopfer bei Todesstrafe verboten. Sein Nachfolger aber, Kaiser Julian, hatte andere Gesinnungen, und suchte das Heidenthum wieder emporzubringen. Er gab den Heiden ihre verlorenen Rechte und Tempel zurück, übertrug ihnen allein die

öffentlichen Aemter, und bewies den Christen auf alle Weise seine Verachtung. Sie wurden zwar nicht ausdrücklich von ihm verfolgt; — denn dazu war er zu klug; — aber doch gewährte er ihnen auch keinen Schutz, wenn seine Statthalter sie drückten. In seiner Feindschaft gegen Christus kam er auf den Gedanken, den zerstörten Tempel in Jerusalem wieder aufbauen zu lassen, und dadurch die Weissagung Luc. 21, 24. zu Schanden zu machen. Aber Der, den er verspotten wollte, war ihm zu stark, und vereitelte seine Anschläge. Als die Arbeiter anfiengen, zu graben, fuhren Feuerflammen aus dem Boden, und vernichteten ihr Werk; und als sich dieß einige Mal wiederholt hatte, mußten sie das ganze Unternehmen aufgeben. Der Kaiser selbst aber wurde bald darauf in einer Schlacht gegen die Perser tödtlich verwundet, und starb nach einer kurzen Regierung von weniger als zwei Jahren. Nachdem ihn das Geschoß getroffen hatte, warf er eine Hand voll Blut gegen den Himmel, und rief zürnend aus: „So hast du's doch gewonnen, Galiläer!" So wird wenigstens erzählt.

Unter seinen Nachfolgern bis zu Ende des vierten Jahrhunderts wurden nicht nur die Christen geschützt, sondern auch die Heiden verfolgt. So sehr hatte sich in kurzer Zeit das Blatt gewendet. In dieser Zeit der Ruhe wurden auch die Vorposten des christlichen Heerlagers nach allen Seiten weiter vorangeschoben, und faßten festen Fuß in Abessynien, Persien, Armenien, und Georgien; auch das Volk der Gothen am Donaustrome sah das Panier des Gekreuzigten über seine Gränzen kommen. Dieser deutsche Volksstamm, der von der Ostsee her sich nach und nach gegen die Ufer des schwarzen Meeres hingezogen hatte, bedrohte schon frühe durch seine räuberischen Einfälle von der Donau her die Gränzen des römischen Reichs, und bis auf Constantin hatten fast alle Kaiser im dritten Jahrhundert schwere Kämpfe mit ihm zu bestehen. Constantin nahm 40,000 Gothen in seinen Sold, und sicherte sich so vor ihren Feind-

seligkeiten. Bei den vielfachen Berührungen mit den südlichen Völkern konnte die Mittheilung des geistigen Gährungsstoffes, der damals das römische Reich durchdrungen hatte, nicht ausbleiben; und schon von ihren Raubzügen hatten die Gothen unter Anderem verborgene und unerkannte Schätze mitgebracht, die für den künftigen Zustand ihres Volks von der größten Wichtigkeit waren, nämlich: gefangene Christen, welche den wilden Räubern das edle Kleinod des Evangeliums überlieferten. Unter ihnen war Ulfilas, der erste Apostel der Deutschen, der die erste deutsche Buchstabenschrift erfand, und die Bibel in die Sprache der Gothen übersetzte. Indessen hatten sich noch andere nordische Völkerschaften, Alanen, Vandaler, Heruler u. s. w. gegen Süden gezogen, und neben den Gothen niedergelassen. Dieß gab Veranlassung zur Trennung der Ostgothen von den Westgothen, und nicht lange darauf (370) brach auch die erste Verfolgung der Christen unter den Ostgothen aus. Ihr König Hermanarich ließ ein Götzenbild auf einem Wagen vor die Zelte Derer hinführen, welche für Christen gehalten wurden. Weigerten sie sich nun, das Götzenbild anzubeten, und ihm ihre Opfer zu bringen; so wurden sie in ihren Zelten mit Feuer verbrannt. Des Mordens müde, jagte endlich Hermanarich die noch übrigen Anhänger des Christenthums haufenweise nach dem römischen Gebiete, wo ihnen von dem Kaiser Valens Bergungsorte angewiesen wurden. Nicht lange zuvor (im Jahr 343) begann auch in Persien, wo sich das Christenthum bereits tief gewurzelt hatte, eine heftige Verfolgung, welche gegen 40 Jahre dauerte, und nach gleichzeitigen Berichten außer einer ungezählten Menge anderer Christen, auch 16,000 Bischöfen, Geistlichen, Kirchenältesten u. dergl. das Leben kostete. Diese Verfolgung wiederholte sich in den zwei nächsten Jahrhunderten mehrmals; und der Umstand, daß bei aller ihrer Heftigkeit doch immer noch ein christlicher Same übrig blieb, der erst durch den Muhamedanismus völlig

vertilgt werden konnte, gibt uns einen Begriff von der weiten Verbreitung, welche das Evangelium zu jener Zeit in Persien gefunden hatte.

Weniger heftig als unter den Ostgothen war die Verfolgung der Christen unter den Westgothen; und **Ulfilas** hatte noch bei seinen Lebzeiten die Freude, den König derselben, **Fritiger**, getauft, und das Christenthum unter seinem Volke ausgebreitet zu sehen. Dagegen erhoben sich bald heftigere Stürme gegen die abendländische Kirche, welche ihr den Untergang zu bringen schienen, — aber auch nur *schienen*: denn im Grunde waren sie doch auf den Vortheil der Kirche berechnet. — In einem Garten, der auf Kiesgrund oder Moorboden angelegt ist, und nur eine dünne Lage von fruchtbarer schwarzer Erde oben darauf liegen hat, wird diese Erde mit der Zeit so ausgesogen, und durch die Hitze zerstäubt, daß die Gewächse nicht mehr recht gedeihen, und nur noch kümmerlich ihr Leben fristen. Dann wird es nöthig, frische Erde herzuholen, und auf die Gartenbeete zu streuen. Die verkrüppelten Pflanzen reißt man dann freilich aus, und auf der ganzen Oberfläche des Gartens sieht man nun nichts Grünes mehr, nur den fetten schwarzen Boden; aber der Gärtner kommt, und säet den Garten wieder an, und es kommt ein Frühling, wo seine Saat in Halme schießt. Der Garten der Kirche Christi im Abendlande mag wohl auch so ausgemagert gewesen seyn, als Gott im fünften und sechsten Jahrhundert ihn allenthalben mit frischem Erdreich überstreute. Ich meine die große *Völkerwanderung*, welche sich vom Jahr 375 bis in's Jahr 568 durch zwei Jahrhunderte hindurch erstreckte, und dem großen Völkerleben in Europa und auf der Küste von Nordafrika eine völlig veränderte Gestalt gab. Dieser Völkerstrom, der mit der Zeit das ganze Abendland überfluthete, kam von den gewaltigen Gebirgsketten herab, die sich zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere erheben, und von

dort mitten durch Asien hinstreichen. An seinem ersten Ausfluß erscheinen die Gothen; und wie im Meere, das an's Ufer schlägt, eine Welle die andere vor sich her wirft, so drängte hinter den Gothen her ein Volk das andere vorwärts, bis die gewaltige Fluth Europa bis zu seinem äußersten westlichen Ende bei den Säulen des Herkules durchströmt hatte, und sich dort über die Meerenge hinüber ergoß, um auch die Küste von Nordafrika zu überschwemmen. Schon im Jahr 400, nach dem Tode des Kaisers Theodosius, der sein Reich, getheilt in ein oströmisches und weströmisches, seinen Söhnen Arkadius und Honorius hinterließ, machte sich der Westgothenkönig Alarich auf, um das schöne und fruchtbare Italien in Besitz zu nehmen, und kaum war durch die Niederlage, welche er erlitt, diese Gefahr abgewendet, so brach von Norden her unter Anführung des barbarischen Radagais eine zügellose Schaar von Sueven, Ostgothen, Alanen, Vandalern und Burgundern in die römischen Provinzen ein. Man konnte ihnen kein Heer entgegenstellen; aber ein Schrecken von Gott jagte sie in die apenninischen Gebirge, und dort starben sie den Hungertod, oder wurden gefangen. Die Anzahl der Gefangenen war so groß, daß man einen ganzen Haufen Menschen um ein Goldstück als Sklaven verkaufte. Aber die Heimsuchung Roms war nur aufgeschoben. Alarich machte von 408—410 noch drei Einfälle in Italien, und das dritte Mal wurde Rom erobert, mit Feuer, Schwert und Plünderung verheert, die Christen jedoch und die Kirchen wurden verschont. Unterdessen hatten sich die Sueven, Vandaler, Alanen, Burgunder und andere deutsche Volksstämme über Frankreich ergossen, das sammt Britannien (England) und Spanien zum römischen Reiche gehörte, und zerstörten Alles, was ihnen in den Weg kam. Die blühenden Städte am Rhein, Trier, Mainz, Worms, Speyer, Strasburg u. a. wurden in Asche gelegt, und viele Tausend Christen getödtet. Dieselben

Gräuel verübten sie auch in Spanien, hieben die Bischöfe und Geistlichen nieder, zerstreuten die Christengemeinden, und warfen das Loos über das eroberte Land. Die Sueven und Vandaler besetzten Gallien, die Alanen Portugal, und andere Völker deutschen Stammes ließen sich in Spanien nieder. Bald darauf aber stifteten die Westgothen ein mächtiges Reich in Gallien, und jagten die Vandaler und Alanen aus Spanien hinaus. Diese zogen nun unter ihrem Anführer Genserich nach Afrika hinüber, verheerten mit wilder Wuth die ganze nordwestliche Küste bis nach Carthago, und gründeten eine ausgebreitete Herrschaft, die sich bald auch über Sicilien, Sardinien und Corsika erstreckte. Ihr weiteres Vorrücken verhinderte die drohende Stellung des Westgothen-Königs Theodorich, gegen welchen sie in der Mitte des fünften Jahrhunderts den Hunnenkönig Attila zu Hülfe riefen. Die Hunnen hatten ihre Wohnsitze ursprünglich in Kaukasien am asow'schen Meer, und gehörten auch zu der großen Völkerfluth, die sich von den kaukasischen Gebirgen herab in die europäischen Länder ergoß. Ihr König Attila, klein und häßlich, aber kriegerisch und grausam, war der Schrecken aller Gegenden, denen er sich näherte; er selbst nannte sich Godegisel (die Geißel Gottes), und auch diejenigen, welche Gott nicht fürchteten, fürchteten sich doch vor Seiner Geißel. An der Spitze eines ungeheuren Heeres, das nach dem niedrigsten Anschlag 400,000 Krieger zählte, zog er die Donau herauf, und bezeichnete seinen Weg durch Mord und Brand. Bei'm Bodensee setzte er über den Rhein, ließ die kaum wieder aufgebauten Rheinstädte auf's Neue im Feuer aufgehen, und eilte dem vereinten Heere der Römer und Westgothen entgegen. Auf den katalaunischen Feldern (bei Chalons) hatten sich der römische Feldherr Aetius und der König Theodorich sammt ihren Heeren aufgestellt. Völker aus ganz Europa, von dem Ausfluß der Donau bis zur Mündung des

Tajo, hatten sich hier versammelt, um in Einer großen Schlacht das Schicksal des Abendlandes auf die Wage zu legen. Solche Völkerschlachten gibt es nicht viele, und seit jener Zeit treffen wir außer den Völkerschlachten bei Poitiers, Leipzig und Waterloo vielleicht nur noch Eine an, welche an großen Vorbereitungen und entscheidendem Erfolg der Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern gleichzustellen wäre. Es war ein fürchterlicher Kampf, der mehr als 160,000 Menschen, und unter ihnen dem König Theodorich selbst, das Leben kostete. Attila mußte endlich vom Schlachtfelde weichen, und zog sich in seine Wagenburg zurück. Sein Zug gieng nun gerade auf Rom zu; Blut und Feuer zeichneten seinen Weg. Alles zitterte vor ihm. Nur der römische Bischof Leo I. wagte es, zu ihm in's Lager zu gehen, und ihm mit Freundlichkeit und Ernst Vorstellungen zu machen. Es gelang ihm mit der Hülfe Gottes, das trotzige Herz zu bewegen; auf einmal war Attila wieder umgekehrt, eilte seiner alten Heimath zu, und starb unterwegs. Seine Hunnen begruben ihn in einem goldenen Sarge, von dem man aber nie eine Spur finden konnte, so wenig als von dem Hunnenvolke nach Attila's Tode. Nie wurde wieder etwas von diesen wilden Horden gehört, welche der Schrecken und die Geißel der abendländischen Christenheit gewesen waren.

Hätten die Einwohner von Rom damals, als sie aus den Händen des fürchterlichen Attila gerettet wurden, Gott die Ehre gegeben, und ernstlich Buße gethan, so würde ihre letzte Stunde nicht so bald hernach geschlagen haben. Im Jahr 476 erschien der Vandaler-König Genserich vor Rom, fand keinen Widerstand, und plünderte es mit seinen rohen Kriegern 14 Tage lang, Alles; was noch von Kostbarkeiten und Kunstwerken in dieser alten Kaiserstadt übrig war, das herrliche Capitol, sein vergoldetes Dach, die heiligen Gefäße des Tempels zu Jerusalem, die Titus mitgebracht hatte,

die großen Meisterwerke griechischer Kunst, — Alles wurde von den Vandalern zertrümmert, oder nach Carthago hinübergeschleppt. So nahm das alte Rom ein Ende, das 1200 Jahre lang die Welt durch Waffenmacht beherrscht hatte, und Niemand dachte in jenem Augenblick daran, daß sich aus seinen Trümmern eine geistliche Macht zu erheben im Begriff sey, die eben so lange dauern, und eine noch ausgebreitetere und gewaltigere Herrschaft ausüben werde.

Nachdem auch die britischen Inseln (441) den Römern entrissen, und zuerst von den Skoten und Pikten, hernach von den Angelsachsen (daher Angel- oder Engelland) in Besitz genommen worden, so war nun im ganzen Abendlande ein neuer Völkerboden gelegt, und die vielen Saatkörner christlichen Lebens, die in seiner Unterlage schlummerten, giengen durch ihn auf, und stellten in kurzer Zeit eine reiche Ernte dar. Noch vor Ablauf des fünften Jahrhunderts waren die Westgothen, Sueven und Burgunder in Spanien und Gallien, die Franken im nördlichen Gallien, die Vandaler in Nordafrika, und die Ostgothen in Italien, in die christliche Kirche übergegangen, und im folgenden Jahrhundert folgten ihnen auch die Longobarden, welche sich auf den Trümmern des ostgothischen Reichs niederließen, und von denen jetzt noch das obere Italien den Namen der Lombardei trägt. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurden die Irländer, Engländer, Schottländer, Baiern, Schweizer und Friesen dem Bekenntniß Christi zugethan. Kaiser Karl der Große († 814) drang den Sachsen das Christenthum auf. In Thüringen und Böhmen, Dänemark und Schweden, Ungarn und Norwegen, fand es ebenfalls nach und nach Eingang, und am Ende unsers Zeitraums waren im westlichen Europa nur noch wenige Ueberreste heidnischer Völkerschaften anzutreffen.

2. Einzelne Züge aus der Missionsgeschichte dieses Zeitraums.

Die Indianer in Südamerika gebrauchen die Cassabiwurzel als ein Hauptnahrungsmittel, ob sie gleich giftig ist: denn wenn sie den giftigen Saft herausgepreßt haben, bereiten sie aus dem zurückbleibenden Mehl ein gesundes, wohlschmeckendes Brod. So kann auch eine Anstalt, welche in ihrer Einrichtung einen verderblichen Keim trägt, doch im Verlauf dringender Umstände unerwarteten Segen verbreiten. So war es mit den Mönchsklöstern, deren innere Anlage den Samen vielfachen Verderbens in sich trug, und späterhin auch entwickelte, die aber in den Zeiten des Drucks und der Noth ein gesegnetes Hülfsmittel zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in ihren verfinsterten Umgebungen gewesen sind. Das Einsiedlerleben, das dem Klosterleben vorangieng, zeigt uns, wie dieses, seine ersten Anfänge in Egypten, und als sein Stifter wird der heil. Antonius genannt. Als ein Jüngling hatte er in der Kirche das Wort des Heilands gehört: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen.“ Er meinte, diesen Befehl buchstäblich befolgen zu müssen, theilte sein Vermögen unter die Armen aus, und zog in eine einsame Gegend, wo er seine Zeit in

strengen Bußübungen, stillen Selbstbetrachtungen und Gebeten zubrachte. Dieß verschaffte ihm das Ansehen eines heiligen Mannes, und Viele entschloßen sich, diese Lebensweise nachzuahmen, und man nannte sie Mönche, d. h. Einsiedler. Im folgenden Jahrhundert, zur Zeit des Bischofs Basilius, geschah es, daß solche Mönche sich in gemeinschaftliche Gebäude sammelten, wo sie nach bestimmten Regeln zusammenlebten, und mit verschiedenen geistlichen und leiblichen Beschäftigungen ihre Zeit zubrachten. Dieß war der Ursprung der Klöster. Ihre Zahl vermehrte sich in kurzer Zeit außerordentlich, namentlich in Egypten und Syrien; und die Achtung vor dem Stande der Klosterbewohner in Manns- und Frauen-Klöstern war so groß, daß viele Christen ihre Kinder am liebsten in den Klöstern erziehen ließen; bald wurden auch die meisten Lehrer und Bischöfe aus den Mönchen gewählt. Uebrigens waren diese damals noch nicht an ein lebenslängliches Gelübde gebunden, und es wurde dieser thörichte Zwang erst im sechsten Jahrhundert in den Klöstern herrschend.

In den ersten Jahrhunderten unsers Zeitraums waren es in England, Frankreich und Deutschland vorzugsweise die stillen Bewohner der Klosterzellen, welche den süßen Honig aus einem fernen Garten in ihr Vorrathshaus eingetragen hatten, um ihn zur stürmischen Winterszeit in ihren blumenlosen Umgebungen auszutheilen. Wie die erobernden Spanier in Amerika in jeder neuentdeckten Landschaft ein Fort oder eine Festung erbauten, um von da aus die spanische Herrschaft rings umher zu verbreiten und zu schützen; so errichteten die Glaubensboten jener alten Zeit allenthalben, wo sie festen Fuß fassen, und Boden für das Reich Christi gewinnen wollten, ihre Klöster mitten in der Wildniß; und von diesen aus bahnten sie sich Straßen in das Herz der dunkeln Wälder und der verfinsterten Menschen. Ihr stilles, einfaches, strenges Leben, ihre Geduld und Sanftmuth, ihre Dienstfertigkeit und Mildthätigkeit, mußte auf die

rohen Barbaren, in deren Mitte sie sich furchtlos niedergelassen hatten, einen Eindruck machen, und war die beste Empfehlung der wunderbaren Botschaft, die sie ihnen bringen wollten. Ueberdieß verdankten manche Gegenden in den Abendländern den Klöstern nicht nur den ersten Anbau ihres Bodens, und die Einführung nützlicher Gewerbe, sondern auch die Verbreitung der heiligen Schriften und anderer guten Bücher. Und wie die Klöster zur Zeit der Völkerwanderung und nachher unter den germanischen Völkerstämmen Pflanzschulen des Christenthums für ihre nächste Umgebung wurden; so waren sie zum Theil auch Pflanzschulen für eine ganze Schaar von Friedensboten, welche in andere Länder ausgiengen, um den Samen des Lebens auf ihren Ackerfeldern auszustreuen. Die Klöster Lerins, Luxeu und Corvey in Frankreich, Hy und Bangor in Irland und Wallis, St. Gallen, Hirschau und Fulda in Deutschland und der Schweiz, gehören zu diesen fruchtbaren Pflanzschulen christlicher Bildung, von denen das Licht auch in die finstern Wälder ausgegangen ist, welche unsere Vorfahren bewohnten.

Ihr werdet gern die kurze Geschichte eines solchen Klosters hören. Erroul, der Abt eines französischen Klosters im sechsten Jahrhundert, stand wegen seiner Frömmigkeit in großem Ansehen. Als er aber merkte, daß seine Eigenliebe anfieng, sich darin zu gefallen, zog er sich mit drei Gefährten in einen abgelegenen Wald zurück, der nur von Räubern und wilden Thieren bewohnt war. Hier ließen sie sich am Ursprung eines Waldbaches nieder, und bauten sich aus Baumzweigen und Lehm einige kleine Hütten. Bald kam einer von den Räubern, und machte sie darauf aufmerksam, daß man sie hier in diesem Raubrevier nicht dulden könne, und daß sie daher ihres Lebens nicht sicher seyn werden. Erroul erwiederte ihm, vor Menschen, die nur den Leib tödten können, sey ihnen nicht bange; nehmen könne man ihnen nichts, weil sie nichts haben, und hassen

könne man sie auch nicht, weil sie Niemanden ein Leid zufügen. Uebrigens könne er so reich werden, wie sie, wenn er sein schlechtes Gewerbe aufgeben, und dem wahren Gott dienen wolle; wo nicht, so möge er bedenken, daß das Gericht Gottes auf Die warte, welche Böses thun. — Die ernsten und doch milden Worte des Abts machten einen tiefen Eindruck auf den Räuber. Schon am andern Morgen eilte er zu den Mönchen zurück, brachte dem Abt von seiner Armuth drei seiner geringen Brode und eine Scheibe wilden Honig zum Geschenk, und ließ sich bewegen, bei ihnen zu bleiben, den wilden Boden anzubauen, und auf ehrliche Weise durch Hände-Arbeit seine Nahrung zu erwerben. Bald folgten seinem Beispiel noch viele andere Räuber, und so entstand nach und nach das blühende Kloster zu Ouche in der Normandie, das noch jetzt den Namen des frommen Abtes führt. Mit der Zeit giengen von demselben fünfzehn andere Klöster aus, durch welche die ganze Gegend umher angebaut, und in einen Theil der christlichen Kirche verwandelt wurde. Dieß geschah im sechsten Jahrhundert.

Noch wichtiger aber sind für uns jene Klöster in England und Irland, aus denen so manche wackere Glaubensboten in unser deutsches Vaterland herübergekommen sind. Man sagt im Sprüchwort: Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeit; und in den Lebensbeschreibungen eifriger Prediger findet sich häufig der Umstand angemerkt, daß sie schon in den Knabenjahren zu predigen versuchten. Man möchte fast sagen, daß auch die englische Kirche, welcher der HErr in unsern Tagen vorzugsweise das Werk der Heidenbekehrung übertragen hat, schon in ihrer frühsten Jugend eine lebhafte Vorahnung dieser hohen Bestimmung habe blicken lassen. Von England aus drang das Evangelium nach Irland, von dort über's Meer herüber in unser Vaterland. Das Hauptwerkzeug zur Bekehrung der Irländer war Patricius, geb. in Schottland um 372. Sein Vater war ein christlicher Prediger, er selbst ein leichtsinniger, unbekehr-

ter Jüngling bis in sein sechszehentes Jahr. Da wurde er eines Tages nebst mehreren Andern von Seeräubern überfallen, nach Irland geschleppt, und an einen Gutsbesitzer verkauft, dessen Vieh er auf den Bergen und in den Wäldern zu hüten hatte. Als er nun so in Hunger und Blöße, oft unter Schnee und Regen, seine Tage zubrachte, trieb die Noth sein Herz zu Gott, und der Umgang mit dem Unsichtbaren wurde ihm so zum Bedürfniß, daß er oft an Einem Tage hundertmal betete, und im Schnee, Eis und Regen vor Tagesanbruch zum Gebet erwachte. Sechs Jahre war er in der Knechtschaft gewesen, da sagte ihm im Traum eine Stimme, es sey ein Schiff bereit, ihn in sein Vaterland zu bringen. Alsbald gieng er nach der fernen Seeküste, und fand das Schiff, in welches er auch nach langer Weigerung endlich aufgenommen wurde. In Schottland an's Land gesetzt, mußte er 27 Tage durch die Wildniß reisen, bis er die Heimath erreichte. Nach drei Jahren kam er wieder in die Gewalt der Seeräuber, doch nur auf zwei Monate. Von nun an aber gieng sein Zug nach dem Lande seiner Gefangenschaft, um dort das Evangelium zu predigen. Einst sah er im Traum einen Mann aus Irland, der ihm eine Menge Briefe brachte. Auf einem dieser Briefe stand: „die Stimme der Irländer"; und indem er weiter las, glaubte er den Ruf vieler Einwohner des Waldes Focult zu vernehmen, welche laut schrieen: „Wir bitten dich, komm herüber, und wandle wieder unter uns!" Darüber brach er in Thränen aus, konnte nicht mehr weiter lesen, und erwachte. Nun konnte ihn aber auch nichts mehr aufhalten, und im Jahr 431 wanderte er wirklich nach Irland hinüber. Diese damals noch heidnische Insel durchzog er nach allen Richtungen, sammelte nach damaliger Sitte unter Paukenschlag auf freiem Felde große Volksschaaren um sich her, und predigte ihnen einfältig das Wort vom Kreutz, das in den rohen Herzen einen mächtigen Eindruck zurückließ. Hin und her errichtete er Schulen,

und machte die unwissenden Insulaner mit dem Wort Gottes bekannt. Er taufte die Könige von Dublin und Münster, und die sieben Söhne des Königs von Connaught mit dem größern Theile ihrer Unterthanen, und noch vor seinem Tode, der in seinem 121. Jahre erfolgte, hatte er die Freude, fast alle Bewohner der Insel für das Christenthum gewonnen zu sehen. Nicht lange nach seinem Tode (516) wurde in Nord-Wallis das Kloster Bangor gestiftet, unter dessen ersten Zöglingen Gall und Columban waren, die das Evangelium von Christo zuerst in den Wildnissen des südlichen Deutschlands verkündigt haben.

Doch ich muß euch zuvor von dem heil. Martinus erzählen, damit ihr auch wisset, warum auf den eilften November sein Name in den Kalender gesetzt worden ist. Er war der Sohn eines römischen Kriegsobersten, geboren um 316, und schon vom fünfzehnten Jahre an Soldat. Obgleich noch nicht getauft, zeichnete er sich doch durch sein menschenfreundliches Wesen vor andern Soldaten aus. Einst zog er in einem kalten Winter an der Spitze der Reiterei durch das Thor von Amiens ein, und erblickte unter demselben einen halb nackten armen Mann, der vor Kälte starrte. Alsbald zog er sein Schwert aus der Scheide, hieb seinen Mantel in zwei Stücke, und bedeckte mit der einen Hälfte den erfrornen Körper des armen Mannes. Als der Feldzug zu Ende war, eilte er zu dem frommen Bischof Hilarius in Poitiers, um sich von ihm taufen zu lassen, und dieser forderte ihn auf, sich dem Dienste der Kirche Christi zu weihen. Martinus wollte vorher die Einwilligung seiner noch heidnischen Eltern zu erlangen suchen, fiel aber unterwegs einer Räuberbande in die Hände, und schon hatte einer das Schwert geschwungen, um ihm den Kopf zu spalten. Martinus blieb unerschrocken, und als der Räuber fragte, wer er sey, antwortete er: „Ich bin ein Christ, und fürchte den Tod nicht; das aber schmerzt mich, daß du noch fern

von Christus bist.“ Dieses Wort gieng dem Straßenräuber in's Herz, und er entließ den Fremdling unverletzt. In der Heimath angekommen, hatte dieser bald die Freude, seine Mutter zum Glauben an Jesum gebracht zu sehen; da er aber predigend umherzog, und die Gottheit Christi bezeugte, wurde er von Vielen verhöhnt, und am Ende mit Ruthen zum Lande hinaus gepeitscht.

Als Martinus zu Hilarius zurückgekommen war, errichtete er in einer noch unangebauten Gegend an der Loire ein Kloster auf einem steilen Felsen, in welchem sich bald gegen achtzig junge Männer um ihn her sammelten, die unter großer Dürftigkeit und Selbstverläugnung zu dem wichtigen Werke der Knechte Christi sich vorbereiteten. Bald gieng eine große Zahl von Bischöfen und Predigern aus diesem Kloster hervor, die in einem weiten Umkreis damit beschäftigt waren, das Ackerfeld Christi anzubauen. Martinus selbst wurde zum Bischof von Tours gewählt; aber er war dabei unermüdlich, im südlichen Frankreich umherzuziehen, und die Heiden zum Glauben an Jesum einzuladen. Als er eines Tages durch ein Dorf kam, das von lauter Heiden bewohnt war, so liefen diese alle herbei, um den Mann zu sehen. Bei'm Anblick ihrer großen Menge wurde sein Herz vom Erbarmen über ihren elenden Zustand so ergriffen, daß er alsbald auf die Kniee niederfiel, und inbrünstig zu Gott für sie betete. Dann stand er auf, und fieng an, sie ernst und liebevoll einzuladen, daß sie doch an ihr ewiges Heil denken möchten. Alle Gemüther wurden durch seine Worte erschüttert. Die Geschichte erzählt, es habe ein Weib ihr todtes Kind herbeigebracht, und ihn als einen Freund Gottes gebeten, es wieder lebendig zu machen. Er habe hierauf inständig gebetet, und den Knaben auferweckt, und dieß habe alle Bewohner des Dorfes bewogen, um christlichen Unterricht und um die Taufe zu bitten. Es kommen solche Wundergeschichten in der Lebensbeschreibung des

heil. Martinus noch viele vor, wie denn überhaupt die sparsamen Nachrichten von den ersten Glaubensboten in unsern Abendländern mit einer Menge solcher Wundererzählungen durchwoben sind, welche in der Regel die Hauptstellen einnehmen. Man sieht daraus, wie wenig die Geschichtschreiber eingesehen haben, daß die Bekehrung der Menschen aus der Gewalt des Satans zu Gott ein größeres Wunder ist, als die Heilung eines Kranken, oder die Erweckung eines leiblich Todten. Mir kommen solche Wundererzählungen aus späterer Zeit, die nicht beglaubigt sind wie die Geschichten des Neuen Testaments, vor, wie die geflügelten Engelköpfe auf alten Gemälden, die keine Füße haben und darum auch keinen passenden Ort, wo sie stehen könnten: sie haben gewöhnlich keinen rechten geschichtlichen Boden, sondern schweben in der Luft. Uebrigens steht nirgends geschrieben, wann die Wunder aufhören sollen, und es wäre deßhalb thörichte Vermessenheit, zum Voraus bestimmen zu wollen, daß zu irgend einer Zeit kein Wunder habe geschehen können.

Im Jahr 397 wurde Martinus mitten aus seiner segensreichen Wirksamkeit abgerufen, und überließ es seinen Schülern, da fortzufahren, wo er aufgehört hatte. Unter ihnen zeichneten sich Germanus und Lupus aus, die unter den Kriegstrübsalen der damaligen Zeit in die tiefgeackerten Furchen des Saatfeldes Christi in Frankreich und England weinend reichlichen Samen ausstreuten, und von denen ich euch gern noch mehr erzählen möchte, wenn der enge Raum es erlaubte.

Nicht lange nachher fieng das Volk der Franken, das die Länder am untern Rheine inne hatte, an, seine Grenzen immer weiter gegen Westen hin auszudehnen, und sich in dem Lande festzusetzen, das seitdem von ihm den Namen Frankreich hat. Sein König, ein junger Kriegsheld, hieß Chlodewig, und es gelang diesem bald, die Hauptstadt des römischen Galliens, Sois-

sons, zu erobern. Um diese Zeit lebte Remigius, Bischof zu Rheims, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Die Franken hatten auf ihrem Kriegszuge auch die Kirchen der Christen geplündert, und Remigius wandte sich an den jungen Sieger, um die Zurückgabe der heiligen Gefäße, besonders eines kostbaren Kruges, zu erflehen. Nach der Sitte des Volks mußte die ganze Beute an einen Ort zusammen gebracht, und durch's Loos unter die Krieger vertheilt werden. Chlodewig, der dem Bischof eine Gefälligkeit erweisen wollte, bat seine Soldaten, ihm freiwillig das heilige Gefäß zu überlassen. Das ganze Heer willigte ein, nur Einer von den Kriegern war damit unzufrieden. Dieser nahm seine Streitaxt, schlug an den Krug, daß er zerbrach, und rief aus: „der König soll, wie wir, nur bekommen, was das Loos ihm zuweist.“ Als bald darauf das siegreiche Heer auf einem dem Kriegsgott geheiligten Felde sich versammelte, um von Chlodewig gemustert zu werden, sprach der König zu dem frechen Soldaten: „Die schlechtesten Waffen hast du mitgebracht: denn weder dein Spieß noch deine Streitaxt taugt zur Schlacht.“ Mit diesen Worten warf er ihm die Waffen höhnend auf den Boden; und indem der Soldat sich bückte, sie wieder aufzuheben, hieb er ihm seine eigene Streitaxt in den Nacken, mit den Worten: „So hast du es mit dem Kruge zu Soissons gemacht.“

Nicht lange nachher heirathete Chlodewig eine christliche Prinzessin, welche sich auf's Eifrigste bemühte, ihren Gemahl zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Lange schien ihre Bemühung vergeblich, bis endlich in der Stunde der Bedrängniß der ausgestreute Samen aufgehen konnte. Die Alemannen, deren wilde Horden in den Ländern des Oberrheins gelagert waren, fielen plötzlich in das Gebiet des Königs von Köln ein, und Chlodewig eilte diesem zu Hülfe. Bei Zülpich kam es (496) zu einer blutigen Feldschlacht; der König von Köln wurde verwundet, seine Leute flohen, und schon

fieng Chlodewig an, die Schlacht verloren zu geben: da wurde er an die Abschiedsworte seiner frommen Gemahlin erinnert, welche ihn ermahnt hatte, den Gott der Christen anzurufen, durch den er alle seine Feinde überwinden werde. Chlodewig stieg vom Pferde, fiel vor den Augen des Heeres auf seine Kniee und betete unter Thränen zu Jesus: „Ich habe meine Götter angefleht, aber sie haben keine Macht. Nun wende ich mich zu Dir, und verlange an Dich zu glauben. Errette mich aus den Händen meiner Feinde, so bin ich bereit, mich auf Deinen Namen taufen zu lassen.“ Von diesem Augenblick an wendete sich das Kriegsglück, Chlodewig gewann die Schlacht, die Alemannen wurden besiegt, und dem Christenthum war die Thüre zu den Alemannen und Franken geöffnet. Noch in demselben Jahre wurden Chlodewig und 3000 seiner Krieger in der Kirche zu Rheims feierlich getauft. Seine Bekehrung war freilich keine gründliche, mehr zur christlichen Kirche, als zu Christus, und auf seinem ganzen Leben haftet der Vorwurf der Eroberungssucht, des Ehrgeitzes, und der Hinterlist; aber es konnte doch unter seinem Schutze die christliche Kirche sich gründen und erweitern, und das hatte der Herr der Kirche schon längst vorausgesagt, daß in dem Netz des Evangeliums gute und faule Fische zu gleicher Zeit werden gefangen werden.

Noch zu Lebzeiten Chlodewigs kam die erste evangelische Botschaft zu den Alemannen am Oberrhein. Das gieng also zu: Fridolin, ein junger Irländer, gebildet in einem Kloster des Landes, faßte den Entschluß, sein Leben dem Missionsberufe zu weihen. Er wanderte zuerst in seinem eigenen Vaterlande von Dorf zu Dorf, und predigte das Evangelium. Bald aber zog er als armer Pilger nach Frankreich hinüber, und hielt sich einige Zeit in einem Kloster zu Poitiers auf, das der Bischof Hilarius gegründet hatte. Aber ein Traum beunruhigte ihn, in welchem er aufgefordert wurde, eine Insel im Rhein auf dem alemannischen

Gebiete aufzusuchen, und dort den wilden Bewohnern des Schwarzwalds zu predigen. Mit einem Schutzbrief von Chlodewig trat Fridolin seine Reise den Rhein hinauf an, und nahm sich überall so viel Zeit, um rechts und links an seinem Wege gute Saatkörner auszustreuen. So kam er endlich in das Rauracherland, wo die alte Augusta (Augst) noch von Attila's Zuge her in Trümmern lag, und fand nicht weit davon die gesuchte Insel, da wo jetzt das Städtchen Säckingen steht. Er ließ sich in der ungebauten Wildniß nieder, und begann sein Missionsgeschäft. Die Tochter eines in der Nachbarschaft wohnenden angesehenen Alemannen, Namens Wacher, war die erste Schülerin aus dem alemannischen Volke, welche von Fridolin unterrichtet und getauft wurde; und als dieser von dem König Chlodewig die Rheininsel als Geschenk erhalten hatte, erbaute er ein Kloster auf derselben, in welchem sich nach und nach fromme Mönche aus dem benachbarten Burgund sammelten, die ihm den ersten Grund zum Bau der Kirche Christi in den alemannischen Gauen legen halfen. Nachdem er auch noch eine Missionsreise in's Glarner Land gemacht hatte, kehrte er auf seine Insel zurück, und starb daselbst im Jahr 538. So erzählt seine Lebensbeschreibung; und wenn uns die Geschichte außer dem Kloster in Säckingen keine weiteren Denkmale seiner Missionsarbeit aufbewahrt hat, so ist dieß wenigstens nicht auffallender, als wenn wir anderwärts auf einmal das Christenthum an einem Ort angepflanzt finden, ohne daß uns gesagt wird, wer die ersten Saatkörner in den Boden gestreut habe. So treffen wir um's Jahr 645 mitten im finstern Schwarzwald, im tiefen und engen Nagoldthale, das Städtchen Calw an, und in demselben eine Nikolaus-Capelle mit einer kleinen Christengemeinde. Damals wohnte dort eine reiche Wittwe, Helizena, verwandt mit dem Grafen von Calw, die ihr Vermögen gern auf eine Gott wohlgefällige Weise verwendet hätte, und Tag und Nacht deß-

halb zu Gott betete. Im Traume sah sie ein enges Waldthal, in welchem aus Einem Stamme drei lange Tannen aufgewachsen waren, und eine Stimme sagte ihr, sie solle an diesem Ort zur Ehre Gottes eine Kirche erbauen. Am andern Morgen zog sie ihr Festkleid an, wanderte mit einer Magd und zwei Knechten in die dunkeln Tannenwälder hinaus, und suchte hin und her, bis sie auf einem ebenen Platze am Nagoldflüßchen den Stamm mit drei Bäumen gefunden hatte. Hier fiel sie weinend auf ihre Kniee nieder, und weihte unter Gebet den stillen Ort der Verehrung Gottes. An eine der Tannen hängte sie ihr Festkleid auf, und baute dann mit Einwilligung der Grafen von Calw auf derselben Stelle eine Kirche und ein Kloster, welchem sie ihr ganzes Vermögen als Eigenthum vermachte. Dieß ist der Ursprung des nachher so berühmten Klosters Hirschau, aus welchem in späteren Jahrhunderten eine Anzahl ausgezeichneter Männer hervorgegangen ist, die zur Verbreitung christlicher Erkenntniß und Wissenschaft im deutschen Vaterlande nicht wenig beigetragen haben.

Doch wir kehren zu den Alemannen zurück, welchen Fridolin das erste Licht christlicher Belehrung angezündet hatte, und denen 50 Jahre später ein neues Licht vom fernen Erin her zugesendet wurde. Es war der Irländer Columban, der in den beiden Klöstern, Hy und Bangor, sich für den Dienst der Kirche Christi vorbereitet hatte, und von einem unwiderstehlichen Verlangen getrieben wurde, den Namen des Herrn in die weite Heidenwelt hinauszutragen. Im Jahr 590 verband er sich mit 12 frommen Jünglingen aus seinem Kloster zu einer Missionsreise, und zog mit ihnen durch Frankreich in die Wüste des Wasgaues (Elsaß), wo sie in einem wilden Felsenthale der Vogesen, bei den Trümmern eines alten verfallenen Schlosses, sich niederließen, und ein Kloster bauten. Sie lebten lange bloß von Wurzeln und Baumrinde, bis der wilde Boden umgebrochen war, und ihre fleißige Hand die Frucht ihrer Arbeit ernten durfte.

Indessen durchdrang der Ruf des frommen Columban bald die ganze Umgegend; Menschen aus allen Ständen strömten zu ihm, um seinen Unterricht zu empfangen, und ihm Kinder zur Erziehung zu bringen, und eine Anzahl heidnischer Jünglinge sammelte sich nach und nach in dem Kloster um Columban und seine Brüder, um ihnen in der Nachfolge des armen Lebens Christi ähnlich zu werden. Bald wurde die Herberge zu eng, und es mußten noch zwei andere Colonieen in der Nachbarschaft errichtet werden, um der wachsenden Zahl neuer Ankömmlinge ein Unterkommen zu verschaffen. In diesen Klöstern herrschte eine strenge Zucht, welche den damaligen Begriffen angemessen, nach unserem Gefühl aber und nach dem Maaßstab des Evangeliums viel zu hart war: doch diente sie freilich dazu, diese Männer an die äußerste Selbstverleugnung und Abhärtung zu gewöhnen, welche der Missionsberuf in jener Zeit durchaus erforderte. Nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in seinem geliebten Kloster sah sich Columban genöthigt, vor den Nachstellungen der bösen Königin Brunechilde zu fliehen, und gelangte mit seinen Gefährten nach mancherlei Irrfahrten wieder an den Rhein. Er zog an diesem Strome hinauf bis zur Limmat, und gelangte endlich nach Zürich, welches damals eine kleine Burg war. Weil er aber dort keine Heiden mehr antraf, wanderte er mit seinen Gefährten bis nach Tuggen hinauf, wo er Menschen fand, welche noch in heidnischem Aberglauben versunken waren. Columban ließ sich mit seinem eifrigen Schüler Gallus unter diesen Heiden nieder, und versuchte, sie mit dem lebendigen Gott und Seinem Sohne, Jesus Christus, bekannt zu machen. Aber sie erwiederten ihm: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Vorfahren bisher mit Regen und Wärme wohl versehen; wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren gut.“ Hierauf brachten sie vor den Augen der Missionare ihren Göttern ein Opfer. Die Missionare warfen, im Eifer über solche Verachtung des göttlichen Worts, die Götzen-

opfer in den See, und zündeten den Tempel an. Darüber geriethen die Heiden in Zorn, mißhandelten sie, und jagten sie fort.

Columban stieg nun mit seinen Gefährten von den Höhen der Gebirge herab in die weite Ebene des Bodensees, und gelangte in die alte Burg Arbon, wo ein frommer Priester, Willimar, sie freundlich aufnahm und beherbergte. Von da zogen sie weiter hinauf bis Bregenz, und beschloßen, sich dort niederzulassen. Ringsum lag von Attila's Heereszug her noch Alles zerstört, und nur seltene Spuren der vormaligen christlichen Anpflanzung waren übrig geblieben. In den Mauern einer zerstörten christlichen Kirche, welche seitdem den Heiden als Götzentempel gedient hatte, wurde den heidnischen Alemannen der Umgegend die erste christliche Predigt gehalten. Ein kleines Christendörflein wurde aufgebaut, in welchem sich nach und nach eine Schaar bekehrter Alemannen ansiedelte. Die Missionare legten Gärten an, pflanzten Obstbäume, und trieben den Fischfang im Bodensee und den Menschenfang unter den Alemannen mit gleichem Glück. Aber nach drei Jahren mußte Columban abermals fliehen, weil ihm Brunechilde auf's Neue nachstellte. Er pilgerte mit einigen seiner Schüler über die hohen Alpen nach Italien, während Gallus in Willimars Hütte krank zurückblieb. Einer von Columbans Gefährten, Sigbert, blieb auf dem hohen Gotthard, nahe bei der Rheinquelle, zurück, um unter den wilden Rhätiern von dem Heil in Christo zu zeugen. Dieser stiftete die berühmte Abtei Disentis im Graubündnerlande, von welcher aus das Licht des Christenthums in die tiefen Thäler von Hohenrhätien hineinleuchtete. Columban gründete in der Nähe von Trebia eine Klosterschule, Bobio genannt, um in derselben taugliche Missionare für die heidnischen Longobarden zu erziehen, und hatte noch vor seinem Tode die Freude, den König Agilulf mit einem großen Theile seiner Longobarden für die Kirche Christi gewonnen zu

sehen. Im Jahr 616 wurde er von seinem Tagewerk abgerufen, nachdem er unter den größten Aufopferungen 42 Jahre seines Lebens dem Dienste Christi unter den Heiden in Frankreich, Alemannien und Italien gewidmet, und eine große Schaar von Schülern für dieses segensreiche Geschäft erzogen hatte.

Indessen hatte Gallus an dem Ort, wo jetzt das Kloster St. Gallen steht, sich seine Zelle erbaut, und fieng an, den benachbarten Alemannen das Evangelium von Christo zu verkündigen. Bald wuchs seine Klostergesellschaft, welche aus lauter bekehrten Alemannen bestand, so an, daß er rings um seine Wohnung her große Reihen von Zellen für seine Brüder anlegen mußte, die er vor Allem in der Erkenntniß des Worts Gottes unterrichtete. In kurzer Zeit erhob sich das Kloster St. Gallen zu einer der fruchtbarsten Pflanzschulen des Christenthums, aus welcher der Samen christlicher Erkenntniß in einem großen Theile von Alemannien ausgestreut wurde. Gemeinschaftlich mit demselben wirkte das Bisthum Constanz, das in Kurzem seinen Kirchensprengel bis in die Neckargegenden hinab erweiterte. Gallus gieng in einem Alter von 95 Jahren in der Wohnung seines alten Freundes Willimar in Arbon in seine Ruhe ein, und wurde in seiner Zelle begraben. Sein ganzer Nachlaß bestand in einem Felleisen, dessen Schlüssel er immer sorgfältig bewahrt hatte, so daß selbst seine vertrautesten Schüler den Inhalt desselben nie erfuhren. Nach seinem Tode fand sich darin ein härenes Kleid, das er auf dem bloßen Leibe trug, und eine schwere eiserne Kette, auf welcher Spuren von Blut sichtbar waren. Der arme Mann hatte nicht genug, unter großen Entbehrungen und schweren Arbeiten des Tages Last und Hitze zu tragen, sondern meinte auch noch durch selbstersonnene Peinigung, von welcher das Evangelium nichts weiß, seinen ermüdeten Leib plagen zu müssen. Unser weichliches Zeitalter ist freilich nicht mehr im Stande, einen solchen Sinn ernster und stren-

ger Entsagung zu begreifen; aber wir danken auch Gott, daß Er uns durch das hellere Licht des Evangeliums gelehrt hat, auf dem Wege der evangelischen Freiheit zu wandeln, und unsere Hoffnung der Seligkeit nicht durch solche Selbstpeinigung zu stärken, sondern durch den Blick des Glaubens auf den, der für uns gelitten hat und gestorben ist. Wenn übrigens nicht von allen hier erwähnten Heidenboten die erste Hälfte des folgenden Verses gilt; so dürfen wir um so gewisser die zweite Hälfte auf jeden derselben anwenden.

Sie giengen ihren Pilgergang
In Klarheit, und mit Lobgesang,
Und halfen Ihm im Jammerthal
Vermehren Seiner Kinder Zahl.

---

3. Innerer Verfall der Kirche.

Ehe wir die weitere Ausbreitung des Christenthums in der Welt, und namentlich in Deutschland, aus einzelnen Zügen ihrer Geschichte kennen lernen, müssen wir uns auch wieder nach den alten Mutterkirchen umsehen, und fragen, was aus ihnen in der Zwischenzeit geworden ist. Ich fürchte, wir werden nicht viel Erfreuliches erfahren.

Habt ihr schon den Dom in Köln gesehen? An dieser großen Kirche hat man 200 Jahre lang gebaut, und doch ist sie nicht ausgebaut worden. Während man von Außen immer noch daran setzte, und sie vergrößerte, war von Innen schon wieder Manches zerfallen, und mußte ausgebessert werden. Gerade so gieng es mit der christlichen Kirche in diesem Zeitraum. Indem sie von Außen immer mehr Zuwachs erhielt, und ihre Marksteine weiter hinausrückte, erlitt sie von Innen heftige Erschütterungen, die ihr den gänzlichen Verfall drohten, und wenigstens viele Risse und Steinfälle zur Folge

hatten. Das Bild einer Gemeinde Christi, wie es im Worte Gottes gezeichnet ist, und wie die apostolische Kirche es darstellte, erschien den Christen bald zu einfach, und sie suchten allerlei Verzierungen darauf anzubringen. Jedes folgende Jahrhundert setzte deren neue hinzu, und endlich war es so übertüncht, daß man kaum noch hie und da eine Spur von dem ursprünglichen Gemälde erkennen konnte; bis die Reformatoren kamen, und mit ihrem Schwamm darüber fuhren, um die aufgekleckstsen Farben wegzuwaschen, und das Bild in seiner alten Gestalt wiederherzustellen. Hauptsächlich dreierlei Merkmale sind es, in denen sich der innere Verfall der Kirche schon in dem Zeitraum, von welchem wir reden (Jahr 300—600), verräth: die Verfälschung der Lehre, die Beschaffenheit des Priesterstandes, und das Verderben der Sitten.

Den ersten Anlaß zu einer erfolgreichen Spaltung in der Kirche gab Arius, ein Presbyter in Alexandrien. Dieser leugnete öffentlich die Gottheit Christi, und lehrte, Christus sey ein Geschöpf, obwohl vor aller Welt geschaffen, und um seiner besondern Frömmigkeit willen über andere fromme Menschen erhoben. Eine große Kirchenversammlung, welche im Jahr 325 in Nicäa, in Kleinasien, gehalten wurde, sollte darüber entscheiden. Es erschienen auf derselben 318 Bischöfe und viele andere Kirchenlehrer, welche fast einstimmig die Lehre des Arius verwarfen, und ein Glaubens-Bekenntniß aufsetzten, welches das Nicänische Symbolum genannt wird. Arius wollte aber lange nicht nachgeben; und als er endlich auf eine unredliche Weise seine Unterschrift verwilligt hatte, starb er plötzlich an dem Tage, da er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte, unter großen Schmerzen; ein Ereigniß, welches von den gläubigen Bischöfen als ein besonderes Strafgericht Gottes über ihn betrachtet wurde. Damit war aber der Streit noch nicht zu Ende. Der Kaiser Constantius erklärte sich für die Arianische Lehre, und

auf den Kirchenversammlungen zu Arles und Mailand 354 und 355 erlangte sie Sieg und Herrschaft; auch ein Beweis, daß das Heil nicht von Kirchenversammlungen erwartet werden darf, und daß es bei der Entscheidung über die Wahrheit nicht auf die Mehrzahl der Stimmen ankommt. Die Streitigkeit über die Gottheit Christi kostete vielen Menschen das Leben, und führte zu blutigen Kriegen. Das arianische Glaubens-Bekenntniß wurde mit der Zeit unter den Gothen, Sueven, Burgundern, Longobarden und Vandalern herrschend, und erst späterhin konnte es nach und nach ausgerottet werden, wobei besonders der Umstand sehr wirksam war, daß der mächtige König Chlodewig sich zur rechtglaubigen Lehre bekannte. Doch wucherte das Unkraut in einigen Gegenden fort bis in's siebente Jahrhundert hinein.

Ein anderer Streit erhob sich gegen den Bischof Nestorius in Constantinopel, welcher es mißbilligte, daß man die Maria eine Gottesgebärerin nenne. Die Kirchenversammlung zu Ephesus 431 verurtheilte ihn als Ketzer (d. h. Irrlehrer). Er wurde seines Amtes entsetzt, und starb im Elend. Da man nun seine Anhänger verfolgte, flohen sie nach Persien, wo sie Religionsfreiheit erhielten, und eine eigene Kirche bildeten. Sie durchzogen Persien, die Tatarei, und drangen bis China vor, indem sie durch ihren Bekehrungseifer die Zahl ihrer Glaubensgenossen unter den Heiden erweiterten. Man hörte von nestorianischen Bischöfen in der Bucharei, in Turkestan, ja selbst in Tibet. Aber der größte Theil ihrer Erwerbungen gieng durch die Verbreitung des Muhamedanismus wieder verloren. Doch finden sich die Nestorianer im Morgenlande immer noch in großer Anzahl unter dem Namen: Chaldäische Christen, oder: Thomaschristen.

Noch schlimmer gieng es auf der Kirchenversammlung zu Ephesus, die 18 Jahre später gehalten wurde, um die Lehre des Eutyches, daß in Christo göttliche und menschliche Natur zu Einer geworden seyen, zu

prüfen. Diese Lehre wurde als rechtglaubige Lehre erklärt, indem man die besseren Bischöfe mit Prügeln und Waffen zwang, ihre Unterschrift zu geben. Es wird deßwegen diese Versammlung auch die Räubersynode genannt. Zwei Jahre später wurde in der allgemeinen Kirchenversammlung zu Chalcedon das Urtheil der Ephesinischen verworfen, und Eutyches für einen Ketzer erklärt. Seine zahlreichen Anhänger trennten sich nun von der Kirche, fanden im sechsten Jahrhundert ein thätiges Oberhaupt an Jakob Baradäus, von dem sie den Namen Jakobiten angenommen haben, und verbreiteten sich von Armenien bis Egypten (Kopten); sind auch noch jetzt in diesen Ländern zahlreich anzutreffen.

Pelagius, ein Mönch aus England, lehrte, es gebe keine Erbsünde und kein von Adam geerbtes Verderben der menschlichen Natur, sondern jeder Mensch sterbe wegen seiner eigenen Sünde, auch habe jeder Mensch Kraft genug, das Gute zu wollen und zu thun. Seine Lehre wurde auf mehreren Kirchenversammlungen verworfen, fand aber doch viele Anhänger, namentlich in der morgenländischen Kirche, und in Frankreich.

Von dergleichen Irrlehrern, welche aus dem Schoos der Kirche hervorgiengen, und mehr oder weniger Anhang gewannen, wäre noch Viel zu sagen; aber es kann an diesem Wenigen genügen. Geschieht ja doch nichts Neues unter der Sonne; und was heutzutage oft als neue Weisheit aufgetragen und den Christen angepriesen wird, das ist, vielleicht in derselben Gestalt, schon in alten Zeiten da gewesen, und hat sich vergeblich in der Kirche geltend zu machen gesucht. Aber das ist wahr, daß auch die wahren Christen in jenen Jahrhunderten durch die beständigen Streitigkeiten gegen alle mögliche Irrlehren an dem unbefangenen Eindringen in die ganze Schriftwahrheit vielfältig verhindert wurden, und daß sich in der Unruhe des Streits hie und da auch etwas von den falschen Meinungen, welche die Kirche zu be-

kämpfen hatte, an die Kirchenlehre selbst festgesetzt hat, und unversehens ein Bestandtheil derselben geworden ist.

Wo mitten in der Kirche so viele falsche Lehren aufsprießen und gepflegt werden konnten, da muß es auch bei den Lehrern selbst gefehlt haben, und schon aus dem Obigen geht hervor, daß viele Unwürdige unter ihnen gefunden wurden. Da die Leute schliefen, kam der Feind, säete Unkraut unter den Waizen, und gieng davon. (Er kam aber bald wieder.) — Vieles kam zusammen, um auch unter den Lehrern einen solchen bedenklichen Zustand herbeizuführen.

Die Denk- und Glaubens-Freiheit wurde dem Einzelnen theils durch das Ansehen großer Kirchenlehrer und das Gewicht ihrer Aussprüche, theils durch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen sehr verkümmert; er mußte befürchten, bei unbefangenem fleißigem Forschen in der heil. Schrift auf irgend eine Ueberzeugung geführt zu werden, welche von der Kirche als irrig betrachtet würde. Das hielt Viele vom eigenen Suchen in der Schrift ab, und es war zudem bequemer, sich an das einfach anzuschließen, was Andere glaubten. Seitdem die christliche Kirche von den Kaisern geschützt wurde, und das christliche Lehramt aus einem schweren Amte ein Ehrenamt geworden war, wenigstens am Hof und in den Städten; seitdem den Kirchen Reichthümer, und ihren Dienern Belohnungen zu Theil wurden: — seitdem geschah es auch, daß kirchliche Lehrstellen von Manchen bloß um des Geld- und Ehrensolds willen gesucht wurden; und bald kam es dahin, daß sie sogar um Geld verkauft wurden. Da war der Weg zur Erfüllung jener Weissagung des Apostels Paulus (Apost.-Gesch. 20, 29.) gebahnt, daß „gräuliche Wölfe kommen werden, die der Heerde nicht verschonen.“ Damit stand im genauen Zusammenhang, daß der Unterschied zwischen Geistlichen und Nichtgeistlichen immer schärfer hervortrat, und daß die Ersteren sich auch äußerlich, z. B. durch ihre Kleidung und besondere Vorrechte, vor den

übrigen Christen auszeichneten. Hätten sie sich doch lieber durch Heiligkeit des Wandels, Demuth und Mildthätigkeit vor Andern kenntlich gemacht! Aber daran fehlte es bei Vielen gar sehr. Theils waren sie so unwissend, daß z. B. auf der Synode zu Ephesus (431) ein Bischof und ein Presbyter nicht einmal ihre Namen schreiben konnten; theils so lasterhaft, daß man eigene Gesetze deßhalb ergehen lassen mußte, und z. B. der gottlose Bischof Cyrillus von Alexandrien (um 430) Mord und Todtschlag ungestraft unter seinen Augen verüben ließ. Nichtsdestoweniger ließen sich die Kirchendiener durch Fußfälle, Händekuß, u. dergl. die tiefste Ehrerbietung bezeugen. Wenn auf der einen Seite der Anblick dieses in der Kirche einreißenden Verderbens manche stille und fromme Seelen bewog, sich in die Einsamkeit der Wüste, oder in ein Kloster zurückzuziehen; so drang auf der andern der schreckliche Sittenverfall nur zu bald auch in die Klöster selbst ein, und es war im Morgenlande nichts Ungewöhnliches, daß die Mönche die Ruhe der Kirche und des Staats durch Aufruhr störten. So griff ein Mönch zur Zeit des obengenannten Bischofs Cyrillus mit fünfhundert seines Ordens den kaiserlichen Statthalter zu Alexandrien auf den Gassen der Stadt an, und verwundete ihn gefährlich durch einen Steinwurf. Was unter solchen Umständen der Kirche an innerem Leben verloren gieng, das suchten die Geistlichen durch allerlei äußerliches Blendwerk zu ersetzen, und so wurde nach und nach der einfache Gottesdienst der ersten Christen durch eine Menge von selbsterfonnenen Gebräuchen und Menschensatzungen entstellt und verunreinigt. Eitle Pracht in den Kirchengebäuden und bei der öffentlichen Andacht riß immer mehr ein, und der Ceremonien wurden so viele, daß schon Augustinus (✝ 430) klagte, das levitische Gesetz sey erträglicher gewesen als der neue christliche Gottesdienst. Dem Zeichen des Kreutzes schrieb man wunderbar Kräfte zu; die Reliquien der Heiligen, und späterhin auch ihre

Bilder wurden verehrt, Wachskerzen geweiht, und eine Menge Feste und Feiertage eingeführt. Das Vertrauen auf gute Werke und eigenes Verdienst, als Fasten, Psalmenlesen, Almosen, Geschenke an Kirchen und Klöster u. dgl. stieg immer höher; und nachdem der römische Bischof Gregor der Große die Lehre vom Fegfeuer aufgebracht hatte, so war hiemit auch der Grund zu dem höchst verwerflichen Ablaßkram gelegt, der in späteren Jahrhunderten so große Verwüstungen in der Kirche anrichtete.

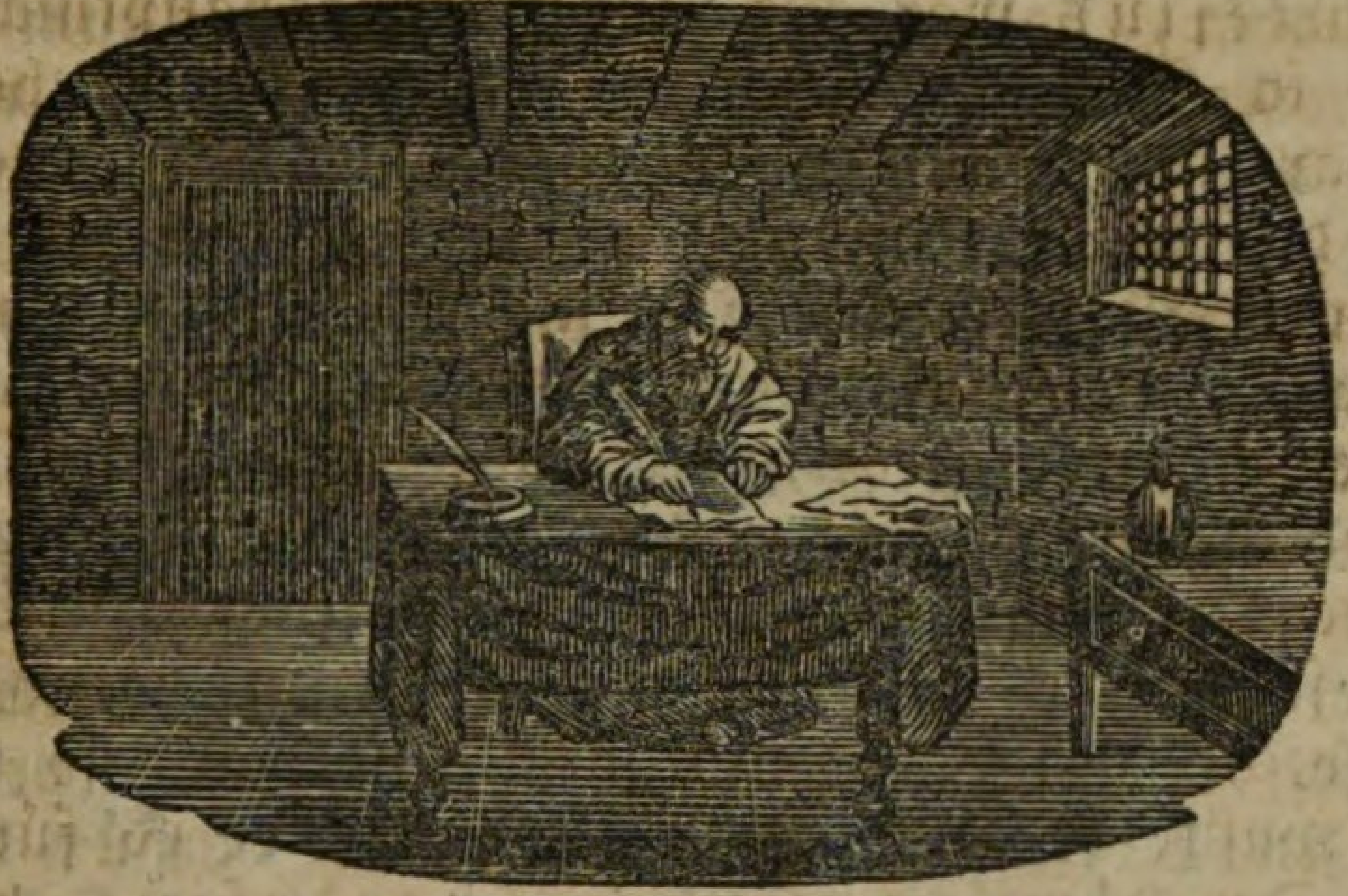
Unterdessen traten die Ansprüche, welche die Bischöfe zu Rom auf den ersten Rang unter allen Kirchenlehrern machten, immer deutlicher hervor. Zwar suchten die Bischöfe zu Constantinopel, Jerusalem, Antiochien, und Alexandrien ihnen diesen Rang streitig zu machen, und als der römische Bischof ausschließlich den Namen eines Papsts (Papa, Vater) in Besitz nahm, so legten sie sich den Titel eines Patriarchen (Erzvater) bei: allein viele Umstände, und namentlich, daß die Kaiser lange Zeit in Rom wohnten, und die dortigen Bischöfe sehr auszeichneten, trugen dazu bei, daß diese letzteren den Sieg behielten, und daß nach und nach auch die übrigen Kirchen, die griechische ausgenommen, den römischen Papst als den ersten und obersten aller Bischöfe und somit auch seine Aussprüche und Verordnungen als wichtig und gültig ansahen. Doch fand dieß eine Zeit lang an manchen Orten große Schwierigkeit, z. B. in England, wo eine Menge solcher Lehrer, die den römischen Bischof nicht als ihr Oberhaupt anerkennen wollten, von römischen Priestern ermordet wurde, und in Schottland, wo die Culdeer sich der Unterwerfung unter das römische Joch bis in's zwölfte Jahrhundert widersetzten. Indessen gab es doch in dieser Zeit unter der Reihe der römischen Bischöfe noch manche, deren persönlicher Character sehr achtungswürdig war. Von einem derselben, Leo (um 450), der dem wilden Attila so muthig entgegentrat, haben wir oben schon gesprochen; aber auch der vorhin

erwähnte Gregor der Große ist ein aufrichtiger frommer und eifriger Mann gewesen. Obwohl er einen sehr kränklichen Körper hatte, war er doch unermüdlich in seinen Arbeiten und Hülfleistungen, und die Verbreitung des Evangeliums unter den heidnischen Völkern lag ihm sehr am Herzen. Schon zu der Zeit, da er noch als Mönch in seiner Klosterzelle lebte, gieng er eines Tages über die Straßen von Rom, und erblickte auf einem öffentlichen Markt einige schöne Jünglinge, welche als Sklaven zum Verkauf ausgeboten wurden. Sie waren von der fernen Insel Britannien hergebracht. „Sind die Einwohner dieser Insel Heiden oder Christen?“ fragte Gregor. Sie leben noch in heidnischer Finsterniß, war die Antwort. — „Ach!“ — versetzte der fromme Mönch tiefseufzend — „daß der Fürst der Finsterniß so schöne Gesichter im Besitze hat, und eine so herrliche Stirne von der ewigen Gnade Gottes nichts wissen soll! Was ist der Name dieses Volkes?“ — Angeln werden sie genannt, war die Antwort. — „Wahrlich“ — rief er aus — „dieß sind angelische Gesichter, und es ist Jammerschade, daß sie nicht mit den Engeln Gottes Theilhaber sind der künftigen Herrlichkeit. Wie heißt die Provinz, aus der sie kommen?“ — Deira, ward ihm geantwortet. — „Ja, das ist wahr“ — versetzte er — „de ira, vom Zorne Gottes hinweg müssen sie gerissen, und berufen werden zur Gnade Christi. Wie heißt denn ihr König?“ — Ella, sagten sie. — „O, daß er doch bald Hallelujah singen möchte!“ rief Gregor gerührt aus, und zog seine Straße weiter. Von diesem Augenblick an war es ein Anliegen seines Herzens, das Evangelium in Britannien zu verbreiten, und blieb es auch sein ganzes Leben lang.

Von einigen andern ausgezeichneten Männern aus dieser Zeit erzähle ich um so lieber, weil sie und Ihresgleichen es waren, durch deren Bemühungen die schnellere Verderbniß der Kirche noch aufgehalten wurde.

Ambrosius war aus einem Kriegshauptmann zum Bischof in Mailand gewählt worden, noch ehe er getauft war, und mußte ungeachtet seiner ernstlichen Weigerung dieses Amt annehmen. Er schenkte seine Güter den Armen, und forschte Tag und Nacht mit dem größten Eifer in der heil. Schrift. Seine Thüre stand immer offen, damit Jedermann ungehindert ihm sein Anliegen vorbringen könnte. Alles, was er erübrigen konnte, verwendete er zur Loskaufung gefangener Christen, und schonte selbst die silbernen und goldenen Gefäße seiner Kirche nicht. Aber so weichherzig er war, so fest und muthig wußte er auch aufzutreten, wo er es für nöthig hielt. Der römische Kaiser Theodosius hatte in Thessalonich, wo ihm von dem Volk einige Officiere getödtet worden waren, im strafenden Zorn 7000 Menschen umbringen lassen, ob er gleich dem Ambrosius versprochen, sie zu schonen. Ambrosius schrieb ihm einen ernsten Brief, und erklärte ihm, er sey von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, bis er seine Sünde öffentlich bekenne; und als der Kaiser dennoch zur Kirche kam, stellte sich der Bischof unter die Thüre, und verwehrte ihm den Eintritt. Der Kaiser besann sich acht Monate lang, endlich aber verstand er sich dazu, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Er zog den kaiserlichen Mantel aus, fiel auf sein Angesicht, und betete die Worte des 119. Psalms: „Meine Seele liegt im Staube; erquicke mich nach Deinem Wort.“ Das Volk weinte, und betete mit dem Kaiser. Dieß geschah gegen das Ende des vierten Jahrhunderts.

Der Kirchenvater Hieronymus lebte eine Zeit lang als Einsiedler in der syrischen Wüste, und war überhaupt ein großer Freund und Beförderer des Mönchslebens. Die letzten 25 Jahre seines Lebens brachte er in einem Kloster in Bethlehem zu, wo er sich hauptsächlich mit der Erklärung der heiligen Schrift beschäftigte, und viele nützliche Schriften schrieb, bis er im Jahr 420 starb. Seine wichtigste Arbeit aber ist seine



Uebersetzung der Bibel in die lateinische Sprache. Diese war vom fünften Jahrhundert an bis zum sechszehnten fast die einzige Erkenntnißquelle der göttlichen Offenbarung für die ganze abendländische Kirche, in welcher die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache beinahe gänzlich untergegangen war, und welche noch wenige Uebertragungen der heiligen Schrift in die abendländischen Sprachen besaß. Viele tausend Abschriften dieser lateinischen Uebersetzung wurden in den Ländern Europa's von frommen Mönchen in ihren einsamen Klosterzellen verfertigt, und in dem finstern Zeitalter unter heilsbegierigen Seelen zum Unterricht im Worte Gottes und zur Erbauung verbreitet. So war noch einmal in dem kleinen Bethlehem ein Licht aufgegangen, dessen Schein den Völkern des Abendlandes, oder wenigstens Einzelnen unter ihnen, durch eine tausendjährige Dunkelheit leuchtete.

Johannes Chrysostomus (d. h. Goldmund, also genannt wegen seiner Beredtsamkeit) wurde im Jahr 398 Bischof in Constantinopel, und predigte in dieser großen sittenlosen Stadt furchtlos das Evangelium, ohne Ansehen der Person. Die Zahl seiner Zuhörer stieg zuweilen auf 10,000. Aber seine Freimüthigkeit konnte den verdorbenen Menschen nicht gefallen, und sie brach-

ten es dahin, daß er nach Armenien verbannt wurde. Auf der Reise mußte er harte Mißhandlungen erleiden, und in der rauhen Gegend wurde seine schwache Gesundheit völlig untergraben. Dennoch predigte er auch in dieser Trübsal unermüdet das Wort Gottes, sandte Missionare zu den Heiden, theilte Brod unter die Armen aus, und kaufte Gefangene von den Räubern los. Diese Wirksamkeit aber wollte man ihm nicht gönnen; und als man ihn nach einem andern Verbannungsort schleppte, starb er unterwegs an den Beschwerlichkeiten der Reise. Sein letztes Wort war der Wahlspruch seines ganzen Lebens: Gelobt sey Gott für Alles! So hat es sich zu allen Zeiten erprobt, daß, wer ein rechter Jünger Jesu seyn will, sein Kreuz auf sich nehmen, und Ihm nachfolgen muß.

Dafür liefert auch einen Beweis das Leben des Athanasius, Erzbischofs in Alexandrien. Er vertheidigte mit großer Festigkeit den Glauben an die Gottheit Christi gegen die Irrlehre des Arius. Fünfmal wurde er von der Partei des Arius vertrieben, war als Flüchtling in beständiger Todesgefahr, und mußte gegen 20 Jahre in der Verbannung zubringen. Im Jahr 335 wurde er vor eine Kirchenversammlung nach Tyrus beschieden, wo man ihm unter vielen schrecklichen Beschuldigungen auch die vorlegte, er habe den Bischof Arsenius ermordet; ja, man zeigte sogar in einer Schachtel eine getrocknete und eingesalzene Menschenhand, welche die Hand des Arsenius seyn, und die Athanasius als Zaubermittel mit sich geführt haben sollte. Der Tag des Verhörs kam, und die Ankläger zeigten die todte Hand vor. Die Versammlung erstaunte, und die Feinde triumphirten. Athanasius aber blieb ruhig, und fragte seine Richter, ob sie den Arsenius persönlich kenneten. Einige sagten: Ja! Da öffnete Athanasius die Thüre, ließ einen Mann hereintreten, und sprach: Ist dieß der Mann, den ich ermordet, und dessen Hand ich abgeschnitten habe? Darauf schlug er ihm den Man-

tel zurück, und zeigte seine Hände. Die Kläger verstummten: denn es war Arsenius, der wunderbarer Weise gerade nach Tyrus hatte kommen müssen. Nichts desto weniger wurde Athanasius verurtheilt, und mußte in die Verbannung nach Trier am Rhein. Später kam er wieder nach Alexandrien zurück; aber bald brach eine neue Verfolgung aus, er wurde Nachts in der Kirche mitten unter seiner Gemeinde überfallen, und konnte sich nur mit genauer Noth retten. Er flüchtete sich in die ägyptische Wüste zu dem Einsiedler Antonius, wo er sechs Jahre lebte, und starb im Jahr 372, nachdem er kurz zuvor zu seiner Gemeinde hatte zurückkehren dürfen.

Aurelius Augustinus (geb. 354), hatte eine fromme Mutter, Monika, welche für ihren leichtsinnigen Sohn, der zwar fleißig studirte, aber zugleich ein Sündenleben führte, so ernstlich und anhaltend im Gebete lag, daß der Bischof Ambrosius, dem sie ihre Noth klagte, sie mit den Worten aufrichtete: „Sey getrost! der Sohn so vieler Gebete und Thränen kann nicht verloren gehen.“ Augustinus war von Afrika, wo er geboren wurde, nach Mailand gekommen, und von dem ehrwürdigen Ambrosius aufgefordert worden, fleißiger im Worte Gottes zu lesen. Einige Bekehrungsgeschichten von vornehmen Römern, die ihm zu Ohren kamen, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und bewegt rief er seinem Freunde zu: „Solche ungelehrten Leute reißen das Himmelreich an sich; und wir, bei aller unsrer Gelehrsamkeit, wälzen uns in den Sünden herum.“ Er eilte in den Garten, warf sich unter einem Feigenbaum nieder wie Nathanael, und betete unter heißen Thränen um die Gnade der Erneuerung. Während er so zu Gott schrie, ließen sich aus einem benachbarten Hofe wiederholt die Worte hören: Tolle, lege (Nimm und lies!) Augustinus betrachtete sie als eine Ermahnung vom Himmel, die Bibel zu lesen, und schlug die Worte auf, Röm. 13, 13. 14. Tief drangen ihm diese zu

Herzen; er entschloß sich von Stund an, sein Leben dem Herrn Jesu hinzugeben, und eilte zu seiner Mutter, um ihr die freudige Nachricht zu bringen, daß ihm Barmherzigkeit widerfahren sey. Ihr könnet euch denken, wie süß die Freude und wie heiß der Dank der frommen Monika gewesen seyn mag. Augustinus gieng zurück nach Afrika, widmete sich dem Dienst der Kirche, und wurde Bischof in der Stadt Hippo, wo er gerade zu der Zeit starb, als die wilden Vandaler die Stadt belagerten (im Jahr 430). Er ist so wenig als die obigen großen Kirchenlehrer von allen Irrthümern seiner Zeit frei geblieben; aber die freie Gnade Gottes in Christo war sein edelstes Kleinod, und in seinen Schriften, die auf uns gekommen sind, liegt ein Schatz von christlicher Weisheit und Erfahrung, wie man es von einem Manne erwarten kann, der der einflußreichste unter allen Kirchenlehrern seines Zeitraums genannt werden darf.

Wenn ich gleich noch von manchem treuen Knechte Christi aus dieser Zeit erzählen könnte, dessen Name im Himmel angeschrieben ist; so war doch die Zahl derer, welche ihr Amt gewissenlos verwalteten, noch viel größer, und dieß trug natürlich viel dazu bei, daß die Sittenlosigkeit und das sündliche Leben unter den Christen immer mehr zunahm. Schon im vierten Jahrhundert mußten ganze Kirchenversammlungen durch Verbote und Strafen den gröbsten Lastern unter den Christen entgegenarbeiten. Noch größer aber wurde das Verderben der Christenheit in allen Ständen vom fünften Jahrhundert an. An den christlichen Höfen herrschten, wie in der heidnischen Zeit, Ehrgeitz und Wollust, Gewaltthätigkeit und List, kriegerische Eroberungssucht und Ungerechtigkeit aller Art. Unter dem großen Haufen waren heidnische Gewohnheiten und Aberglaube sammt allen möglichen Sünden verbreitet; Sonntage und Fastenzeiten wurden zu Ausschweifungen mißbraucht, und die gottesdienstlichen Versammlungen vernachläßigt. Die meisten Chri-

sten hatten vom Christenthum nicht viel mehr als den Namen; und anstatt für ihr lasterhaftes Leben ernstlich Buße zu thun, hielten sie es für hinreichend, Almosen zu geben, oder sogenannte gute Werke zu thun, während das Herz ungeändert blieb. Dieses allgemeine Verderben hatte besonders die morgenländische Kirche durchdrungen, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß Gott für dieselbe in der Stille eine große schwere Ruthe gebunden hatte, welche dem üppigen faulen Leibe der christlichen Kirche Jahrhunderte lang blutige Striemen schlug.

---

4) Die muhamedanische Finsterniß.

In der Stadt Mekka in Arabien, an den Ufern des rothen Meeres, wurde im Jahr 570 der Mann geboren, der dazu bestimmt war, dem Christen-Kirchlein einen empfindlicheren Verlust zu verursachen, als je einer seiner früheren Feinde. Alle früheren Verfolgungen der Christen hatten der Sache des Christenthums weniger geschadet als genützt, und der Erfolg zeigte, daß sie auf ihren Vortheil berechnet waren; aber die gewaltsame Verbreitung des Muhamedanismus offenbarte sich auch durch den Erfolg als ein Strafgericht von Gott: denn die Aufforderungen zur Buße und Reinigung, welche Gott durch dieselbe an die christliche Kirche ergehen ließ, wurden nicht von ihr benützt.

Muhamed, so hieß jener Mann, war seines Gewerbes ein Kaufmann, und machte als solcher große Handelsreisen, auf welchen er die Religionen der Juden und der Christen kennen lernte. Zu einem Volke gehörig, das seine Abstammung von Ismael, dem Sohne Abrahams, ableitete, fand er in diesen beiden Religionen manche Anknüpfungspunkte für das Gewebe seiner neuen Lehre, die er aus jüdischen und christlichen Wahrheiten und aus seinen eigenen Erdichtungen zusammensetzte. Er

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

lehrte, es sey ein einiger Gott, und Muhamed sey sein größter Prophet, größer als Moses und Christus; Alles, was geschehe, sey durch ein unvermeidliches Schicksal vorherbestimmt; nach dem Tode werde das Gute belohnt, und das Böse bestraft. Häufiges Gebet zu bestimmten Zeiten, Freigebigkeit gegen Arme, Beschneidung, Fasten, Wallfahrten nach Mekka, Enthaltung vom Wein sind die wichtigsten Vorschriften seiner Religion. Dagegen gestattete er Vielweiberei, erleichterte die Ehescheidungen, und stellte das Leben nach dem Tode als einen unaufhörlichen Genuß sinnlicher Freuden dar, — ein Hauptgrund, warum er so viele Anhänger fand.

Nachdem er in seinem vierzigsten Jahre mit der Behauptung aufgetreten war, der Engel Gabriel sey ihm erschienen, und habe ihm dieß Alles geoffenbart, sammelte sich eine Anzahl seiner Landsleute um ihn her, welche er durch Erzählung vorgeblicher und durch Verrichtung betrügerischer Wunder in dem Glauben bestärkte, daß seine Lehre von Gott sey. Er fand aber auch viele Gegner, und diese nöthigten ihn im Jahr 622, nach Medina zu fliehen. Von dieser Flucht (Hegira oder Hedschra) beginnen die Muhamedaner ihre Zeitrechnung. In Medina wuchs die Zahl seiner Anhänger so, daß er im Jahre 630 mit 10,000 Mann Mekka erobern konnte; und nun forderte er alle Könige und Kaiser durch eigene Botschafter auf, ihn als den Gesandten Gottes anzuerkennen, und beschloß, seiner Religion mit dem Schwert Eingang zu verschaffen. Ehe er aber weitere Schritte thun konnte, starb er im 63. Jahre seines Lebens (632). Nach seinem Tode wurde seine Lehre in ein Buch zusammengetragen, das der Koran heißt, und von seinen Anhängern bis auf diese Stunde als ihr Religionsbuch heilig gehalten wird. Seine Nachfolger, die Kalifen, hatten in wenigen Jahren Syrien, Palästina mit Jerusalem, Persien, Mesopotamien, Aegypten und Klein-Asien erobert. Wer Widerstand leistete, wurde niedergemacht,

Tempel und Städte wurden zerstört, und Muhameds Lehre den geängsteten Bewohnern aufgedrungen. Mag es auch Uebertreibung seyn, was die Geschichte erzählt, daß schon 12 Jahre nach Muhameds Tode von den Arabern 36,000 Städte und Schlösser erobert, und 4000 christliche Kirchen zerstört gewesen seyen; so viel geht doch daraus hervor, daß ihr Siegeszug einem Fluge, und ihre Verheerungen dem Ueberfall eines Heuschreckenheeres ähnlich gewesen seyn müssen. Die ganze Küste von Nordafrika, die von so zahlreichen Christengemeinden besetzt war, wurde ein Raub der Araber, und es wurde auf ihr das Christenthum so mit der Wurzel ausgerottet, daß auch nicht eine Spur desselben zurückblieb. Nur in Aegypten erhielten sich noch die Kopten, in Persien die Nestorianer, und sonst noch kleinere christlichen Gemeinen, aber unter dem Druck, und in einem Zustand, der allmählig alles Leben vertrocknete, so daß sie nun seit langer Zeit selbst der Auffrischung und Erneuerung höchst bedürftig geworden sind.

Ein Glück war es für die christliche Welt, daß die Araber unter sich selbst über die Kalifen-Wahl in einen Streit geriethen, der gegen 30 Jahre lang ihre Aufmerk-

samkeit und Kraft in Anspruch nahm, so daß die Christen doch wieder ein wenig zu Athem kommen konnten. Jener Streit hatte die Folge, daß die Muhamedaner in zwei Parteien zerfielen, in Schiiten und Sunniten, von denen die ersteren, die man hauptsächlich in Persien zu suchen hat, bloß den Koran als Religionsbuch betrachten, die andern aber auch die Ueberlieferungen der vier ersten Kalifen in ihre Religionslehre aufgenommen haben. Erst im Jahr 668 fiengen sie wieder an, ihre Waffen nach außen zu wenden, und belagerten Constantinopel sieben Jahre lang, wurden aber durch das griechische Feuer genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Im Anfang des folgenden Jahrhunderts, nachdem sie Nordafrika bis zu den Ufern des Atlantischen Meeres siegreich durchzogen hatten, wurden sie lüstern, über die Meerenge von Gibraltar einen Einfall in Spanien zu machen, dann Europa seiner ganzen Länge nach zu durchziehen, und Constantinopel von der Landseite anzugreifen. Der König der Westgothen, welche damals in Spanien herrschten, verlor in einer langen blutigen Schlacht sein Leben, und die Araber zogen nun ungehindert durch Spanien, über die Pyrenäen, bis gegen Lyon und Besançon; und wie 300 Jahre vorher die wilde Fluth des Hunnenvolkes der abendländischen Kirche von Osten her den Einsturz drohte, so war sie nun durch den brausenden Strom der Araber von Westen her auf's Neue in die äußerste Gefahr gebracht. Frankreich und Deutschland zitterten. Aber nicht weniger entscheidend für das Bestehen der christlichen Kirche als jene große Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern war der sechstägige Kampf bei Poitiers, in welchem der tapfere Frankenherzog Karl Martell nach gewaltigen Anstrengen die Araber endlich auf's Haupt schlug (im Okt. 732), und aus Frankreich nach Spanien zurücktrieb, dessen Grenzen sie von nun an nicht mehr überschreiten durften.

Fürchterlich waren die Verluste, welche die Kirche Christi im Laufe dieses Jahrhunderts zu leiden hatte. Hunderttausende von Christen wurden im wilden Kampfe erschlagen, tausende ihrer Tempel zerstört, und große Schaaren gingen aus Furcht vor dem Schwert der Araber zu dem Glauben an den neuen Propheten über. Die morgenländische Kirche hatte am Ende dieses Zeitraums ganz die Gestalt, welche der Prophet Jesaias beschreibt (1, 7—9.): „Euer Land ist wüste, eure Städte sind mit Feuer verbrannt; Fremde verzehren eure Aecker vor euren Augen, und ist wüste, wie das, so durch Fremde verheeret ist. Was aber noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt. Wenn uns der Herr Zebaoth nicht ein Weniges ließe überbleiben, so wären wir wie Sodom und gleichwie Gomorra."

5) Fortsetzung der Missionsgeschichte dieses Zeitraums.

Wir kehren wieder nach Deutschland zurück, um noch einige von den Glaubensboten kennen zu lernen, welche den guten Samen auf diesem damals noch so wilden Boden ausgestreut haben. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts hatten Emmeran, Amandus, und Rupert in den Donaugegenden das Evangelium gepredigt, wo die schon früh gepflanzte Glaubenssaat längst von den verheerenden Schritten der Völkerwanderung zertreten war; bald nach ihnen bahnte sich das Wort Gottes auch einen Weg in das heidnische Thüringer-Land. Es geschah im Jahr 685, daß ein irländischer Mönch, Kilian oder Kullen genannt, sich in Würzburg niederließ, wo damals der heidnische Herzog der Thüringer, Godsbert, seinen Wohnsitz hatte. Die Thüringer verehrten, wie andere deutsche Völker, die Götter Wodan (Odin), Thor und Freya, und hatten außerdem ihre besondern Götzen, Holla und Püsterich. Der letztere bestand aus einem rohen Bilde von Erz, eine Elle hoch, mit einem weiten Bauche; die rechte Hand des Götzen lag auf dem Haupte, die linke ruhte auf dem Knie. Das Bildniß war inwendig hohl, und faßte neun Maas Wasser. Oben am Kopfe bezeichneten zwei runde Löcher den häßlichen Mund. Diese hohle Bildsäule wurde bei ihren Götzenfesten mit Wasser angefüllt, und jede Oeffnung fest zugestopft. Dann wurde das eherne Bild an's Feuer gestellt und erhitzt. Die Ausdehnung des heißen Wassers schlug die Stöpsel mit einem fürchterlichen Knall heraus, und gleich Feuerstrahlen fuhr den Umstehenden das sprudelnde Wasser in's Gesicht. Sehet, Kinder, solche Götzen haben unsere deutschen Voreltern angebetet, und wir würden sie, wie die Eingalesen ihren Buddha, noch anbeten, wenn Gott nicht so gnädig gewesen wäre, uns schon vor mehr als tausend Jahren Sein kostbares Evangelium zu senden.

Kilian verkündigte das Evangelium in den Maingegenden mit glücklichem Erfolg, und der Herzog Godsbert selbst war der Erste, der sich taufen ließ. Viele seiner Hofleute und fast der ganze östliche Theil von Franken folgten bald seinem Beispiele nach. Es war aber der Wille Gottes, daß Kilian das Schicksal Johannis, des Täufers, haben sollte. Der Herzog hatte, wie Herodes, seines Bruders Weib, Geilane, zur Gemahlin. Kilian wartete klüglich, bis des Herzogs Vertrauen zu ihm befestigt war, und stellte ihm dann vor, daß diese Verbindung sündlich sey, und aufgelöst werden müsse. Der Herzog, so schwer es ihm auch wurde, versprach doch, zu gehorchen, schob aber diesen Schritt bis zur Zurückkunft von einem Feldzuge auf, den er eben unternehmen mußte. In seiner Abwesenheit aber ließ Geilane den Missionar und seine Gehülfen einkerkern, und im Gefängniß enthaupten (688). In ihrer priesterlichen Kleidung, mit einem Evangelienbuch und einer Hostienkapsel in der Hand, wurden diese Knechte Christi in einem Pferdestall eingescharrt. Die Geschichte erzählt schreckliche Dinge von dem Schicksal der Mörder und Mordstifter, welche der strafenden Hand Gottes nicht entgehen konnten; und das Andenken des ehrwürdigen Märtyrers blieb Jahrhunderte lang unter dem Volke gefeiert, dem er zuerst die frohe Heilsbotschaft gebracht hatte.

Während um dieselbe Zeit in Brabant und Flandern durch Omer, Landebert und Hubert die ersten Versuche gemacht wurden, diesen alten Heidenboden umzubrechen, machte sich in England eine kleine Schaar von zwölf Knechten Christi auf den Weg, um dem Volke der Friesen die Botschaft des Heils zu bringen. Mehrere von ihnen waren aus königlichem Geschlecht, und ihr Anführer hieß Willibrord. Sie ließen sich (um's Jahr 690) in Utrecht nieder, mußten aber bald erfahren, daß die Friesen nicht sehr geneigt waren, das Christenthum gegen ihren Götzendienst einzutauschen, und an

dem König Radbod selbst hatten die Missionare keine Stütze, sondern einen Feind. Auch die Sachsen, die damals das rechte Rheinufer inne hatten, waren nicht freundlicher gegen die Missionare. Zwei von den letzteren, die Brüder Ewald, wurden von den erbitterten Sachsen auf eine empörende Weise ermordet. Ein dritter, Suidbert, trug das Evangelium in die Wildnisse des Bergischen Landes hinein, und baute ein Kloster auf einer Rhein-Insel, wo jetzt Kaiserswörth steht. Willibrord selbst hatte endlich nach manchen Widerwärtigkeiten in Friesland festen Fuß gefaßt, und es kam sogar so weit, daß der König Radbod sich entschloß, die Taufe anzunehmen. Schon stand er mit dem einen Fuße im Taufwasser, als er sich zum Bischof Wulfram mit der Frage wendete: „Aber was denkst du auch von meinen Vorfahren, mein Lehrer? Glaubst du, die größere Zahl derselben befinde sich im Paradiese oder in der Unterwelt?" Auf die Antwort des Bischofs, daß die meisten derselben wohl in der Unterwelt seyn werden, versetzte Radbod: „so halte ich für besser, dahin zu kommen, wo die meisten von ihnen sich aufhalten"; und nun zog er seinen Fuß wieder aus dem Taufwasser heraus, fest entschlossen, nie ein Christ zu werden. Bald darauf starb er, und zwar unter solchen Umständen, daß sein schneller Tod allgemein als eine besondere Strafe Gottes über ihn erscheinen mußte. Nun eilten viele Friesen herbei, um sich taufen zu lassen, und nicht einer gleichen Strafe theilhaftig zu werden. Da und dort im Lande sammelten sich neue Christengemeinden, Kirchen wurden erbaut, Götzenhaine zerstört, und die christlichen Lehrer genoßen volle Freiheit, das Evangelium zu verkündigen. Willibrord sah endlich die Frucht einer dreißigjährigen Aussaat aufgehen, und genoß die Freude, drei Jahre lang seinen Verwandten Winfried als Gehülfen an der Seite zu haben, den der Drang des Mitleidens mit den armen Heiden ebenfalls aus England herübergetrieben hatte, um sich unter seinen deutschen

Brüdern ein Arbeitsfeld aufzusuchen. Gern hätte Willibrord ihn länger bei sich behalten; aber Winfried hatte sich das heidnische Hessen und Thüringen ausersehen, und ließ sich nicht länger aufhalten. Im Jahr 722 trat er seine Reise an. Unterwegs übernachtete er in einem Kloster in der Nähe von Trier. Bei Tische mußte ein fünfzehnjähriger Knabe, der eben aus der Schule zurückgekommen war, einen Abschnitt aus der lateinischen Bibel vorlesen. Winfried sagte zu ihm: „Du kannst schön lesen, mein Sohn; aber verstehst du denn auch, was du gelesen hast?“ Der Knabe fieng an, den Abschnitt noch einmal zu lesen. „So meine ich nicht“, fuhr Winfried fort, „ich möchte gern wissen, ob du mir auch deutsch sagen kannst, was du gelesen hast.“ Der Knabe gestand, daß er das nicht könne. Nun übersetzte ihm Winfried die Bibelstelle in's Deutsche, und hielt über dieselbe eine eindringliche Anrede an die Tischgesellschaft. Seine Worte drangen dem Jüngling so in's Herz, daß er sogleich seiner Muhme, der Aebtissin, erklärte, mit diesem Manne wolle er gehen, um von ihm die heilige Schrift verstehen zu lernen. Er ließ sich auch durch keine Vorstellungen in diesem Entschluß wankend machen, und sagte zur Aebtissin: „Wenn du mir kein Pferd geben willst, mit ihm zu reiten, so werde ich ihm zu Fuße nachfolgen.“ Die Aebtissin sah, daß etwas Höheres das Herz des Jünglings bewege, und ließ ihn ziehen. Dieser Jüngling hieß Gregor, und wurde später eines der ausgezeichnetsten Werkzeuge Christi für die Ausbreitung des Evangeliums im nördlichen Deutschland.

Winfried ließ sich zuerst in Amöneburg in Hessen nieder, predigte gewaltig, und brachte es bald so weit, daß die Einwohner dem Christenthum geneigt wurden, und einige hölzerne Kapellen zum Gottesdienst errichteten. Von da wanderte er in seinem Feuereifer unter den Götzendienern des Landes umher, um ihnen durch Wort und That die Unmacht ihrer armseligen Götzen vor Au-

gen zu stellen. Bei Geismar in Niederhessen traf er eine ungeheure Eiche an, welche für die Wohnung der vornehmsten Gottheit gehalten und hoch verehrt wurde. Winfried zögerte nicht lange, mit einer großen Axt auf die Eiche einzuhauen. Eine Menge Heiden sahen aus der Ferne zu, erstaunten über die Frechheit des Mannes, und erwarteten nichts Anderes, als daß Feuer vom Himmel fallen, und den Frevler verzehren werde. Allein Winfried ließ sich nicht irre machen, bis die Eiche mit gewaltigem Krachen zu Boden sank und auseinanderfiel. Als nun die Heiden sahen, daß auch der mächtigste ihrer Götter nicht stark genug sey, einem solchen Angriff zu widerstehen, oder ihn zu bestrafen, faßten viele den Entschluß, sich taufen zu lassen; und auf ihr Verlangen erbaute Winfried aus dem Holz der Eiche, an derselben Stelle, wo sie gestanden, eine christliche Kirche. — Die Geschichte erzählt noch viele solcher Thaten von Winfried, daß er große alte Götzenbilder in Hessen und Thüringen umgestürzt und zerstört, und an ihrer Statt christliche Kirchen und Kapellen gebaut habe. Ueberall, wohin er mit seinen Gehülfen kam, predigte er mit erschütternder Macht in der Landessprache, die er völlig in seiner Gewalt hatte, und bald liefen ihm aus allen Gegenden so große Schaaren Volkes zu, daß er sich oft genöthigt sah, unter freiem Himmel seine Vorträge zu halten. Das Verzeichniß von christlichen Kirchen und Dörfern, welche er im Thüringerlande gründete, ist sehr ansehnlich, und er selbst spricht in einem Briefe von hunderttausend heidnischen Einwohnern dieses Landes, welche zum Glauben an Christum bekehrt worden seyen. Sein Beispiel erweckte frommen Nacheifer in den zahlreichen Klöstern Englands, und führte ihm manche willkommene Gehülfen aus diesem Lande zu. Auch fromme Frauenspersonen kamen über das Meer herüber, um für das weibliche Geschlecht in Deutschland Lehrerinnen im Christenthum zu werden. Chunitrud lehrte in Baiern; Thekla in Kitzingen und Ochsen-

furt; Lioba, Winfrieds nahe Verwandte, in Bischofsheim bei Würzburg, und ihre Schwester Waldburgis in Heidenheim im Thüringerlande, wo sie 25 Jahre lang unter ihrem Geschlechte im Segen arbeitete. Auch nach Baiern und Ostfranken erstreckte sich Winfrieds unermüdete Thätigkeit: er stiftete Kirchen, Bisthümer und Klöster, erneuerte die Kirchenzucht, wo sie verfallen war, setzte unwürdige Geistliche ab, und führte überall eine geordnete Kirchenverfassung ein. Daß er dabei immer von dem Grundsatz ausgieng, die deutsche Kirche müsse der römischen, und somit dem Papst, unterthan seyn; daß er es dem Papst feierlich versprach, darauf hinzuarbeiten, und also Deutschland unter den Einfluß und die Herrschaft des Papstthums brachte, — wer möchte ihm dafür danken in Deutschland oder im Himmel! Aber dreierlei darf dabei doch nicht vergessen werden. Erstens, daß Winfried in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen war, und in guter Absicht so handelte; zweitens, daß er kein anderes Mittel wußte, in das deutsche Kirchenwesen Ordnung und Festigkeit zu bringen, als wenn er unter päpstlichem Schutze arbeitete; und drittens, daß doch nicht abzusehen ist, wie sich die deutsche Kirche von dem Einfluß des Papstthums hätte frei erhalten können, wenn auch Winfried nicht die erste Hand dazu geboten hätte. Wir wollen ihm daher diesen großen Mißgriff verzeihen, wie wir hoffen, daß ihm Gott denselben auch verziehen habe.

Winfried war mehrmals in Rom, und erhielt von dem Papst den Namen Bonifacius, und die erzbischöfliche Würde, von welcher er jedoch erst spät Gebrauch machte, als er zum Erzbischof in Mainz erwählt wurde. Dagegen benützte er die ihm übertragene Vollmacht jederzeit, um Bischöfe einzusetzen, Kirchen und Klöster zu gründen und zu weihen, und auf diese Weise Vorsorge zu treffen, daß nach seinem herannahenden Ende sein Werk nicht liegen bleibe, und es nicht an Pflanzschulen fehle, aus denen tüchtige Arbeiter an demselben hervorgehen könnten.

Einer seiner eigenen Schüler, Sturm, aus einer angesehenen baierischen Familie, fühlte sich getrieben, in irgend einer der ungeheuren Wildnisse, welche damals Deutschland noch bedeckten, ein Kloster zu gründen, und Winfried war damit einverstanden. Sturm setzte sich mit seinen Gefährten in einen Kahn, und fuhr die Fulda hinauf, um einen einsamen passenden Ort aufzusuchen; sie mußten aber wieder zurückkehren, ohne einen Ort gefunden zu haben, der ihnen gefallen hätte. Endlich machte sich Sturm ganz allein auf den Weg. Auf einem Esel ritt er einsam durch die wildesten Gegenden, indem er mit lauter Stimme Psalmen sang, und innerlich betete. Ueberfiel ihn die Nacht, so legte er sich unter einer Eiche nieder, hieb Holz von den Bäumen, und verschanzte damit ringsum sein Tragthier, um es gegen die reißenden Thiere zu schützen, welche in großer Menge in diesem Walde hausten. Einst begegnete ihm eine Schaar der wilden Slaven, welche nackt nach dem Flusse zogen, um zu baden, und mit höhnendem Geschrei ihn umfiengen. „Wo gehst du hin?“ fragten sie. „Tiefer in die Wildniß hinein“, antwortete Sturm ruhig, und zog seinen einsamen Weg weiter fort. Endlich gelangte er in eine wilde feierliche Gegend an der Fulda, die ihm für seine Absicht passend schien. Winfried selbst kam mit einer Anzahl seiner Schüler herbei. Sie zogen zuerst auf einen nahen Waldhügel, und flehten Gott um Segen zu ihrem Unternehmen an; dann legten sie munter Hand an's Werk. So wurde (im J. 744) der Grund des berühmten Klosters Fulda gelegt, von dem aus die nahen Wildnisse angebaut, und in welchem die ausgezeichnetsten Lehrer der deutschen Kirche in den folgenden Zeiten gebildet wurden.

Nachdem Winfried noch das ehrenvolle Geschäft verrichtet hatte, den König der Franken, Pipin, zu salben, blieb ihm nur der Wunsch übrig, seine Missions-Laufbahn in Friesland zu beschließen, wo er sie 48 Jahre vorher begonnen hatte. Dort war im Jahr 746 Wil-

librord nach 50jähriger mühevoller Missionsarbeit in seine Ruhe eingegangen, und hatte eine große Anzahl frommer Schüler zurückgelassen; aber seine Pflanzungen bedurften doch der Pflege und Aufsicht eines so erfahrenen und weisen Gärtners wie Winfried. Schon war dieser 74 Jahre alt, da er seine letzte Missionsreise nach Friesland antrat. Mit jugendlichem Muthe durchreiste er das Land, verwandelte Götzenhaine in Kirchen, richtete auf, was zerfallen, ordnete, was verwirrt war, und taufte Tausende von Männern, Weibern und Kindern. An einem festlichen Tage, wo er alle getauften Friesen zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst eingeladen hatte, hatte er sich früh auf freiem Felde eingefunden, wo er ihre Ankunft erwarten wollte. Aber an ihrer Statt erschienen große Haufen mit Spießen und Schilden bewaffneter Heiden, welche beschlossen hatten, den Feind ihrer Götter an diesem Tage zu ermorden. Winfrieds Begleiter wollten ihn gegen die Wuth der Heiden vertheidigen; er aber verbot es ihnen, wandte sich an seine Mitältesten und Diakonen, und redete sie also an: „Fasset Muth, meine Brüder, und fürchtet euch nicht vor denen, die nur den Leib, aber nicht die Seele tödten können. Freuet euch in dem HErrn! Auf Ihn werfet den Anker eurer Hoffnung. Ertraget standhaft den kurzen Augenblick des Todes, um ewig mit Christo zu regieren!“ Kaum hatte er ausgeredet, so fielen die Heiden über das unbewaffnete Häuflein her, und stießen einen nach dem andern nieder. So starb Winfried den 5. Juni 755 für Den, welchem er ein halb Jahrhundert lang in Hunger und Blöße, in Fährlichkeit unter Räubern und Mördern, in Wachen und Beten, unter vielen Anfechtungen gedient hatte. Er wird der Apostel der Deutschen genannt, weil kein Anderer so eifrig, so umfassend, und mit solchem Erfolg an der Bekehrung des deutschen Volkes gearbeitet hat.

Winfrieds frommer Zögling, Gregor, den wir schon als Knabe kennen lernten, war Abt in dem Kloster

zu Utrecht, als sein Lehrer starb. Hier bildete er eine große Anzahl frommer Schüler aus Frankreich, England, Friesland, Thüringen und Sachsen zu Boten des Heils für die nördlichen Völker Europa's. Er wurde von seinen Schülern innig geliebt, und als seine Todesstunde herannahte, standen sie in dichten Reihen weinend um sein Lager, und sagten einander in's Ohr: „Heute wird er noch nicht sterben.“ Der 70jährige Greis sammelte seine letzten Kräfte, segnete sie, und sprach: „Heute müßt ihr mir Urlaub geben.“ Er ließ sich nun von ihnen in die Kirche vor den Altar tragen; hier betete er auf seinen Knieen, empfieng das heilige Abendmahl, und gab den Geist auf.

Ich habe mich absichtlich bei der Erzählung von diesen Knechten Christi etwas länger aufgehalten. Sind sie doch fast die einzigen wahren Christen aus diesem finstern Zeitraum, deren die Geschichte namentlich erwähnt, und verliert ja doch die christliche Kirchengeschichte ihren größten Werth und Reiz, sobald sie aufhört, von wahren Christen zu reden. Daß sie mit manchen Irrthümern und Mängeln behaftet waren, ist nicht zu leugnen, — die Beschaffenheit ihres Zeitalters läßt es erwarten: — aber sie gebrauchten ihr Schweistuch nicht dazu, um ihre wenigen Pfunde darein zu vergraben, sondern um sich den heißen Arbeitsschweis von der Stirne zu wischen.

Bisher war es der freien Willkür der heidnischen Deutschen überlassen worden, ob sie die Predigt von Christo annehmen und sich taufen lassen wollten; als aber der Frankenkönig Karl der Große, der auch die römische Kaiserkrone trug, und dessen Herrschaft sich über einen großen Theil von Europa erstreckte, in seinem dreißigjährigen Kampfe mit den wilden heidnischen Sachsen viele derselben mit Gewalt zum Christenthum brachte, so war das Beispiel gegeben, das späterhin so manche Nachahmung gefunden hat. Allein das Christenthum war eben auch selbst schon so gesunken, und sank immer

mehr, daß man es eher ein christliches Heidenthum nennen konnte. Die wilden Völker vertauschten die Götter ihres Vaterlandes mit den Heiligenbildern der Christen, lernten ein Kreutz schlagen, knieen und ein Vaterunser sprechen. Daher konnte man oft in Einem Jahre ganze Völkerschaften getauft sehen, die wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig wurden. Denn alte Gewohnheit wird nicht so leicht gegen neue Gebräuche vertauscht, deren Sinn nicht verstanden und deren Kraft nicht empfunden wird. Noch fehlte es zwar nicht an achtungswerthen Männern, welche ihre Kräfte dem Dienste der Kirche gänzlich aufopferten, und mit wahrer Frömmigkeit an der Bekehrung der Heiden arbeiteten, wie z. B. Willehad in Bremen und in Sachsen, Lindger in Ostfahlen, Anschar in Dänemark und Schweden, Rembert in Brandenburg, aber — ob sie zu viel von der bloßen Taufe hielten, oder ob sie dachten, es sey schon viel werth, wenn auch nur die ersten christlichen Begriffe bei einem Volke einheimisch werden: — so viel ist gewiß, daß der größere Theil der Bekehrungen am Ende unseres Zeitraums diesen Namen nicht verdiente. Selten gieng das äußere Bekenntniß der Neubekehrten aus innerer Ueberzeugung und richtiger Belehrung hervor; selten war es mit aufrichtiger Sinnesänderung und thätigem Christenthum verbunden. Der Reiz irdischer Vortheile, das Beispiel der Kaiser, Könige und Fürsten, welche die christliche Religion annahmen, und die Furcht vor ihrer Gewaltthätigkeit hatten oft mehr Antheil an dem Entschluß, sich taufen zu lassen, als innere Ueberzeugung des Glaubens an Christum. Nur Ein Beispiel davon. Der König Harald von Dänemark hatte sich im Jahr 826 mit seiner ganzen Familie und einem großen Gefolge in Ingelheim am Rhein, wo der Kaiser Ludwig wohnte, taufen lassen, und große Geschenke von dem Kaiser erhalten. Von da an wurde es Sitte, daß zur Osterzeit sich viele Dänen am kaiserlichen Hofe einfanden, um sich taufen zu lassen, und

reichliche Geschenke an Kleidern und Waffen in Empfang zu nehmen. Einmal kamen so viele Dänen zur Taufe herbei, daß man nicht weiße Kleider genug vorräthig hatte, um nach alter Sitte die Täuflinge damit zu versehen. Der Kaiser befahl das Mangelnde aus leinenen Ueberzügen zu ersetzen. Ein solches Kleid empfieng ein vornehmer Däne, als er aus dem Taufwasser stieg, und brach zornig in die Worte aus: „Nun bin ich schon zwanzigmal hier gewesen, und habe immer die schönsten Taufkleider erhalten; ein solcher Sack geziemt sich nicht für einen Krieger, sondern für einen Sauhirten; und wenn ich mich nicht jetzt meiner Blöße schämte, so würde ich dir alsbald den Sack mit deinem Christus vor die Füße werfen.“

Indessen wurde auch auf solche unvollkommene Weise das Christenthum in seiner damaligen Gestalt in Böhmen und Mähren, in Ungarn, Polen und Rußland verbreitet, und wir müssen uns über seine mangelhafte Beschaffenheit mit dem Gedanken trösten, daß es doch, wo es Wurzel faßte, vielen heidnischen Gräueln ein Ende gemacht, und die ersten Grundzüge bürgerlicher Ordnung und äußerer Bildung dem Völkerleben eingeprägt hat.

---

6) Weiterer Verfall des kirchlichen Lebens.

Man wundert sich weniger darüber, daß die neuen christlichen Anpflanzungen in heidnischen Gegenden so schlecht bestellt wurden, wenn man hört, wie verwildert der längst gebaute Garten der christlichen Kirche selbst um diese Zeit ausgesehen hat. Von einem Jahrhundert zum andern riß der Strom des Verderbens tiefer in denselben ein, und der Kardinal Bellarmin selbst bekennt, „es sey nie eine ungeschicktere und unglückseligere

Zeit gewesen als damals, da die weltlichen Herren gottlos, und die Päbste nicht sonderlich fromm waren.''
Ein anderer Kardinal, Baronius, der nach der Reformation lebte, schreibt von dem zehnten Jahrhundert: „Man möchte es wegen seiner Härtigkeit und Unfruchtbarkeit im Guten das eiserne, wegen der überhandnehmenden ungestalten Bosheit das bleierne, und wegen des Mangels an Gelehrten das finstere Jahrhundert nennen. Mitten im Tempel sieht man den Gräuel der Verwüstung. Alles, was die Kirche vor diesem unter den heidnischen Kaisern, oder von den Irrlehrern, oder von andern Verfolgern erlitten hat, ist gegen diese Zeiten fast für Kinderspiel zu achten. Wie schändlich sah es doch in der römischen Kirche aus, da zu Rom unzüchtige Weibspersonen Macht und Regiment hatten, da nach ihrem Gefallen die Bisthümer besetzt, und — was erschrecklich zu hören ist — die Theilhaber ihrer Sündengräuel auf Petri Stuhl zu Päbsten eingesetzt wurden! Christus schlief um diese Zeit im Schifflein, und es war Niemand, der Ihn aufweckte!'' —

Bei alledem stieg die Macht und das Ansehen der Bischöfe in Rom immer höher. Sie gaben vor, als Nachfolgern des Apostels Petrus, dem der HErr die Verheißung Matth. 16, 18. 19. gegeben, gebühre ihnen der erste Rang unter allen Bischöfen der christlichen Kirche, und die Entscheidung in allen kirchlichen Angelegenheiten. Der Pabst Bonifacius III. verschaffte sich (607) von dem griechischen Kaiser Phokas den Titel eines allgemeinen Bischofs, und ließ seine Kirche das Haupt aller Kirchen nennen. Constantin I. ließ sich sogar von dem Kaiser Justinian II. den Fuß küssen, und in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts gab der Streit über Bilderverehrung den römischen Bischöfen Gelegenheit, nicht nur die schwachen griechischen Kaiser in den Bann zu thun, sondern auch den völligen Abfall der Römer von ihrer Herrschaft zu bewirken. Dazu kam, daß die Frankenkönige Pipin und Karl der

Große dem römischen Bischof die Umgegend von Rom zum Eigenthum überließen, und somit die Päpste auch weltliche Fürsten wurden, ganz zuwider dem Befehl Jesu Luc. 22, 25. 26. Diese Ansprüche auf weltliche Gewalt wurden von dem Papst Gregor VII., von welchen wir in dem nächsten Abschnitt reden, auf die Spitze getrieben; und wenn es richtig ist, daß nur durch eine solche äußerliche Macht die verfallene Kirche noch zusammengehalten werden konnte, so haben wir daran nur einen neuen Beweis, wie unbeschreiblich verdorben diese Kirche gewesen seyn muß. Es gibt ein lateinisches Sprüchwort: Qualis rex, talis grex, d. h. wie der Hirte, so die Heerde. Wenn die Entartung und Zerrüttung selbst die obersten Vorsteher der Kirche so ergriffen hatte, so konnte man von der niedern Geistlichkeit nichts Besseres erwarten. Sehr häufig wurden die Bisthümer und andere einträgliche Kirchenstellen um Geld erkauft, und als willkommene Mittel zu reichlichem Erwerb betrachtet. Die Geistlichen waren größtentheils so unwissend, daß sie kaum ihre lateinischen Gebete auswendig hersagen konnten; Viele hatten nie lesen gelernt. Selbst unter den Bischöfen gab es solche, die sich vor Kriegszügen, Rauben und Morden nicht scheuten. Der Bischof Gerold von Mainz war mit dem Frankenherzog gegen die Sachsen in den Krieg gezogen, und hatte das Unglück, in einem Zweikampfe sein Leben einzubüßen. Der Herzog machte seinen Sohn Gewilieb zum Bischof. In einem neuen Feldzuge, an den sich Gewilieb angeschlossen hatte, schickte er seine Diener in das sächsische Lager, um den Mörder seines Vaters auszukundschaften. Der Diener fand auch wirklich den sächsischen Ritter, und lud ihn zu einer freundschaftlichen Unterredung mit seinem Herrn, dem Bischof, ein. Unbesorgt ritt der Sachse auf seinem Streitrosse in die Weser hinein; aber Gewilieb ritt ihm in's Wasser entgegen, und stieß ihm unversehens mit dem Ausrufe: „zur Rache für meinen geliebten Vater!" das Schwert in

die Brust. Hierauf kehrte er nach Mainz zurück, und verrichtete wieder sein bischöfliches Amt, ohne daß seine Gemeinde an seinem Verfahren Anstoß genommen hätte. Kaiser Karl der Große that zwar Alles, was in seinen Kräften stand, um eine bessere Ordnung herzustellen, sammelte fromme und gelehrte Männer um sich her, errichtete Schulen, verbesserte den Kirchengesang, und stellte manchen Unfug ab. Allein das Verderben war schon zu weit gekommen, und ein Menschenleben reichte nicht hin, um allen Unrath, der sich in der Kirche aufgehäuft hatte, aus derselben hinauszuschaffen. Die Klöster, welche von Anfang an den Zweck gehabt hatten, gottselige Christen, denen das einreißende Verderben zur Last wurde, in ihrem stillen Schooße aufzunehmen, und dem wahren Christenthum eine Zuflucht zu verschaffen, waren nun selbst größtentheils die Wohnsitze der Ueppigkeit und aller möglichen Sünden und Laster geworden, und hatten wenigstens in den Ländern, wo das Christenthum schon längst herrschte, der allgemeinen Fäulniß nicht mehr Widerstand leisten können. Von allen Seiten wurde darauf hingearbeitet, den Glauben der Christen von dem Unsichtbaren abzuwenden, und auf das Sichtbare zu richten, d. h. aus Glauben Aberglauben zu machen. Statt auf Christum den Gekreuzigten und Erhöhten ihre Hoffnung zu setzen, hielten sie sich an das Zeichen des Kreuzes oder an ein Bild des Gekreuzigten, und sie machten es wie die Israeliten zu Jerobeams Zeit, welche die eherne Schlange abgöttisch verehrten, die einst Moses in der Wüste erhöht hatte. Statt im Sinn und Geist der alten Glaubenshelden und Blutzeugen zu leben, sammelten sie ihre Gebeine und andere Reliquien mit ehrfurchtsvoller Andacht, oder beteten ihre Bilder an. Schon im fünften Jahrhundert hatten die Christen angefangen, den Bildern Jesu, der Maria, der Apostel, der Märtyrer, und anderer heiligen Männer besondere Hochachtung zu beweisen, und im siebenten Jahrhundert betete man bereits zu den verstorbenen Heiligen, in der

Meinung, sie seyen unsere Fürsprecher bei Gott. In der griechischen Kirche entstanden lange und heftige Streitigkeiten über den Bilderdienst; und obgleich Karl der Große in einer Kirchenversammlung zu Frankfurt ihn verdammen ließ, so riß er doch auch im Abendlande unaufhaltsam ein, und wurde von den Päbsten selbst empfohlen und befördert. So fehlte schon damals zu der völligen Ausgeburt der Gottlosigkeit, welche das Kennzeichen der Kirche in den folgenden Jahrhunderten geworden ist, fast nur das, daß sie bis dahin noch nicht die Gläubigen mit Feuer und Schwert verfolgte. Freilich, sie waren auch selten genug, und hatten zum Theil zu wenig Erkenntniß der lautern Wahrheit, um das Unwesen zu durchschauen und sich dagegen zu setzen.

Dennoch fehlt es nicht ganz an Spuren einer christlichen Gemeinde, welche dem überhandnehmenden Verderben in Lehre und Leben, namentlich der angemaßten Herrschaft des Pabstthums, sich widersetzten. Es wäre auch in der That auffallend, wenn unter denen, die das Wort Gottes hatten, nicht auch Leute gewesen wären, die den Zustand der Kirche nach demselben beurtheilten, und gegen ihre Ausartung Zeugniß ablegten. Um so willkommener sind uns die sparsamen Winke, welche uns die Kirchengeschichte von einer Gemeinde gottseliger Christen gibt, die in den tiefen Thälern der hohen schneebedeckten italienischen Alpen lebte, und erst im achten Jahrhundert recht an's Licht hervortritt. Es sind die Vallenser oder Thalleute, ohne Zweifel gleichen Ursprungs mit den Waldensern in den piemontesischen Thälern, von denen wir später reden werden. Es ist leicht zu begreifen, daß eine Gemeinde, die sich von der entarteten Kirche in die Stille zurückzog, und im Verborgenen dem HErrn zu dienen suchte, keine ausführlichen Bücher über ihre Geschichte geschrieben hat, und daß wir deßwegen von ihrer ersten Pflanzung und ihren stillen Schicksalen wenige Nachrichten besitzen. Im atlantischen Meere wächst ein Seegras aus dem Meeresbo-

den mit 850 Fuß langen Stielen; nur seine oberste Spitze sammt der Blüthe ragt über die Oberfläche des Meeres hervor, die tiefe Wurzel aber und den langen Stamm erreicht das Auge nicht. Auf ähnliche Weise tritt die Gemeinde der Vallenser auf einmal an die Oberfläche des geschichtlichen Lebens; von ihrem verborgenen Ursprung aber und ihrem achthundertjährigen Wachsthum kann die Geschichte keine genaue Rechenschaft geben. Nur wenige Andeutungen hat sie uns hinterlassen, und diese sind anziehend genug, um nicht übersehen zu werden. Diese Andeutungen lauten also:

Als die Christenheit durch Verdunklung der reinen Lehre und durch Abnahme der Gottseligkeit in Verfall gerieth, so sonderten sich diejenigen, die das Verderben einsahen, immer mehr von ihr ab, und verbanden sich, über der evangelischen Wahrheit nach der heil. Schrift treulich zu halten, derselben gemäß zu leben, und ihre Gemeinden nach den Vorschriften der Apostel einzurichten. Eine beträchtliche Anzahl solcher Rechtschaffenen, die an dem in der römischen Kirche immer tiefer eindringenden Verderben keinen Theil nehmen wollten, lebte schon im achten Jahrhundert, und nach einigen Geschichtschreibern noch viel früher, in den tiefen Thälern der Apenninen, wo sie vor den Augen des Pabsts und seiner Diener verborgen blieben. Sie und ihre Nachkommen leiteten ihr Glaubensbekenntniß und die Folge ihrer Bischöfe von den ersten Christen und den Aposteln selbst her. Alte Nachrichten erzählen, Paulus habe seine Reise von Rom nach Spanien, nach seiner ersten Gefangenschaft, durch Italien gemacht, und bei dieser Gelegenheit die Thalgemeinde in den Apenninen gepflanzt. Wie es aber auch zugegangen seyn mag; so viel ist gewiß, daß sie schon damals, als man zuerst mit ihr bekannt wurde, ein hohes Alter hatte, und daß es leichter zu erklären ist, wie eine solche in unzugänglichen Alpenthälern verborgene Gemeinde ihre ursprüngliche Glaubensreinheit bewahren konnte; als wie sich mitten unter

dem wachsenden Verderbniß der Kirche erst eine solche hätte bilden können. Sitten, Sprache, Kleidertracht, Aberglaube nehmen unter den Bewohnern hoher Gebirgsgegenden, die vom Verkehr mit dem wechselreichen Leben fast ganz ausgeschlossen sind, Jahrhunderte hindurch kaum merkliche Veränderungen an; in den tiefen Thälern von Hohenrhätien, im Ober- und Unter-Engadin, hat sich die romanische Sprache bis auf diesen Tag erhalten, und im schottischen Hochgebirge sind Ossians Lieder länger als ein Jahrtausend von Mund zu Mund gegangen. Freilich so lange das Wort Gottes noch nicht vom Erdboden vertilgt war, konnte man immer noch auf eine Erneuerung der gesunkenen und verwüsteten Kirche hoffen; aber es thut dem Herzen doch wohl, zu hören, daß, während weit und breit die Ströme der Trübsal und die Wasser des Verderbens über die Kirche gingen, im still versteckten Alpenthale ein Kirchlein stand, da man den Herrn im Geist und in der Wahrheit anbetete, und daß Er auch auf diesem Wege Sein Wort erfüllt hat: „die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“

Dritter Zeitraum.

Von Papst Gregor VII. bis zur Reformation.

(Jahr 1073 — 1517 nach Christi Geburt.)

1. Ausbreitung der christlichen Kirche.

Nachdem diejenigen Kirchen im Morgenlande, welche die Apostel Jesu und ihre ausgezeichneten Nachfolger selbst gegründet hatten, im Verlauf der Jahrhunderte zu einem so armseligen Zustand herabgesunken waren, daß Gott sie durch den verheerenden Arm der muhamedanischen Macht zertrümmern lassen mußte, war es freilich kaum zu erwarten, daß in einem Lande, welchem das Evangelium mit Gewalt der Waffen aufgedrungen wurde, und Anfangs nur so kümmerliches Wachsthum abgewinnen konnte, die neue unwillkommene Pflanzung zu einem so lieblichen Garten Gottes heranreifen würde. Und doch geschah dieß in Sachsen, welches zur Zeit der Reformation die Pflanzschule eines neuen Lebens für die ganze erstorbene Kirche, ja für die ganze Menschheit geworden ist. So wunderbar sind die Wege Gottes, auf denen Er Sein Reich zur Entwickelung und Vollendung führt! So lässet Er zerfallen, was herrlich ist in unsern Augen, und was wir gering schätzen, das segnet Er mit unerwartetem Gedeihen. Große Ströme läßt Er vertrocknen, und schlägt Wasser aus dem dürren Gestein. Wir wollen daher die Tage geringer Dinge nicht verach-

ten, in welchen Sein Werk von mangelhaften Werkzeugen auf eine so auffallend unvollkommene Weise getrieben wird: wer weiß, was noch aus demselben hervorkommt, wann Er eines Tages es mit einer gnädigen Heimsuchung erfrischt! Auch das Missionswerk jener Tage hatte eine sehr unerfreuliche Gestalt, wenn wir auf das sehen, was die Menschen dabei gethan haben; aber das große Ziel, zu welchem Gott dasselbe durch das verkehrte Treiben der Menschen hin zu bringen wußte, macht uns doch auch schon die schwachen Anfänge wichtig. Schon waren am Ende des vorigen Zeitraums die Normänner in Schweden und Norwegen, so wie im Norden von Frankreich, zum Christenthum gebracht; unter den Wenden zwischen der Elbe und Oder, so wie in Mähren und Böhmen wurde nachdrücklich daran gearbeitet: mit dem Schluß des ersten Jahrtausends der christlichen Geschichte war es bis hinauf in das einsame Island und in das noch fernere Grönland getragen worden. Unter den heidnischen Pommern wirkte der Bischof Otto von Bamberg mit sichtbarem Erfolg. Die wilden Bewohner der Insel Rügen wurden durch die Gewalt der dänischen Waffen genöthigt, vom Götzendienst zu lassen, und die christliche Religion anzunehmen. Unter den Slaven in Holstein und der Umgegend predigte der treffliche Vicelinus dreißig Jahre lang (bis 1154), und war ein helles Licht in einer finsteren Zeit. Dagegen wurden die Esthländer durch die Waffen der Dänen, die Liefländer und Kurländer durch die Siege der Schwertritter, und die Preußen durch den blutigen Krieg der deutschen Ritter, welcher 53 Jahre dauerte, zum Bekenntniß der christlichen Religion gezwungen (1230 — 1283). Natürlich konnten diese Völker wenig Werth auf ein Geschenk legen, das ihnen auf der Spitze des Schwertes angeboten wurde: aber ihre Nachkommen hatten doch die Wohlthaten einer Religion zu genießen, die ihnen auf so ungeziemende Weise zugekommen war. Hundert Jahre später wurden auch die Litthauer unter die Zahl

der christlichen Völkerschaften aufgenommen. Erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gelang es dem König Ferdinand in Spanien, die letzten Ueberreste der muhamedanischen Mauren aus Spanien zu vertreiben, und bald darauf (1492) öffnete sich durch die Entdeckung von Amerika ein neues weites Feld zur Verbreitung der christlichen Religion. Dieß wurde aber auf eine so unchristliche gewaltthätige und rohe Weise bewerkstelligt, und das, was die Spanier den Amerikanern brachten, sah der wahren Religion Jesu so wenig gleich, daß ich lieber gar nichts davon erzählen will.

---

2. Aeußerliche Trübsale der Kirche in diesem Zeitraum.

Die christliche Kirche hat zu allen Zeiten, vielleicht nur das erste Jahrhundert ausgenommen, das Beispiel der jüdischen Zeloten befolgt, welche während der Belagerung Jerusalems durch Titus die belagerte Stadt selbst durch tägliche Kämpfe und Zänkereien einer ihrer Parteien gegen die andere beunruhigten. Nie waren die Christen so klug, wenn sie von außen hart bedrängt waren, wenigstens für eine Zeitlang ihre häuslichen Zwistigkeiten einzustellen, und sich zum gemeinsamen Widerstand gegen den gemeinschaftlichen Feind um so fester an einander anzuschließen. Den Schaden hatten sie aber selber zu tragen. Als die morgenländische Kirche durch die muhamedanische Uebermacht so unsäglich große Verluste erlitten hatte, so hätte man erwarten sollen, daß sie sich nun auf's Innigste an die abendländische Kirche anschließen würde, um mit vereinigten Kräften etwaigen neuen Angriffen des Feindes gewachsen zu seyn. Statt dessen kam es bald darauf zu einer völligen Trennung zwischen beiden, nicht sowohl wegen verschiedener Kirchengebräuche und Lehrsätze, als vielmehr

hauptsächlich wegen der Rangstreitigkeiten der Bischöfe in Rom und Konstantinopel. Jener wollte Herr seyn über alle, und dieser wollte sich keinem andern unterwerfen. Sie stritten so lange, bis der Riß unheilbar wurde. Seit jener Zeit ist die katholische (d. h. allgemeine) Kirche gespalten in eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische. Das griechische Kaiserthum war durch die Macht der arabischen Waffen so geschwächt, und von dem Abendlande so verlassen, daß es seine Glaubensgenossen gegen die muhamedanischen Völker nicht gehörig schützen konnte, und mehrmals selbst in die äußerste Gefahr kam. Als die Mongolen unter ihren siegreichen Fürsten Dschengiskhan und Tamerlan über Europa hereinbrachen, Rußland zweihundert Jahre lang beherrschten, Polen verwüsteten, und bis gegen Schlesien sich ausbreiteten, hatte die morgenländische Kirche unter ihren verheerenden Zügen viel zu leiden, und was die arabischen Kriege in Asien noch von ihr übrig gelassen hatten, wurde von ihnen fast ganz vernichtet. Auch die Erwerbungen der Nestorianer im Innern von Asien giengen um diese Zeit beinahe völlig unter. Das griechische Reich selbst hatte beständig gegen die Angriffe der Sarazenen und Türken zu kämpfen. Auch im Abendlande löste ein Jammer den andern ab. Im Süden von Italien und in Sicilien setzten sich die Sarazenen fest; die Christen in Spanien lebten in immerwährendem Krieg mit den dortigen Mauren; Deutschland hatte sich wiederholt gegen die Einfälle heidnischer Völkerschaften zu wehren. Dazu kamen von Zeit zu Zeit schwere Heimsuchungen durch die Pest, welche dem Leben vieler tausend Christen ein Ende machten. Schon im Jahr 544 hatte sich die Pest von Egypten aus über die ganze Welt verbreitet, und war das Jahr darauf nach Constantinopel gekommen, wo eine beträchtliche Zeit lang täglich 5000, zuweilen 10,000 und mehr Menschen daran starben. Ihr Zug über die Erde währte 52 Jahre, so daß der größte Theil der damals lebenden Menschen

von ihr weggerafft wurde. Im Jahr 717 kam die Pest abermals nach Constantinopel, und fraß in drei Jahren 300,000 Menschen. Im Jahr 825 unter der Regierung Ludwigs des Frommen nahm die Pest fast alle Einwohner von Frankreich und Deutschland hinweg. Noch schrecklicher aber war diejenige Pest, welche im Jahr 1345 ausbrach. Sie begann ihren Verheerungslauf im Morgenlande, und richtete dort unbeschreibliche Verwüstungen an. Aus einer Nachricht, welche der Papst erhielt, geht hervor, daß damals im Lauf eines Jahres gegen 24 Millionen Menschen im Morgenlande umkamen. Bald gieng sie mit gleicher Heftigkeit nach Griechenland und Italien über. In Venedig wurde die Zahl der Todten auf 100,000 berechnet, in Florenz auf 60,000. Mit schrecklicher Wuth zog sie sodann nach Frankreich, Deutschland u. s. w. In den Gegenden, die am besten davon kamen, starben von drei Personen immer zwei hinweg; an manchen Orten aber 14 — 16 von 20. Es gab Plätze, wo nicht ein einziger erwachsener Mann übrig blieb. In Deutschland kamen Millionen um; in Lübeck starben in vier Stunden 1500 Personen. Im August 1348 kam sie nach England, und am 1. November nach London. Auf dem Kirchhof von Yarmouth, einem kleinen Städtchen, wurden in einem Jahr 7052 Todte beerdigt. In Norwich starben innerhalb sechs Monaten 53,374 Personen. Ein großes Feld in der Nähe von London wurde angekauft, um die Todten zu beerdigen. Als die Pestilenz aufgehört hatte, wurde über diesem ungeheuren Grabe ein Denkmal errichtet, mit einer lateinischen Inschrift folgenden Inhalts:

„Im Jahr 1349 gewidmet dem
Gedächtniß von 50,000 Seelen
deren sterbliche Ueberreste
während der großen Pest
hier beerdigt wurden.
Gott erbarme sich ihrer Seelen!
Amen!“

Genau ein Jahr nach ihrer Erscheinung hörte die Pest in England auf; aber ihre Wirkungen wurden nicht allein da, sondern durch das ganze Europa schrecklich empfunden. Die Ochsen, die Schafe und anderes Vieh zogen ohne Hirten im Land hin und her, und verdarben in großen Schaaren. Die Ernte auf den Feldern war verloren, weil Niemand da war, sie einzuheimsen, und der Hunger füllte noch das Maaß dieser schrecklichen Heimsuchung. Die armen Juden bekamen die letzte Hefe dieses beispiellosen Jammers. Die unwissende Bevölkerung dieses rohen Zeitalters glaubte, sie hätten die Brunnen vergiftet, und fiel mit erbarmungsloser Grausamkeit über sie her, so daß Tausende dieses Volks massakrirt und verbrannt wurden. Beweis genug, wie wenig dieses Strafgericht von Gott den Zweck der Buße und Bekehrung bei den Menschen erreichte!

Eine Pestilenz anderer Art, die ebenfalls mehreren Millionen Menschen das Leben kostete, brach am Ende des eilften Jahrhunderts in Frankreich aus, und verbreitete sich von da fast über alle christlichen Länder. Ich meine die Kreuzzüge. Schon seit dem vierten Jahrhunderte war es unter den Christen herrschende Meinung geworden, daß eine Reise nach Jerusalem, und ein Gebet auf der heiligen Stätte, wo Jesus gelitten, oder an seinem vermeinten Grabe, etwas Verdienstliches sey, und zur Vergebung der Sünden helfe. Daher wurde es auch von da an Sitte, zum heiligen Grabe zu wallfahrten. Als aber die Seldschukischen Türken Meister von Palästina geworden waren, wurden diese Pilgrime häufig mißhandelt, und einer von ihnen, Peter von Amiens, wußte bei seiner Zurückkunft den Papst zu bewegen, daß er die ganze Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufforderte, damit die Christen ungestört ihre Andacht daselbst verrichten könnten. Peter selbst zog von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und predigte auf's Eifrigste, um die Christen zur Theilnahme an diesem Eroberungszug zu vermögen, indem er im

Namen des Papstes jedem Theilnehmer für diese verdienstvolle Handlung den Himmel versprach. Große Schaaren eilten herbei, und ließen ihre Namen aufzeichnen, und jeder Theilnehmer wurde mit einem rothen Kreuze auf der Schulter bezeichnet. Deßwegen werden diese

Unternehmungen **Kreuzzüge** genannt. Diese Erscheinung, da eine ganze Volksmasse von einem religiösen Aufschwung in Bewegung gesetzt werden konnte, hat in einer Zeit von so niedrigem Bildungsstande allerdings etwas Großartiges in Vergleich mit unserer aufgeklärten nüchternen Zeit, die für alle religiöse Begeisterung so unempfänglich ist; und man sieht auch da, daß dem Aberglauben Kräfte zu Gebot stehen, die der Unglaube nicht in seiner Gewalt hat; — aber eben weil nicht der reine Glaube die Triebfeder war, der völlige Selbstverläugnung fordert, sondern der Aberglaube, der bei jedem Opfer die Eigenliebe zur Opfermahlzeit einladet, dürfen wir auch die religiöse Grundlage jener Bewegungen nicht zu hoch anschlagen. Einzelne fromme Gemüther mochten wohl die Sache tiefer auffassen; aber nach ihnen läßt sich nicht über das Ganze urtheilen. Im

Jahre 1096 zog ein Heer von mehreren hunderttausend Streitern aus verschiedenen Ländern unter Anführung des Herzogs Gottfried von Bouillon gegen Palästina. Von diesen waren jedoch, als im Jahr 1099 Jerusalem wirklich erobert wurde, nur noch 60,000 übrig. Gottfried wurde König von Jerusalem, starb aber bald nachher, und die Zurückbleibenden hatten mit den tapfern Muhamedanern beständige Kämpfe zu bestehen. Eine allgemeine Begierde, sich an diese Kreuzzüge anzuschließen, ergriff die abendländischen Christen, und einmal machte sich sogar ein Heer von 100,000 Kindern auf den Weg, um nach Jerusalem zu wallfahrten; aber die Meisten von ihnen giengen zu Grund, noch ehe sie die Gränzen von Deutschland verließen. Obgleich aber noch mehrmals europäische Fürsten mit großen Heeren den bedrängten Christen in Palästina zu Hülfe kamen; so gieng doch im Jahr 1187 Jerusalem wieder verloren, und alle späteren Anstrengungen der abendländischen Mächte waren nicht im Stande, ein dauerndes christliches Reich daselbst zu gründen. Nachdem fast alle großen Fürsten zweier Jahrhunderte ihre Kräfte gegen den Erbfeind der Christenheit vergeblich versucht, und mehr als sechs Millionen Menschen ihr Leben bei diesen Versuchen aufgeopfert hatten, gieng im Jahr 1291 der letzte Platz, den die Christen dort besessen hatten, Ptolemais (auch Akko, oder St. Jean d'Acre genannt), in die Hände der Türken über. Für das wahre Christenthum wurde durch diese Kreuzzüge nichts gewonnen, mehr für Handel und Gewerbe u. dgl., aber das war theuer erkauft. Dagegen breiteten sich, da das immer schwächer werdende griechische Kaiserthum keinen Widerstand mehr leisten konnte, die Türken immer mehr gegen Westen aus, verschlangen nach und nach die noch übrigen griechischen Länder in Kleinasien und Europa, machten dem griechischen Kaiserthum durch die Eroberung von Constantinopel im Jahr 1453 vollends ein Ende, und drangen bis

an die Gränzen von Ungarn vor, von wo aus sie seitdem mehrmals auch Deutschland bedroht haben.

---

3. Die christliche Kirche in ihrer tiefsten Erniedrigung.

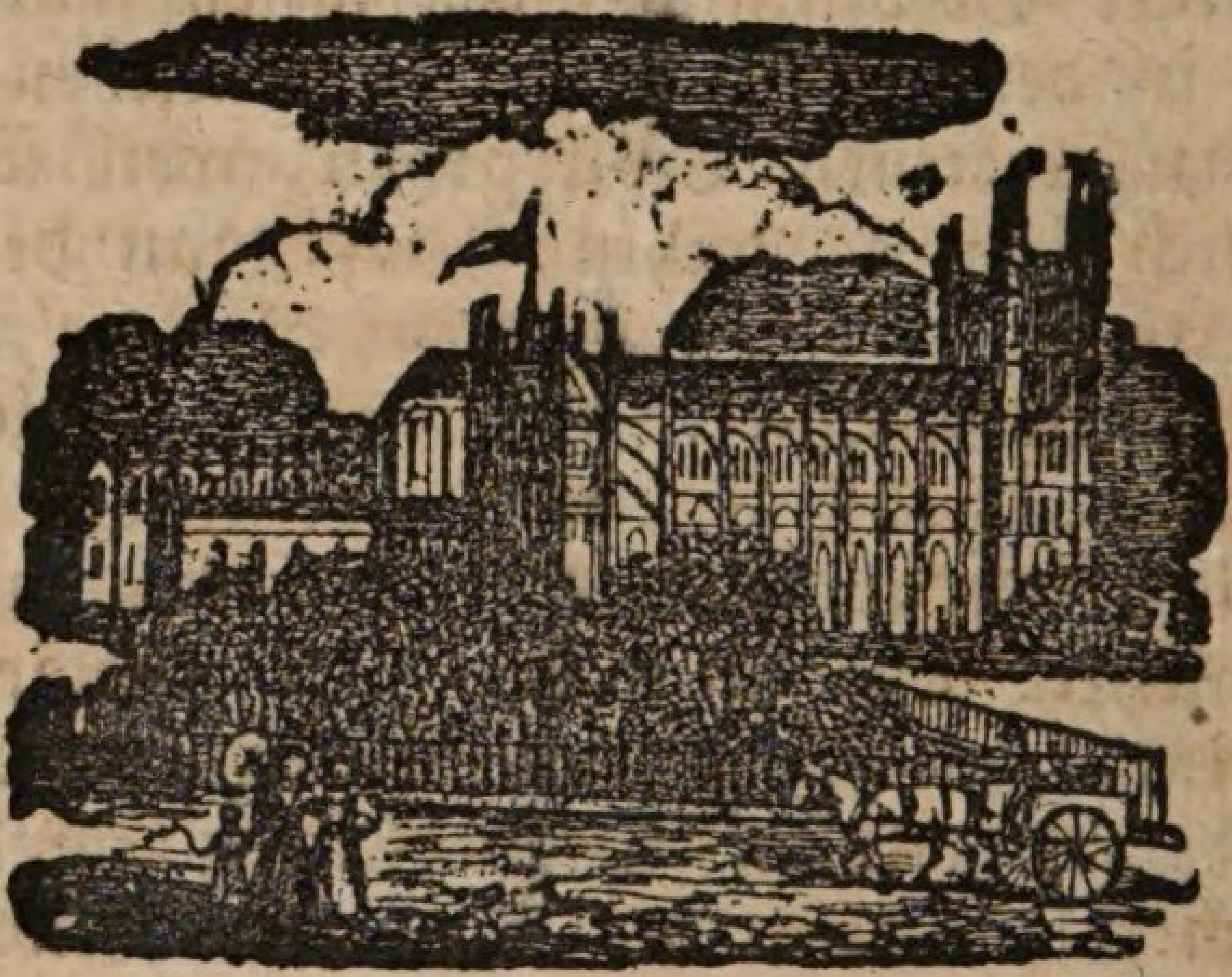
Wie weit mußte es mit der Unwissenheit unter dem Volke gekommen seyn, wenn man durch solche abenteuerliche und unsinnige Kriegszüge die Seligkeit zu verdienen meinte! Wie weit entfernt von dem lebendigen Christus müssen jene Leute gewesen seyn, welche Alles erlangt zu haben meinten, wenn sie Sein leeres Grab eroberten! Man staunt, und fragt sich, ob es möglich sey, wenn man hört, daß die Kreutzfahrer von ihren weiten Kriegszügen unter andern Reliquien, vom Kreutze Jesu, von seinen Kleidern, Marterwerkzeugen u. s. w., die alle für ächt ausgegeben wurden, auch z. B. einen Strahl von dem Stern der Weisen im Morgenland, etwas vom Schall der Glocken zu Jerusalem, eine Sprosse von der Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, und den Pfahl in's Fleisch, der dem Paulus gegeben wurde, mitgebracht haben, und daß das Volk sich von diesen Betrügereien bethören ließ, und mit der größten Andacht seine Wallfahrten zu diesen vermeintlichen Heiligthümern anstellte. So groß war die Finsterniß der damaligen Zeit, so sehr hatte sich die Kenntniß des Worts Gottes unter dem Volke verloren, und mit ihm alle Erkenntniß überhaupt. In Spanien waren Bücher so schwer zu bekommen, daß im Anfang des zehnten Jahrhunderts ein Exemplar der Bibel, die Briefe des Hieronymus, und einige Bände Liturgieen und Märtyrergeschichten oft mehreren Klöstern zumal dienen mußten; und in einem Inventar des Bischofs von Winchester vom Jahr 1294 besteht die ganze Bibliothek aus einigen Theilen von 17 Büchern über verschiedene Wissenschaften.

Der nämliche Prälat entlehnte im Jahr 1297 von einem Kloster in Winchester eine Bibel mit Randglossen in zwei großen Foliobänden, und stellte mit großer Feierlichkeit eine Handschrift aus, in welcher er die sichere Rückgabe dieser Bücher verspricht. Diese Bibel war von seinem Vorgänger gestiftet worden, und in Betracht eines so wichtigen Vermächtnisses, welches noch durch 100 Mark Silber vermehrt wurde, stifteten die Mönche eine tägliche Seelenmesse für den verstorbenen Geber. Wann ein Buch an einen Ort kam, so war das ein so wichtiges Ereigniß, daß man gewöhnlich angesehene Personen dazu versammelte, und sie den Empfang förmlich unterschreiben ließ; und der Streit über das Eigenthum eines Buchs wurde oft die Veranlassung zu heftigen Zänkereien. Eben so gewöhnlich war es, auf das Unterpfand eines Buches hin Geld vorzustrecken; und auf Universitäten gab es öffentliche Kisten, um so anvertraute Bücher in Empfang zu nehmen. Die Preise der Bücher waren natürlich um diese Zeit gleichfalls übermäßig. Im Jahr 1174 kaufte der Prior eines Klosters in Winchester von den Mönchen in Dorchester ein Buch von Beda und den Psalter des Augustinus für 12 Scheffel Gerste und einen Mantel, auf welchem die Geschichte des heiligen Birin, der einen Sachsenkönig bekehrte, in Silber gestickt war. Im Jahr 1274 war der Preis einer schön geschriebenen Bibel mit Auslegung 360 Gulden, und eine ganz gewöhnliche Abschrift des Psalters mit Glossen kostete vor dem Jahr 1300 nach unserem Gelde wenigstens 90 Gulden. Ungeheure Summen! denn im Jahr 1272 erhielt ein Taglöhner täglich nur 4½ Kreutzer (1 ggr.) Taglohn, so daß er, um eine solche Bibel zu kaufen, 15 Jahre lang arbeiten mußte, und die Ausgabe größer war als die Kosten der Erbauung von zwei neuen Schwibbögen an der Londoner Brücke, welche im Jahr 1240 300 Gulden kostete. Obwohl es nun auf diese Weise für den Einzelnen überaus schwer war, in den Besitz einer Bibel zu gelangen; so wurde doch auch noch

von Oben herab durch unsinnige Verbote das Bibellesen erschwert. Der König Jakob I. von Arragonien verbot im Jahr 1276 die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache. Wer eine solche Uebersetzung habe, Geistlicher oder Laie, solle sie bringen, daß man sie verbrennen könne. Was half es, wenn dagegen der König Alphons von Castilien um dieselbe Zeit die Bibel in die castilische Sprache übersetzen ließ! Die Päpste, deren Gewalt sich überallhin erstreckte, verboten bald alle Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen, so wie den Gebrauch derselben. Was half es, daß Johann Wycliffe die ganze Bibel in's Englische übersetzte (1360—1380)! Vierzig Jahre darauf ließ König Heinrich V. von England ein Gesetz ausgehen, daß, wer die heilige Schrift in der Landessprache lese, Land, Vieh, Leib und Leben und Güter für sich und seine Erben verlieren solle.

Zwar kam besonders durch die Errichtung der hohen Schulen in Paris und Bologna das Studium der Wissenschaften mehr empor, und in Frankreich lehrten in diesen Jahrhunderten die Scholastiker; aber von ihnen war kein Heil für das arme Volk zu erwarten: denn sie beschäftigten sich nicht mit dem Worte Gottes, oder wenigstens nicht so ernstlich, wie mit den Schriften des heidnischen Weltweisen Aristoteles und mit der Untersuchung nutzloser Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien. Der bekannte Reformator Philipp Melanchthon erzählt, er habe selbst in seiner Jugend mit eigenen Ohren gehört, daß man, anstatt über das Evangelium, über die Sittenlehre des Heiden Aristoteles gepredigt habe, und an einem andern Ort versichert er, er habe in Stuttgart einen Doktor der Theologie predigen gehört: „Wenn gleich die Bibel verloren gienge, so hätte die Kirche an der Sittenlehre des Aristoteles genug.“ Und wenn es auch in dieser Zeit fromme Männer gab, wie Anselm von Canterbury, und namentlich Bernhard von Clairveaux, so waren sie doch von dem vielfachen Aberglauben

ihrer Zeit nicht frei, begünstigten das Klosterleben, widersetzten sich den päpstlichen Anmaßungen nicht, und billigten sogar, wenigstens Bernhard, die Verfolgungen der gläubigen Waldenser. An die Bedürfnisse des armen Volkes wurde nicht gedacht, Schulen fand man nur in den Klöstern, und diese waren größtentheils schlecht genug. Der Fest- und Feiertage wurden zwar immer mehrere; die meisten großen herrlichen Münster und Dome, wie zu Cöln, Straßburg, Freiburg u. s. w., deren Kunst und Pracht wir heute noch bewundern, wurden um diese



Zeit gebaut; aber in diesen Kirchen wurde selten gepredigt; das Meiste war die Messe, eine Verunstaltung des heiligen Abendmahls, in welcher Christus immer auf's Neue von den Priestern geopfert, und das Brod in den Leib Christi, wie der Wein in Christi Blut, verwandelt werden sollte. Alle gottesdienstlichen Handlungen mußten in lateinischer Sprache vorgenommen werden, die kein Mensch verstand, oft der Priester selbst nicht. Die Anbetung der Heiligen und ihrer Bilder, namentlich der Maria, und die Verehrung der Reliquien stieg immer höher; die Ohrenbeichte und der Ablaß richteten immer größere Verwüstungen an. Wer Vergebung seiner Sünden suchte, wurde nicht auf Buße und Glauben, nicht auf eine gründliche Bekehrung gewiesen; sondern man

empfahl ihm Psalmenbeten, Fasten, Wallfahrten, Geißelung, und andere Selbstbüßungen; oder man beredete ihn, die Strafen der Sünde mit Geld abzukaufen. Der Papst nahm sich heraus, gänzliche Vergebung aller Sünden bald um Geld zu verkaufen, bald auf andern Bedingungen zu versprechen. Es wurden eigentliche Käufe geschlossen, und öffentliche Contracte schriftlich aufgesetzt, vermöge deren die überflüssigen Verdienste, welche Mönche durch Fasten, Psalmensingen, Wachen u. dergl. sich zu erwerben glaubten, an Andere, Lebendige oder Todte, gegen bestimmte Geldsummen überlassen wurden. Deßwegen stand in der Beichttaxe des römischen Hofs: man könne den Armen keinen Trost geben, weil sie nichts besitzen. Endlich kam es dahin, daß man der Verdienste der Mönche theilhaftig zu werden glaubte, wenn man nur ihre Klosterkutten anzog. Daher befahlen sogar berühmte Männer, selbst Fürsten, vor ihrem Tode, man solle ihre Leichname in solchen Mönchskutten begraben.

Unter solchen Umständen, da alle Sünden mit Geld abgekauft werden konnten, kann man sich leicht denken, wie wenig die Menschen sich aus der Sünde machten. Giengen doch die Geistlichen und die Klosterbewohner selbst mit dem Beispiel der Lasterhaftigkeit voran. Die gröbsten Sünden, besonders Sünden der Unzucht, wurden von allen Ständen, geistlichen und weltlichen, ungescheut ausgeübt, so daß die Kirchenversammlung zu Basel (1431) bekannte, alle Zucht der Kirchendiener und der übrigen Christen sey fast überall erloschen, und Aeneas Sylvius, der nachher selbst Papst geworden, schrieb um dieselbe Zeit: „Wir würden Götzen anbeten, und Christum verläugnen, wenn man es von uns forderte, indem die Liebe erkaltet, und aller Glaube zu Grund gegangen ist.“ — Ein Benediktinermönch um selbe Zeit schildert dieses gränzenlose Verderben mit folgenden Worten: „das Gesetz ist gewichen von den Priestern, die Gerechtigkeit von den Regenten, der Rath von den Aeltesten, die Treue vom Volk, die Ehrfurcht von den Kin-

dern, die Liebe von den Unterthanen, die Religion von den Prälaten, die Andacht von den Mönchen, die Ehrbarkeit von den Nonnen, die Zucht von den Jungen, die Gelehrsamkeit von den Geistlichen, der Fleiß von den Lehrern, die Furcht von den Schülern, die Billigkeit vom Gesinde, die Gerechtigkeit von den Richtern, der Gehorsam von den Soldaten, die Eintracht von den Bürgern, der Gemeinsinn von den Bauern, die Geschicklichkeit von den Künstlern, die Wahrheit von den Kaufleuten, die Wohlthätigkeit von den Reichen, die Keuschheit von den Jungfrauen, die Tugend von den Wittwen, die Reinigkeit und Vertraulichkeit von den Eheleuten. Christus wird wie für Nichts gehalten, und von den Großen dieser Zeit für einen Fremdling geachtet."

So sah es zu jener Zeit bei den Gliedern der christlichen Kirche aus, — sie waren voll Aussatz und Eiterfraß: — nun wollen wir uns auch nach ihrem Haupte umsehen. Die Christenheit hatte sich längst des Gedankens entwöhnt, daß das Haupt der Kirche ein unsichtbares ist; und das Wort des Herrn vergessen: „Einer ist euer Meister, Christus." Die Bischöfe in Rom hatten, begünstigt von den unruhigen Zeiten, ihre Macht immer fester gegründet, und ihren Einfluß immer weiter ausgedehnt. Schon der fränkische König, Karl der Kahle, erkaufte von dem römischen Bischof die Kaiserkrönung, und Andere folgten seinem Beispiele. Die mächtigen deutschen Kaiser von Otto dem Großen an setzten zwar den päpstlichen Eingriffen in die kaiserlichen Rechte Gränzen; aber im Jahr 1073 kam ein Mann auf den päpstlichen Stuhl, der sich solche Einschränkungen nicht mehr gefallen ließ. Das war Hildebrand, der Sohn eines Zimmermanns in Italien, als Papst Gregor VII. genannt. Er stieg von der niedrigsten Stufe bis zur päpstlichen Würde, und nahm sich vor, der tief gesunkenen Kirche durch Erhebung des geistlichen Standes und durch Vermehrung der päpstlichen Macht eine würdigere Stellung zu verschaffen, und auf

dieses Ziel gieng er mit eiserner Festigkeit los, ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen. Die ganze Kirche mit ihren Dienern sollte ihm unterworfen, und von der weltlichen Macht der Fürsten ganz unabhängig gemacht werden; ja vielmehr sollten diese selbst unter seine Botmäßigkeit kommen. Deßwegen verbot er den Mißbrauch, geistliche Aemter um Geld zu kaufen; er zwang alle Geistlichen, unverheirathet zu bleiben, damit sie und ihr Vermögen von der weltlichen Obrigkeit um so unabhängiger seyn, und bloß der Kirche zu Gebot stehen möchten. Er drang dem Kaiser das Recht ab, alle neuen Bischöfe seines Reichs zu bestätigen, und ließ den Bischöfen und Erzbischöfen nur so viel Gewalt in ihrem Sprengel, als er für gut fand. Als Nachfolger des Apostels Petrus und als Statthalter Christi forderte er von Kaisern, Königen und Fürsten Gehorsam, und sprach sich das Recht zu, einem Jeden seine Besitzungen zu geben und zu nehmen. Somit erklärte er sich zum ersten Herrn und Richter des ganzen Erdbodens in geistlichen und weltlichen Dingen. Hildebrand war nicht der Mann, der sich mit leeren Großsprechereien begnügt hätte; er wußte seine gewaltigen Ansprüche auch in der That geltend zu machen. Der deutsche Kaiser Heinrich IV., der diese Ansprüche nicht anerkennen wollte, gerieth in einen ernstlichen Streit mit ihm, und — zog den Kürzern. Der Papst that ihn in den Bann, d. h. er sprach alle Unterthanen des Kaisers von ihrem Gehorsam gegen ihn frei, und forderte die deutschen Fürsten auf, einen neuen Kaiser zu wählen. Und wirklich war auch die abergläubische Furcht vor der päpstlichen Macht schon so tief eingewurzelt, daß die Fürsten Miene machten, dieser Aufforderung zu gehorchen. Heinrich sah ein, daß, wenn er Kaiser bleiben wolle, nichts für ihn übrig sey, als daß er dem Papst sich demüthig unterwerfe. Er zog also nach Italien, und bat den Papst, der sich damals auf dem Schlosse Canossa aufhielt, um Lossprechung vom Bann. Gregor aber ließ ihn drei

Tage lang, in der Kleidung eines Büßenden, in härenem Hemde, und mit bloßen Füßen, während es strenger Winter war, im Hofe stehen, und erst am vierten Tage ließ er ihn vor sich, und sprach ihn vom Banne los. — Gregor regierte nicht lange genug, um alle seine großartigen Plane in Ausführung zu bringen, — er starb 1086; — aber das Papstthum starb nicht, und es ist in der That merkwürdig, wie sich durch die ganze Geschichte desselben Ein großer nie aufgegebener Regierungsplan hindurchzieht, so verschieden auch der Charakter der einzelnen Personen war, welche die päpstliche Würde bekleideten. Am glücklichsten führte Papst Innocenz III. (1198—1216) aus, was Hildebrand angefangen. Bei der allgemeinen Kirchenversammlung, welche er veranstaltete, durften die Bischöfe nur unterschreiben, was er beschlossen hatte. Von Königen und Kaisern sprach er wie von seinen Dienstleuten. Er strafte sie mit dem Bann, und belegte ihre Länder mit dem Interdikt, vor welchem dem abergläubischen Volk unbeschreiblich bang war. Denn da hörte im ganzen Lande aller Gottesdienst plötzlich auf, und Alles mußte die Zeichen des Fluchs und der Trauer tragen. Die Todten wurden ohne Gebet und Gesang außerhalb des Gottesackers eingescharrt; die Ehen neben den Todtengräbern eingesegnet; und Keiner durfte den Andern auf der Straße grüßen. Auf solche Weise entriß Innocenz das Königreich England seinem rechtmäßigen Herrn, Johann ohne Land, schenkte es dem französischen Könige, und gab es erst dann an Johann zurück, als dieser sich dem päpstlichen Stuhle unterwarf, und eine jährliche Abgabe versprach. — Diese drückende Macht der Päpste mußten namentlich die mächtigen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen erfahren, welche mit den Päpsten unaufhörlich im Streit lagen, und von ihnen so lange verfolgt wurden, bis der letzte Sprößling ihres Stammes, Conradin, im Jahr 1269 sein Haupt auf dem Schafot verloren hatte. Innocenz III. stiftete auch die Inquisition oder

das Ketzergericht, welches späterhin (1233) dem Dominikaner-Orden zur Verwaltung übertragen wurde. Dadurch wurde die Verfolgung und Bestrafung Derer, die anders glaubten als die Kirche, eigentlich in ein System gebracht; und mit der ausgedachtesten Bosheit und Fühllosigkeit wurden die grausamsten Martern und Foltern bei den vorgeblich Irrenden in Anwendung gebracht, und, wenn kein Widerruf erfolgte, ja oft selbst in diesem Fall, die Untersuchung mit dem Scheiterhaufen geschlossen.

(Dieses Bild stellt das Innere eines Inquisitionszimmers vor, mit den Opfern derselben und ihren gräßlichen Foltern. Die erste Folter war, den Geängsteten an zwei auseinanderstehenden Balken emporzuziehen, und ihn so, den Kopf abwärts, hangen zu lassen. Der erste Domünikaner sagte zu ihm: „Bekenne, mein Sohn, bekenne!" Wenn dieß ohne Erfolg blieb; so wurde der Angeklagte an den Handgelenken in die Höhe gezogen, während ein schweres Gewicht an seinen Füßen hieng, und man ließ ihn so lange hängen, bis der Schmerz so heftig wurde, daß er ein Klaggeschrei ausstieß. Dieses wurde von dem Spott der

Furien unterbrochen, welche ihm zuriefen: „Hund und Ketzer!" — und dann den Folterknechten befahlen, das Sail nachzulassen, und den armen Winselnden auf- und niederzuziehen, bis alle Gelenke seines Körpers auseinander gezerrt waren. Wenn er sich von diesen Qualen erholt hatte, und noch nicht bekennen wollte, so legten sie den Gefangenen rücklings in eine hohle Truche, mit dem Rücken auf einen kreutzweisen Pfahl, der ihn sehr verwundete. Hierauf ward ihm über Mund und Naslöcher ein Stück feine Leinwand gelegt, auf welches Wasser in einem dünnen langen Strahl gegossen wurde, das ihm die Leinwand tief in den Schlund hinabtrieb. Und so machten sie fort, bis der glaubige Kämpfer am letzten Athemzug röchelte; dann wurde ihm die Leinwand plötzlich aus dem Munde herausgezogen, mit Strömen von Blut.

Wenn alle diese Grausamkeiten den Beklagten nicht bewegen konnten, etwas anzugeben, was er nicht wußte, oder seine Mitbrüder zu verrathen, so brachte man ihn zu einer Kohlpfanne, stellte seine Füße darauf, und beschlug sie mit Speck, damit sie recht gebraten und geröstet würden.)

Es ist unglaublich, wie viele Opfer diese höllische Anstalt, die aus der Finsterniß entsprungen ist, und in geheimem Dunkel ihre Werkstätte hatte, nur z. B. in Spanien kostete. — Innocenz III. war es auch, welcher den unmenschlichen Kreuzzug wider die frommen Waldenser veranstaltete, von dem ich späterhin erzählen werde.

Eine neue Quelle für die päpstliche Macht eröffnete Bonifacius VIII., welcher einsah, daß es ohne große Geldsummen nicht möglich sey, alle Plane der päpstlichen Selbstsucht durchzusetzen; er kam daher auf den Gedanken, ein eigenes Ablaßjahr anzuordnen, das alle 100 Jahre wiederkehren, und während dessen Jeder, der persönlich nach Rom käme, vollkommenen Ablaß erhalten sollte. Im Jahr 1300 war das erste dieser Jubeljahre,

das dem Papste und der Stadt Rom erstaunlich viel eintrug. Von einem Monat zum andern kamen 200,000 Pilgrime nach Rom, welche sämmtlich kleinere oder größere Gaben mitbrachten. Dieser glänzende Erfolg war verführerisch; das Jubeljahr wurde später alle 50, endlich alle 25 Jahre ausgeschrieben, und der vollkommene Ablaß sogar an diejenigen verkauft, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten.

Die sklavische Ehrfurcht, welche man den römischen Päpsten bewies, ist um so auffallender, wenn man bedenkt, daß so viele unter ihnen in ihrem Lebenswandel den schändlichsten Charakter an den Tag legten. Die Kirchenversammlung zu Konstanz (1415), welche den edlen Glaubenszeugen Huß verbrannte, setzte den Papst Johann XXIII. öffentlich ab als einen entschiedenen Gottesleugner, der der gräulichsten Laster überwiesen war. Und doch erhob sein Nachfolger ihn wieder zum Haupt der Kardinäle! Innocenz VIII. hatte 16 uneheliche Kinder, die er als Papst versorgte. Alexander VI. war durch Grausamkeit und Unzucht der Abscheu der Menschheit. Er starb an dem Gift, das er einigen Kardinälen bereitet hatte. Julius II. beunruhigte durch seine Kriege ganz Italien und andere Länder. Oft gab es zwei bis drei Päpste zu gleicher Zeit, die einander den Rang streitig machten. Kurz es gibt in der ganzen Geschichte kein Regentenhaus, dem ein so großes Sündenregister nachgewiesen werden kann, wie der Regierung der Päpste.

---

4. Geschichte der Waldenser.

Wie gern wendet sich das Auge von diesen Gräuelgestalten weg, um die verborgenen Spuren einer wahren Gemeinde Jesu aufzusuchen, welche sich mitten unter dem zunehmenden Abfall des großen Haufens in stiller Zurückgezogenheit durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten,

und sich vor der Verunreinigung bewahrt hat. Wir haben oben schon das ruhige abgesonderte Völklein der Vallenser in den italienischen Gebirgen kennen gelernt; sie waren aber nicht die Einzigen, welche gegen die überhandnehmende Verschlimmerung der Kirche und gegen die frevelhaften Anmaßungen des Papstthums durch Wort und Wandel Zeugniß ablegten: wir finden vielmehr, wenn wir den leisen Winken der Geschichte nachgehen, daß sie von Anfang an noch andere Genossen ihres Sinnes und Zeugnisses gehabt haben. Gewöhnlich werden sie Waldenser genannt; sie wurden aber auch außerdem zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mit vielen andern Namen bezeichnet, und über ihr Verhältniß zu den Vallensern, welche die gleichen Gesinnungen hatten, läßt sich nur so viel sagen, daß beide Namen gleichbedeutend sind, und daß man mit dem Namen Vallenser gewöhnlich diejenigen Zeugen der Wahrheit bezeichnet, welche in den Appenninen lebten, während unter Waldensern hauptsächlich die im südlichen Frankreich wohnenden verstanden werden. Schon im Jahr 1100 war es ein Sprichwort in der römischen Kirche: „Er ist ein Waldenser, und also des Todes schuldig.“ Ferner sagt einer ihrer bittersten Verfolger, der Prior in Turin gewesen ist, Folgendes von ihnen: „Man kann zwar den Ursprung dieser Sekte auf keine gewisse Zeit bestimmen; doch ist so viel bekannt, daß sie im zehnten, ja schon im neunten Jahrhundert nicht mehr jung gewesen seyn kann.“ Ein anderer ihrer Feinde führt es als eine ganz bekannte Meinung an, 300 Jahre nach dem Kaiser Constantin, und also zwischen dem sechsten und siebenten Jahrhundert, habe ein gewisser Petrus in der Gegend von Valdi gelebt, welcher den Weg der Armuth gelehrt, und durch den die Sekte der Waldenser sich ausgebreitet und fortgepflanzt habe. Eine andere geschichtliche Nachricht versichert, die Gemeinden der Albigenser (auch eine Abtheilung der Waldenser) seyen von dem Bischof in Rom unabhängig geblieben von der

Zeit an, da der Westgothenkönig Alarich die Stadt Toulouse zu seiner Residenz gemacht habe (im Jahr 409). Endlich finden wir bei einem Hauptverfolger der Waldenser im dreizehnten Jahrhundert, der früher selbst einer ihrer Lehrer gewesen war, folgende Behauptung: „Die Sekte der Waldenser ist die älteste unter allen: Einige versichern, daß sie von den Zeiten des römischen Bischofs Sylvester I. her bestehe; Andere aber wollen ihren Ursprung schon in den Zeiten der Apostel finden.“ — Dieß wird bestätigt durch eine andere Aeußerung eines Erzbischofs in Turin, der ebenfalls ein Widersacher dieser Wahrheitszeugen gewesen ist. Er sagt: „es müssen große und kräftige Ursachen gewesen seyn, um welcher willen diese Waldensische Sekte schon so viele Hundert Jahre lang gewähret hat; da doch allerlei Leute, zu verschiedenen Zeiten, mit der größten Gewalt, sich vergeblich bemüht haben, sie auszuwurzeln, sie aber wider Vermuthen allemal Sieger geblieben, und in Allem unüberwindlich gewesen sind.“ Diesem fügt er bei, die Sekte der Waldenser habe ihren Anfang genommen von einem gewissen Mann, der Leo geheißen, und ein sehr gottseliger Mensch gewesen sey zu den Zeiten Constantins des Großen, des ersten christlichen Kaisers. Dieser Leo habe die Gemeinschaft mit dem damaligen Bischof in Rom, Sylvester I., abgerissen, aus Abscheu vor der Habsucht dieses Bischofs, und vor den unmäßigen Verschwendungen des Kaisers an die Geistlichen; er habe sich in eine abgelegene Gegend zurückgezogen, und es seyen ihm viele christliche Leute nachgefolget. — Absichtlich habe ich nichts von den Behauptungen der Waldenser selbst angeführt, welche standhaft darauf beharren, daß ihre Kirche von den Aposteln selbst gegründet sey, und sich seit ihrer Zeit in unvermischter Reinheit erhalten habe; — man könnte ein solches Zeugniß für partheiisch halten: — wenn aber ihre erbittertsten Gegner selbst zugeben, daß das Alter der waldensischen Gemeinden an die apostolische Zeit hinaufreiche; so gibt

uns dieß eine liebliche Bestätigung der Wahrheit an die Hand, daß zu allen Zeiten, selbst in den verdorbensten Jahrhunderten der Kirche, immer eine wahre Gemeinde des Herrn, wenn auch still und verborgen, bestanden hat, die von den groben Irrthümern der finstern Jahrhunderte und von ihrer sittlichen Verdorbenheit frei geblieben ist; daß somit, wie zu Eliä Zeiten, der Samen der Gerechten und Gottesfürchtigen, die ihre Kniee dem Baal nicht beugen wollten, nie ausgestorben ist.

In verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten nannte man diese Zeugen der Wahrheit, die insonderheit dem Papstthum und der verdorbenen Geistlichkeit sich widersetzten, bald Albigenser, bald Leonisten, Pikarden, Arnoldisten, oder die Armen von Lyon. In Deutschland hießen sie im zwölften Jahrhundert Catharer oder Gazarer (daher das Wort Kezer), d. h. die Reinen, weil sie von den Irrlehren und Mißbräuchen der Kirche rein bleiben wollten. Und als ein gewisser Lollard, der in Köln als Kezer verbrannt wurde, den Engländern in Guyenne die waldensischen Lehren gepredigt hatte, so wurden nachher diejenigen, welche ihnen beitraten, in England Lollarden genannt. Im vierzehnten Jahrhundert gab es allein in Böhmen und den östreichischen Landen an 80,000 solche Catharer oder Waldenser. Außerdem fanden sie sich um diese Zeit in Frankreich, in Italien und Sicilien, in Dalmatien, Croatien und Slavonien, in Konstantinopel und Griechenland, in der Bulgarei, in Liefland und Polen, in Flandern, England und Spanien. Bald hatten sie sich mehr, bald weniger von der herrschenden Kirche losgesagt. Die Albigenser z. B. machten um das Jahr 1200 eine eigene sehr zahlreiche Kirche aus, und hatten sich völlig von Rom getrennt; Andere schloßen sich äußerlich noch an die Kirche an, um nicht verfolgt zu werden, oder so lange sie noch nicht die volle Erkenntniß ihrer Verdorbenheit erlangt hatten. Ueberhaupt gab es unter ihnen, wie natürlich, verschiedene Grade von Erkenntniß

und von Reinheit, verschiedene Ansichten über diesen oder jenen Lehrpunkt, und da oder dort eine Hinneigung, sich zu weit auf die andere Seite hinüber zu verlieren. Alle aber kamen darin überein, daß sie mit dem gesunkenen Zustand der Christenheit unzufrieden, und der päpstlichen Gewissensherrschaft abgeneigt waren. Das Glaubensbekenntniß der Waldenser im südlichen Frankreich, welche vielleicht unter Allen die lautersten waren, enthielt folgende Punkte, aus denen wir zugleich die entgegengesetzten Irrlehren der damaligen herrschenden Kirche kennen lernen:

1) Sie bekannten, daß man in Allem, was zur Seligkeit gehöre, allein der heiligen Schrift glauben müsse, und sonst keinem Menschen noch Buch. 2) Sie lehrten, es sey nur ein einiger Mittler, und die Heiligen dürfe man nicht anrufen. 3) Erklärten sie das Fegfeuer für eine Erdichtung. 4) Nahmen sie nur zwei Sakramente an, die Taufe und das Abendmahl. 5) Verwarfen sie die Messe, und namentlich die Seelenmessen für Verstorbene. 6) Verwarfen sie alle Menschensatzungen, als da sind Fasttage, überflüssige Feiertage, Mönchs- und Klosterordnungen, Wallfahrten, und alle bloß von Menschen eingesetzten Ceremonien. 7) Sie leugneten durchaus den Vorzug des Papstes vor andern Bischöfen, und seine angemaßte Macht über die weltlichen Obrigkeiten. Die Aemter der Bischöfe, Priester und Diakonen dagegen erkannten sie an. 8) Sie behaupteten, es sey schriftmäßig, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen. 9) Die römische Kirche, sagten sie, sey jenes Babylon, von dem in der Offenbarung Johannis die Rede ist; der Papst sey der Ursprung aller Irrthümer, und der eigentliche Antichrist. 10) Verwarfen sie den Ablaßkram und das Verbot der Priesterehe. 11) Lehrten sie, diejenigen, welche das Wort Gottes hören, und seinen wahren Sinn verstehen, seyen die Kirche Gottes, und dieser Kirche seyen von Christo die Schlüssel gegeben; und daher könne und solle sie die Wölfe verjagen, und dagegen fromme und wahrhaftige Hirten

berufen, derselben Stimme hören, und von ihnen die Sakramente empfangen.

Zu dieser richtigen Erkenntniß der Wahrheit waren sie durch den fleißigen Gebrauch der heiligen Schrift gelangt. Ihre tägliche Nahrung war Gottes Wort, Gebet und Singen, welches sie auch mitten in ihrer Arbeit nicht unterließen. Daher kam es dann auch, daß die gemeinsten Leute im Worte Gottes trefflich gegründet waren. Es gab unter ihnen Solche, die den ganzen Hiob, und Andere, die das ganze Neue Testament auswendig wußten: denn ein jeder Hausvater übte bei ihnen das geistliche Priesterthum. Der Vater lehrte den Sohn, die Mutter ihre Tochter. Schüler von sieben Tagen unterrichteten schon wieder Andere. Fast Jedermann bei ihnen konnte schreiben und lesen, was zu jener Zeit so manche Priester und Bischöfe der päpstlichen Kirche nicht einmal konnten. Ihr Leben war einfach, mäßig und unbescholten; ihre Reden sogar nach dem Worte Gottes abgewogen. Sie nährten sich von der Arbeit ihrer Hände; Keuschheit, Demuth, Liebe und Arbeitsamkeit herrschten unter ihnen. Sie nannten einander Brüder und Schwestern, und hatten wahre Bruderliebe. Ihrer Obrigkeit waren sie treu und gehorsam; und ihr untadelhafter Wandel erwarb ihnen bei den Billigdenkenden ein solches Zutrauen, daß Knechte, Mägde, Säugammen und Kinderfrauen von den Waldensern allen Uebrigen vorgezogen wurden. Einer ihrer heftigsten Gegner, Sancho Reiner, wußte ihnen nichts Anderes vorzuwerfen, als 1) daß ihre Sekte die älteste unter allen sey; 2) daß es fast kein Land gebe, wo sie nicht zu finden seyen; 3) daß, während alle anderen Sekten sich durch ihre gotteslästerlichen Lehren abscheulich machen, diese Waldenser einen großen Schein der Frömmigkeit haben, indem sie vor den Menschen gerecht leben, von Gott gut und richtig glauben, auch alle Artikel im apostolischen Glaubensbekenntniß halten, nur daß sie die römische Kirche und Geistlichkeit hassen.

Ihre Armen, ihre Prediger, und ihre Missionare erhielten sie bloß von freiwilligen Beiträgen. Denn auch dieses Kennzeichen einer wahren und lebendigen Kirche, die innige Gemeinschaft der Glieder unter sich, fehlte den Waldensern nicht. Ihre Bischöfe hatten die Gewohnheit, daß sie Apostel zu ihren Gemeinden, über welche sie ein genaues Verzeichniß führten, in alle Länder ausschickten. Diese giengen je zwei und zwei aus. Wo sie hinkamen, richteten sie sich nach den Zeichen der Häuser, welche die Waldenser an ihren Thüren oder Dächern angebracht hatten. Wo sie ein solches Zeichen an einem Hause bemerkten, kehrten sie ein, stärkten ihre Brüder, unterrichteten sie in Gottes Wort, vermahnten sie zur Beständigkeit in den Verfolgungen, beteten mit ihnen, trösteten sie in ihren Anfechtungen, und ordinirten auch wohl durch Handauflegen die Layen zu Aeltesten und Diakonen, welche die Sakramente verwalten, und die Absolution ertheilen durften. Sie heißen deßwegen auch Passageni oder Passagiers, weil sie in alle Lande verschickt wurden. Und so häufig waren sie überall anzutreffen, daß ein Missionar, der von Köln nach Mailand reiste, jede Nacht bei seinen Glaubensverwandten einkehren konnte. Ueberhaupt unterhielten die Waldenser beständige Verbindung und Briefwechsel mit ihren Brüdern in andern Gegenden, und hatten zu diesem Zweck vertraute Häuser zu Genua, Florenz, Venedig, und in andern Orten, zu Sammelplätzen für Personen und Briefe. Dieß trug zur Stärkung der Gläubigen und zur Beförderung ihrer Gottseligkeit nicht wenig bei.

Gleichwie es in Böhmen lange vor dem Auftritt des Johann Huß böhmische Brüder gab, die dann nach ihm Hussiten genannt wurden; so waren auch im Süden von Frankreich lange vorher Waldenser, ehe Peter Waldo daselbst als Lehrer aufgetreten ist (um's Jahr 1170). Vielmehr sagt der h. Bernhard im zwölften Jahrhundert ausdrücklich von ihnen: „Alle Kezereien

haben ihren Urheber. Die Nestorianer haben den Nestor zum Stifter; die Arianer den Arius; die Manichäer den Manes. Aber diese Sekte der Waldenser kann ihren Stifter nicht nennen.“ Indessen ist Peter Waldo in jedem Fall unserer Bekanntschaft werth. Er war ein reicher Kaufmann in Lyon, der auf eine ungewöhnliche Weise zum Nachdenken über die heilige Schrift geführt worden war, und den Drang in seinem Innern fühlte, das, was ihm so wichtig und theuer geworden, auch Andern mitzutheilen. Er theilte sein Vermögen unter die Armen aus, übersetzte einen Theil der heiligen Schrift und Stücke aus den Kirchenvätern in die französische Sprache, und verbreitete sie so viel als möglich unter dem Volk. Er selbst unterrichtete seine Hausgenossen, seine Bekannten, und allerlei arme Leute, welche ihn besuchten, in der christlichen Lehre, und ermahnte sie zur Gottseligkeit. Je tiefer er in das Verständniß der h. Schrift eindrang, desto mehr erkannte er den Verfall und die Irrthümer der herrschenden Kirche, und er konnte natürlich in seinen Vorträgen nicht davon schweigen. Ebenso natürlich aber ist es, daß ein solches Zeugniß nicht gleichgültig aufgenommen wurde. Sobald der Pabst Alexander III davon hörte, daß Waldo gegen das Papstthum predige, that er ihn und seine Anhänger in den Bann. Waldo floh, verfolgt von einem Ort zum andern, in die Pikardie, predigte das Evangelium allenthalben mit großem Segen, fand ungemein viel Anhang, und starb in Böhmen. Seine Anhänger wurden als ein Salz der Erde in alle Gegenden der Christenheit zerstreut, und fanden da und dort noch manche von den älteren Waldensern in stiller Verborgenheit, welche von ihnen im Glauben ermuntert und gestärkt wurden. So mußte auch diese erste Verfolgung der Waldenser, wie jene zur Zeit des Stephanus, dazu dienen, den Samen des Evangeliums weiter zu tragen, und aus der kleinen Baumschule in Lyon wurden hundert Gärten in Europa mit fruchtbaren Bäumen verse-

ben. Auch spätere blutige Verfolgungen waren nicht im Stande, diese Glaubenszeugen auszurotten. Im Jahr 1209 schrieb Papst Innocenz III. einen Kreuzzug gegen die mit den Waldensern verbundenen Albigenser aus, und versprach Jedem, der an demselben Theil nehmen würde, vollkommene Vergebung seiner Sünden. Dreimalhunderttausend Krieger, unter Anführung des Grafen Simon v. Montfort, erfüllten nun Jahre lang das Land der Albigenser, welche in Toulouse ihren Hauptsitz hatten, und von dem Grafen Raymund von Toulouse begünstigt wurden, mit Blutvergießen und allen Arten der Unterdrückung. In einem andern Kreuzzuge, den der französische König Ludwig VIII. vornahm, wurde ganz Avignon zerstört, und Alles ermordet; 300 Dörfer und Höfe in der Pikardie wurden in Steinhaufen verwandelt. Man kann sich keine Vorstel-

lung machen von den schrecklichen Auftritten von Niederträchtigkeit, Treulosigkeit, Grausamkeit und Heuchelei, deren sich die Verfolger der Wahrheitszeugen schuldig machten. Diese erste blutige Verfolgung, welche 20 Jahre währte, kostete fast einer Million Waldenser das Leben. Wie groß würde erst, wenn sie berechnet

werden konnte, die ganze Summe der Schlachtopfer seyn, welche in den folgenden fünf Jahrhunderten, von 1230 bis 1730, gemordet wurden! Denn wenn sie gleich in einer Zeit mehr als in der andern verfolgt wurden, so ist doch schwerlich ein Jahr ganz leer abgegangen. Während dieses Kreuzzugs in Frankreich litten die Waldenser in andern Gegenden 20 Jahre lang eine Hauptverfolgung durch die grausame Inquisition, welche eine große Menge derselben hinrichten, meistens verbrennen ließ. Hauptsächlich um ihretwillen hatte nämlich Papst Innocenz III. die Inquisition eingeführt. Die Anzahl der Verhafteten war zuweilen so groß, daß man

nicht genug Gefängnisse für sie bauen, noch die Kosten ihres Unterhalts bestreiten konnte.

Einige Züge aus der Geschichte dieser Verfolgungen werden uns mit dem Charakter der Waldenser und ihrer Feinde näher bekannt machen.

Das Schloß von Menerbe an der spanischen Gränze, das von Waldensern besetzt war, wurde durch Wassermangel genöthigt, sich dem päpstlichen Gesandten zu ergeben. Ein Geistlicher unternahm es, ihnen zu predigen, und sie zur Anerkennung des Pabstes zu ermahnen. Aber sie unterbrachen seine Rede, und erklärten, seine Bemühung würde vergeblich seyn. Der Graf von Mont-

fort und der päpstliche Gesandte ließen darauf ein großes Feuer anzünden, und 140 Personen beiderlei Geschlechts wurden darin verbrannt. Diese Märtyrer starben mit Frohlocken, und lobten Gott, daß sie würdig erachtet worden, um Christi willen zu leiden. Sie sagten dem Grafen, am jüngsten Tage, wann die Bücher aufgethan würden, werde er dem Gericht Gottes wegen seiner Grausamkeit nicht entrinnen können. Von der ganzen Gesellschaft ließen sich durch wiederholtes Zureden nur drei Weibsersonen zum Widerruf bewegen.

Während gegen die gläubigen Waldenser die fürchterlichsten Grausamkeiten begangen wurden, erneuerten diese durch ihre Standhaftigkeit das Andenken an die Märtyrer der ersten Kirche. Einem 60jährigen Mann hatten die gefühllosen Soldaten die Hände auf den Rücken, und ihn selbst auf eine Bank gebunden. Darauf setzten sie ihm einen Hornschröter auf den Nabel, und deckten ihn mit einem kleinen Gefäß zu, so daß der Hornschröter fort und fort stechen und nagen mußte, bis er sich durch den Nabel in den Bauch eingebohrt hatte, und also den armen angebundenen Mann mit einer barbarischen und fast unerhörten Todesart umbrachte. Ein

anderer Waldenser, Catelin Girard, zeichnete sich ebenfalls durch seine Standhaftigkeit aus. Als er schon auf dem Scheiterhaufen stand, bat er die Scharfrichter, ihm zwei Steine zu geben, und nachdem ihm dieß mit einiger Schwierigkeit gewährt worden, sagte er, indem er die beiden Steine in seinen Händen hielt: „Wenn ich diese Steine werde gegessen haben, alsdann werdet ihr das Ende des Glaubens sehen, um dessen willen ihr mich tödtet"; und mit diesen Worten warf er die Steine zur Erde. Ein waldensischer Priester, Arnold, wurde mit neun andern Waldensern, unter welchen auch zwei Frauen waren, auf den Scheiterhaufen gebracht. Als sie schon halb verbrannt waren, ermannte er sich, legte seine gebratenen Hände auf ihre versengten Häupter, und sprach: „Bleibet beständig in eurem Glauben: denn ihr werdet heute mit Laurentius im Paradiese seyn." (Siehe S. 62.) Selbst der Graf Raymund von Toulouse äußerte sich also: „Ich weiß, daß ich noch einmal um Land und Leute kommen werde um dieser guten Menschen willen; aber ich bin bereit, nicht nur die Verjagung aus dem Land, sondern auch den Verlust meines Kopfes um ihretwillen zu dulden."

Um's Jahr 1400 griffen die Verfolger die im Thal von Pragela wohnenden Waldenser an. Da die armen Leute sahen, daß ihre Höhlen von den Feinden besetzt waren, welche sie mitten im strengsten Winter überfallen hatten, flüchteten sie auf einen der höchsten Berge der Alpen, indem die Mütter ihre kleinsten Kinder sammt den Wiegen trugen, und andere, die schon gehen konnten, an der Hand führten. Viele wurden ermordet, und Andere kamen vor Hunger um; 180 Kinder wurden in ihren Wiegen todt gefunden, und die meisten Mütter folgten ihnen bald im Tode nach. Im Thale von Loyse fand man 400 kleine Kinder in ihren Wiegen oder in den Armen ihrer verstorbenen Mütter erstickt, und zwar vom Rauche eines großen Feuers, das am Eingang ihrer Höhle angezündet worden war. Die Wal-

denser von Pragela und Fraissiniere, die über dieß blutdürstige Verfahren in Bestürzung geriethen, setzten sich in Fassung, und erwarteten ihre Feinde bei den engen Pässen ihrer Thäler: sie waren auch wirklich zu ihrem Empfang so wohl bereitet, daß die Feinde sich zum Rückzug genöthigt sahen.

In Deutschland unterdrückte die päpstliche Inquisition um's Jahr 1250 die Waldenser mit besonderer Grausamkeit. Sie waren jedoch standhaft in ihrem Bekenntniß; ihre Lehrer erklärten den Papst öffentlich für den Antichrist, und behaupteten, wenn Gott sie nicht nach Deutschland gesandt hätte, das Evangelium zu predigen, so würden sogar die Steine erweckt worden seyn, dieß zu thun. „Wir geben" — sagten sie — „nicht eine erdichtete Lossprechung; sondern wir predigen die Vergebung der Sünden, wie sie von Gott selbst in seinem Worte aufgerichtet ist." Um's Jahr 1330 wurden sie von dem Inquisitor Eckard, einem Dominikanermönch, sehr beängstigt. Endlich, nachdem er viele Grausamkeiten ausgeübt hatte, und sein Gewissen darüber unruhig zu werden anfieng, ersuchte er die Waldenser, ihm die wahre Ursache ihrer Trennung von der römischen Kirche zu entdecken. Dieß war eine Gelegenheit, die ihnen selten gemacht, und die um so besser benützt wurde. Der Ausgang war glücklich; Eckard wurde erleuchtet, bekannte den Glauben an Christum nach dem lauteren Worte Gottes, schloß sich an das Volk Gottes an, und predigte nun, wie Paulus, den Glauben, den er ehedem zerstört hatte. Er wurde am Ende zu Heidelberg verbrannt. Wie verblendet dagegen Andere waren, sehen wir aus dem Briefe eines römischen Geistlichen, der noch zu den Besseren gehörte. Er schrieb an den Papst also: „Ich weiß, daß der Pöbel aus übermäßigem Eifer, und ohne unseren Willen, ihrer Etliche ergriffen und mit Feuer verbrannt hat. Sie sind aber in die Feuerflamme nicht nur mit Geduld, sondern auch mit großer Freude hineingegangen. Da möchte ich

nun wissen, heiliger Vater, woher denen eine so große Standhaftigkeit kommt, die doch Glieder des Teufels sind.“ Wir dürfen uns aber über solche Aeußerungen weniger wundern, wenn wir hören, daß nicht nur die gottlosen Päpste, nicht nur die weltlichen in blindem Gehorsam befangenen Fürsten und Herren, nicht nur die verdorbene Geistlichkeit, nicht nur der dumme Pöbel, sondern selbst der fromme Bernhard von Clairvaux an den armen Waldensern sich gestoßen hat. Es mußte eine gewaltige Versuchung für sie seyn, daß sogar dieser ausgezeichnete und heilige Mann, der fast von der ganzen Christenheit wie ein Orakel verehrt wurde, sie und ihre Lehre so verwarf, verkezerte und verfolgte. Bernhard war beinahe noch der einzige große Mann in der herrschenden Kirche, der etwas vor Gott taugte; und auch dieser mußte wider sie stehen, und ihnen durch sein großes Ansehen, in welchem er allenthalben stand, Schaden zufügen, vielleicht auch Einen oder den Andern innerlich bedenklich machen!

Die Scheiterhaufen der Inquisition brannten fort bis in's Jahr 1488; da fand es Papst Innocenz VIII. rathsamer, die Waldenser mit dem Schwert angreifen zu lassen. Für diesen Dienst wurden 18000 Soldaten angeworben, zu denen sich viele piemontesische Katholiken gesellten, um bei der zu verhoffenden Plünderung etwas davon zu tragen. Aber die Waldenser, die mit hölzernen Schilden und Armbrüsten bewaffnet waren, und ihre vortheilhafte Stellung in den Engpässen benützten, schlugen ihre Feinde zurück, indessen die Weiber und Kinder auf den Knieen lagen, und Gott anflehten, daß Er Sein Volk beschützen wolle. Der Herzog Philipp von Savoyen war billig genug, eine nothgedrungene Selbstvertheidigung von Rebellion zu unterscheiden; er nahm daher ihre Entschuldigung an, und ließ ihnen förmlich seine Verzeihung anzeigen. Und da man ihm verläumderischer Weise berichtet hatte, die neugebornen Kinder der Waldenser seyen ganz mit Haaren überzo-

gen, undhaben schwarze Hälse und vier Reihen Zähne; so ließ er einige von ihnen nach Pignerol kommen, überzeugte sich mit eignen Augen, daß die Waldenser keine Ungeheuer seyen, wie man sie ihm geschildert hatte, und entschloß sich, sie gegen die Verfolgung in Schutz zu nehmen. Es scheint aber, er habe nicht genug Macht gehabt, um seine guten Absichten auszuführen: denn die Kezerrichter fuhren täglich fort, diese redlichen Nachfolger Christi aufzugreifen, und die Verfolgung währte bis in's Jahr 1532. Um diese Zeit fiengen die Waldenser in Piemont an, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und dieß brachte endlich die weltliche Macht so gegen sie auf, daß sie die päpstlichen Maaßregeln mit mehr Ernst unterstützte. Allein die Waldenser vertheidigten sich mit Muth und Glück; die römischen Priester mußten das Land verlassen, die Messe wurde aus Piemont verbannt, und während man bisher nur das Neue Testament und einige Bücher des Alten in der waldensischen Sprache gehabt hatte, so ließ man jezt die ganze Bibel drucken: denn bis zum Jahr 1525 hatte man sich nur mit Handschriften beholfen.

Diese wenigen Züge aus dem Bilde der waldensischen Gemeinden und ihrer Geschichte werden hinreichend seyn, uns in der Ueberzeugung zu befestigen, daß die Waldenser ein Volk Gottes gewesen sind, das eben so gut den Namen einer evangelischen Kirche verdiente, als diejenige, welche zur Zeit der Reformation gestiftet worden ist, und daß wir uns nicht vergeblich auf die Zeit freuen, da wir unter den großen Schaaren der Blutzeugen Christi auch von den Waldensern eine große Zahl vor dem Throne Gottes werden stehen sehen.

---

5) Geschichte der böhmischen Brüder.

Böhmen hatte im neunten Jahrhundert das Evangelium aus Griechenland erhalten. Zwei fromme Mönche,

Cyrillus und Methodius, aus Thessalonich gebürtig, wurden im Jahr 863 von Constantinopel aus abgeordnet, um in Bulgarien die Lehre von Christo zu predigen. Die Schwester des Bulgarenkönigs hatte als Gefangene in Konstantinopel das Christenthum kennen gelernt, und nach ihrer Zurückkunft ihren Bruder bewogen, sich Missionare aus Konstantinopel zu erbitten. Somit hatten diese offenen Zutritt bei Hof. Man erzählt, Methodius sey ein geschickter Maler, und als solcher bei dem König beliebt gewesen. Der König habe ihm einmal befohlen, einige Bilder zu malen, die so fürchterlich aussähen, als er sie nur immer darstellen könnte. Methodius habe diese Gelegenheit benützt, und das jüngste Gericht so beweglich in einem Gemälde abgebildet, daß der König in großes Entsetzen gerathen sey. Von da an habe er den Entschluß gefaßt, sich taufen zu lassen. Wo der Fürst mit gutem Beispiel vorangieng, da war schon eine Thüre zu den Unterthanen offen. Das Christenthum wurde bald im ganzen Lande eingeführt, und die beiden Missionare konnten nun ihren Wanderstab weiter setzen. Sie wandten sich nach Böhmen und Mähren, und waren auch dort in ihrem Missionsgeschäft glücklich, so das im Jahr 867 der Herzog Borzivog von Böhmen sich taufen ließ, und in beiden Ländern in kurzer Zeit eine zahlreiche christliche Gemeinde gesammelt wurde. Als griechische Christen erkannten sie weder die Oberherrschaft des römischen Papstes an, noch die besonderen Irrlehren und Mißbräuche der römischen Kirche. Als nun diese im folgenden Jahrhundert festen Fuß in Böhmen zu fassen suchte, und einen römischen Bischof anstellte, so behielten zwar die griechisch gesinnten Gemeinden ihre Religionsfreiheit, kamen aber nach und nach, bald durch Verführung, bald durch Verfolgung, in große Gefahr, und waren einer Auffrischung und Ermunterung sehr bedürftig. Diese bereitete ihnen Gott durch waldensische Flüchtlinge, welche gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts aus

Frankreich vertrieben (s. oben), sich zahlreich in Böhmen niederließen, und dort eine Reihe von Gemeinden gründeten, die bis in's vierzehnte Jahrhundert ihre eigenen Einrichtungen und Prediger hatten, und mit ihren Glaubensgenossen in Italien fortwährende Gemeinschaft unterhielten. Durch diese munteren Glaubenszeugen wurden die böhmischen Christen ermuthigt, bei dem Bekenntniß der Wahrheit und bei ihrer bisherigen Glaubensfreiheit fest zu beharren; und diese Stärkung war auch in der That sehr nöthig: denn um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde außer der katholischen keine andere Religionsübung mehr in Böhmen gestattet, und der Gebrauch des Kelchs im heiligen Abendmahle wurde den Laien entzogen. Von da an konnten die griechisch gesinnten Böhmen ihre Gottesdienste nur im Verborgenen halten, in Häusern und Schlössern, in Wäldern und Höhlen, und auch das nur unter großer Gefahr. Viele wurden auf dem Wege angefallen, geschlagen, geplündert, zu öffentlicher Strafarbeit verurtheilt, oder gar hingerichtet. Sie kamen daher zu ihrem Gottesdienst in großem Haufen und bewaffnet zusammen. Einzelne Zeugen der Wahrheit standen von Zeit zu Zeit unter den Predigern auf, und bliesen die Kohlen wieder an, wenn sie am Erlöschen waren.. So Conrad Stiekna in Prag, Johann Mieliecz aus Mähren, und Matthias v. Janowsky. Der Letztere, der im Jahr 1394 starb, sagte einst dem böhmischen König Wenzel in Gegenwart vieler Edelleute vorher, welche Kriege noch in Böhmen wegen der Religion werden geführt werden, welche Schwierigkeiten sein Nachfolger Sigismund werde zu überwinden haben; ferner den frühzeitigen Tod seines Sohnes, die zwar glückliche, aber nicht lange Regierung der Kunsladischen Familie. „Zu der Zeit eines Königs aus diesem Hause" — fuhr er fort — „wird ein unmächtiges Volk ohne Waffen aufkommen, großen Eifer für die wahre Religion bezeugen, und nur um so mehr wachsen, je mehr es von seinen Feinden

wird gedrückt werden. Aber unter Allen, die hier stehen, wird nur ein Einziger es erleben.“ Dieser Einzige hieß Wenceslaus, und erzählte nachmals den Brüdern diese Weissagung, als er in einem ziemlich hohen Alter sich an sie anschloß. Eine ähnliche Weissagung hatte Janowsky auch in seinem Buche über den Antichrist niedergelegt, ehe er starb.

Von größerer Bedeutung und Wirksamkeit aber als die genannten Männer war Johann Huß, Prediger und Professor in Prag, ein frommer und geschickter Mann, dessen Predigten ungemeinen Beifall hatten. Durch fleißiges Forschen in der heil. Schrift war er bereits auf Manches gekommen, was mit den Lehren der römischen Kirche eben nicht harmonirte; nun kamen ihm aber auch noch die Schriften des Johann Wycliffe, eines englischen Gottesgelehrten, in die Hand, und die Augen giengen ihm vollends auf.

Wycliffe (geb. 1324) war ein frommer und gelehrter Mann, der sich den Bettelmönchen, den Anmaaßungen des Papstes, und den groben Irrthümern und Mißbräuchen in der katholischen Kirche stark und muthig widersetzte. Er übertrug die ganze heil. Schrift in die englische Sprache, und empfahl das Bibellesen auf's Dringendste. Nach vielen Kämpfen mit der Geistlichkeit, und nachdem er durch Wort und Schrift im Inland und Ausland in großem Segen gewirkt hatte, starb er im Frieden 1384; aber 28 Jahre nach seinem Tode wurde er als Kezer verdammt, und der Papst ließ seine Gebeine ausgraben und verbrennen. Doch was konnte das helfen! Seine Lehre lebte in seinen Anhängern fort, welche Wycleffiten oder Lollarden genannt, und wohl eifrig verfolgt, aber nicht ausgerottet wurden. Einen besondern Segen streuten Wycliffes Schriften in Böhmen aus, wo von den alten böhmischen Christen und von den Waldensern her noch so viel Empfänglichkeit für die lautere Wahrheit und so viel Vorliebe für sie übrig geblieben war. Besonders labte und stärkte sich

Huß an diesen Schriften, und er war ihr eifriger Vertheidiger, als der Erzbischof Sbineck in Prag dieselben öffentlich verbrennen ließ. Dieser Erzbischof war ein so unwissender Mann, daß er bei'm Antritte seines Amtes erst mußte lesen lernen, und es ist daher leicht zu erachten, daß er bloß, um sich bei'm Papst gefällig zu machen, die Verdammung von Schriften beschloß, welche er nicht gelesen haben, und von denen er also auch nicht wissen konnte, ob sie wirklich gefährlich seyen. So gewissenhaft giengen damals die vornehmsten Geistlichen zu Werk! Sbineck wurde aber vom Volk nur verlacht, und es wurde bei dieser Veranlassung in Prag ein böhmisches Verslein in Umlauf gebracht, das auf deutsch also lautet:

„Sbinek greift früh die Kezer an;
Er, der kaum buchstabiren kann,
Läßt ihre Schriften schon verbrennen,
Eh' er ein Wort hat lesen können."

Indessen machte sich Huß durch seinen Widerstand gegen den Erzbischof und durch seine freimüthigen Aeußerungen über das Kirchenwesen bedeutende Männer zu Feinden; und endlich wurde er vom Papst selbst in den Bann gethan, und jeder Ort, wo er sich aufhalten würde, mit dem Interdikt belegt. Huß erkannte dem Papste kein Recht zu, andere Diener der Kirche Christi zu verurtheilen, verließ aber doch Prag, und predigte rings umher in Städten und Dörfern, Wäldern und Feldern, schrieb gute Bücher und kräftige Briefe, und stiftete durch alles dieß viel Segen.

Unterdessen war eine große Kirchenversammlung nach Constanz am Bodensee ausgeschrieben worden, in welcher über die Wiederherstellung des gräulich verwüsteten Weinbergs Christi berathen, und namentlich das große Aergerniß, das eben damals vom päpstlichen Hofe gegeben wurde, gehoben werden sollte. Die christliche Kirche sah zu der Zeit einem siechen Körper gleich,

auf den die Schilderung des Propheten Jesaias (1, 5. 6.) in allen Theilen paßte: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle an bis auf das Haupt ist nichts Gesundes an ihm; sondern Wunden, und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheilet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind.“ Seit einer Reihe von Jahren waren beständige Händel zwischen Päpsten und Gegenpäpsten, und der eine von ihnen, Johannes XXIII., war ein Mensch von dem häßlichsten Charakter. Er ließ sich dazu bewegen, das Concilium in Constanz zu berufen (im Jahr 1415), bei welchem sich 34 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 160 Bischöfe, 250 Prälaten, 4 Churfürsten, 20 Herzoge, 80 Grafen und über 700 Ritter und Edelleute einfanden; und er verstand sich sogar dazu, selbst in eigener Person dabei zu erscheinen, so sauer es ihm auch geschehen mochte: denn er konnte wohl denken, daß er nicht mehr so heraus kommen werde, wie hinein. Als er über die Tyroler Gebirge fuhr, fiel sein Wagen um; und das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter Christi auf Erden, ließ den andächtigen Seufzer hören: „da lieg' ich in's Teufels Namen; warum bin ich nicht in Bologna geblieben!“ Als er die Stadt Constanz von ferne erblickte, rief er aus: „Siehe da die Grube, in welcher man Füchse fängt!“ Wirklich wurde er auch bald vor Gericht geladen, und ein langes Register der größten Schandthaten wurde ihm vorgehalten. Endlich ließ er sich überreden, die päpstliche Würde niederzulegen. Die Freude darüber war bei dem Kaiser und der übrigen Versammlung so groß, daß sie das: „Herr Gott, Dich loben wir!“ öffentlich anstimmten, und Viele vor freudiger Rührung mehr weinten als sangen; Andere beides zugleich. Dem Papst aber war es mit seinem Versprechen kein rechter Ernst; und so sorgfältig er auch bewacht wurde, so gelang es ihm doch, in den Kleidern eines Fuhrknechts nach Schaffhausen zu entkommen. Von da flüchtete er nach Lauffenburg, und nach Freiburg im Breisgau; aber er wurde

wieder aufgefangen, nach Constanz zurückgebracht, und auf das Schloß Gottlieben gefangen gesetzt, wo durch seine Schuld auch Johann Huß gefangen saß; und es wurde so an ihm erfüllt, was Offenb. 13, 10. steht: „So Jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen."

Huß war nämlich im Nov. 1414 vor die Kirchenversammlung in Constanz zur Verantwortung gefordert worden, und hatte zu dem Ende von Kaiser Sigismund einen Geleitsbrief erhalten, kraft dessen er sollte sicher hin und zurückreisen können. Kaum war er aber in Constanz angekommen; so wurde er, unter dem Vorwand, man sey nicht verbunden, Kezern das gegebene Wort zu halten, in ein finsteres Gefängniß geworfen. Doch war es ihm nicht unerwartet; er hatte sich auf Leiden um Christi willen gefaßt gemacht, und Christus war sein Licht und sein Trost in dem dunkeln Kerker. Nachts träumte er, er habe an die Mauer seiner Bethlehemskirche ein Bild des Heilandes gemalt, welches aber durch einen fremden Mann gleich wieder ausgelöscht worden. Darauf sah er geschickte Maler herbeikommen, die das Bild wieder herstellten, und viel schöner ausmalten. Die dabeistehenden Priester und Bischöfe wollten es zwar wieder auslöschen, aber ihre Mühe war vergeblich. Voll Freude darüber erwachte er. Was er von diesem Traume gedacht, wissen wir nicht; aber späterhin deutete man ihn auf das Reformationswerk zu Luthers Zeit. — Vergeblich liefen dringende Fürbitten um seine Befreiung von vielen böhmischen Edelleuten und sogar von den böhmischen und mährischen Landständen bei dem Kaiser und der Kirchenversammlung ein; nachdem er dreimal öffentlich verhört, und zum feierlichen Widerruf seiner Lehren aufgefordert war, welchen er verweigerte, wenn man ihn nicht aus der heiligen Schrift widerlege, so wurde er endlich öffentlich und feierlich seiner priesterlichen Würde entsetzt, und zum Feuertode verurtheilt. Man setzte ihm eine papierne

Krone auf, auf welche Teufelsfiguren gemalt waren; er aber freute sich über diese schmähliche Krone im Blick auf Den, der eine Dornenkrone tragen mußte. Als seine geistlichen Richter die schrecklichen Worte über ihn aussprachen: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln!“ erwiederte er: „Aber ich empfehle meinen Geist in Deine Hände, o Herr Jesu Christe! Dir empfehle ich meine Seele, die Du erlöset hast!“ Indem der Märtyrer von seiner Wache zum Richtplatz hingeführt wurde, betheuerte er vor allem Volk seine Unschuld. Als er bei'm Pfahle angekommen war, kniete er nieder, und betete mit solcher Inbrunst, daß einige von den Anwesenden laut sagten: „Was dieser Mann vorher gethan haben mag, wissen wir nicht; aber jetzt hören wir, daß er vortreffliche Gebete zu Gott thut.“ — Er wollte noch zum Volke reden; aber der Churfürst von der Pfalz untersagte es ihm, und befahl, seine Verbrennung sogleich zu veranstalten. „Herr Jesus!“ — sagte Huß laut — „ich leide demüthig diesen grausamen Tod um Deinetwillen, und ich bitte Dich, allen meinen Feinden zu vergeben.“ Sein Hals wurde mit einer eisernen Kette, sein Leib mit nassen Stricken an den Pfahl befestigt, und man legte Holz und Stroh um ihn herum. Der Churfürst trat hinzu, um ihn zu dem so oft verlangten Widerruf noch einmal zu ermahnen. Aber Huß antwortete: „Was ich geschrieben und gelehrt habe, habe ich darum gethan, um Seelen von der Gewalt des Teufels zu retten, und ich will es jetzt sehr gern mit meinem Blute versiegeln.“ Der Churfürst trat nun ab und das Feuer wurde angezündet. Huß sang einen Theil des Glaubensbekenntnisses, auf welches er sterben wollte. Und als die Lohe gegen ihn aufflammte, betete er: „Jesus Christus, Du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich mein!“ Als er diese Worte zum drittenmal wiederholen wollte, trieb ihm der Wind den Rauch in Mund und Gesicht, und benahm ihm die Sprache. Doch sah man noch einige Augenblicke seine Lippen betend sich bewegen und sein

Haupt winken. So verkürzte der Herr das Leiden seines treuen Knechtes, und nahm seine Seele zu sich am 6. Juli 1415 Mittags um 11 Uhr. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Ein redlicher Schweizer, H. Reuchlin, hat bei diesem Anlaß folgende Aeußerung gethan: „Es sind viele Pfaffen zu Constanz gewesen; aber den frömmsten haben sie verbrannt.“

Indessen war auch ein Freund von Huß, Hieronymus, ein frommer Prediger in Prag, der vergeblich versucht hatte, seinem gefangenen Freunde beizustehen, auf dem Rückwege nach Prag aufgefangen, und nach Constanz gebracht worden. Er ward mit Ketten und Fesseln gebunden in ein finsteres Loch des St. Paulsthurm gesperrt, seine Hände und Füße wurden kreuzweise geschlossen, und er an einen hohen Pfahl geschmiedet, so daß sein Haupt abwärts hieng, und er zu sitzen außer Stand war. In diesem Zustand mußte er nicht weniger als 340 Tage zubringen. Durch die Leiden in seinem Gefängnisse schwach gemacht, widerrief er seine Lehre, und billigte das Todesurtheil über Huß. Aber in seiner fortdauernden Gefangenschaft bereuete er diesen Widerruf aufs Schmerzlichste, und bezeugte dieß in einem

abermaligen Verhör. Er wurde darauf an eben dem Orte, wo Huß gestorben war, lebendig verbrannt, und starb mit großer Freudigkeit, indem er ein Lied sang. Seine letzten Worte, welche er vorher aussprach, waren an seinen Nachrichter gerichtet: „Bring deine Fackel daher! Thue deine Pflicht vor meinem Angesichte! Wenn ich den Tod gefürchtet hätte, hätte ich ihn vermeiden können.“ Zum schönsten Zeugniß für beide Märtyrer dient das, was Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II., von ihnen versichert: „Sie giengen“ — sagt er — „zum Scheiterhaufen, wie zu einem Gastmahl; nicht Ein Wort entfiel ihnen, das Furchtsamkeit verrathen hätte; sie sangen in den Flammen Lieder ohne Aufhören, bis zum letzten Athemzuge.“

So sehr die Christen Ursache haben, ihrem Herrn zu danken, wenn er ihnen solche Männer erweckt, wie Huß einer gewesen, so dürfen sie doch nicht verzagen, wenn sie dieselben wieder verlieren: denn unter Allen, auf die das Auge unserer Hoffnung gerichtet seyn kann, ist nur Einer unentbehrlich, und Der wird nicht mehr in Constanz verbrannt, noch in Rom gefangen gesetzt. Ihr wisset schon, Wen ich meine. Er ist's allein, der alles Gute in seinen Knechten und durch sie wirkt, und Er ist an keinen derselben gebunden, und kann seinen Garten selber schützen, wenn auch der Gärtner oder der Pförtner erschlagen wird. Jeder wackere Knecht Christi ist jenem Banianbaum in Ostindien gleich, der seine Zweige in den Boden einsenkt, daß sie neue Wurzeln treiben, und neue Stämme emporwachsen. Wenn dann auch der ursprüngliche Stamm abgehauen würde und verfaulte, so steht eine Menge junger Stämme da, die das Laubdach tragen, und den Vögeln unter dem Himmel Schatten gewähren. — Als Huß starb, war die Sache noch am Leben, für welche er gearbeitet hatte; und sein Tod erst machte es offenbar, wie viele Anhänger seine Predigten und seine Schriften ihm, oder vielmehr dem Evangelium, zugeführt hatten. Schon im folgenden Jahre 1416 ließ sich der Bischof Jakob von Lodi, in der scharfen Rede,

die er nach der Verbrennung des Hieronymus auf dem Concil zu Constanz hielt, also verlauten: Das Feuer sey noch eine allzugelinde Strafe für diese zwei Kezer, die ärger seyen, als es deren jemals gegeben, und deren schändliche Kezerei nach England, Frankreich, Italien, Ungarn, Rußland, Litthauen, Polen, Deutschland und ganz Böhmen geflogen sey. — Und über eine solche weite und schnelle Verbreitung dieser Predigt dürfen wir uns um so weniger wundern, da wir wissen, daß in allen diesen Ländern zerstreute Bekenner des Waldensischen Glaubens lebten, welchen diese Nachrichten von Huß eine willkommene Auffrischung und Stärkung gewähren mußten. In den Jahren 1417—1458 wurden in Deutschland zu Worms, Speyer, Regensburg, Berlin, Sangershausen, Magdeburg und Stralsund Anhänger der Huß'schen Lehre lebendig verbrannt.

Indessen war die Nachricht von Hussens Märtyrertod nach Böhmen und Mähren gekommen, und hatte unter seinen zahlreichen Freunden großen Kummer und Unwillen erregt. Die Reichsstände erließen einen von mehr als hundert Rittern unterzeichneten schönen Brief an die Kirchenversammlung, rühmten Hussens Unschuld, und bezeugten, sie wollten für ihren Glauben Gut und Leben lassen. In Böhmen selbst wurde in der ersten Aufregung alles Mögliche gethan, um sein Andenken in Ehren zu halten, und sogar sein Todestag wurde jährlich gefeiert. Aber die päpstliche Regierung hatte den Grundsatz: was angefangen, müsse auch zu Ende gebracht werden. Sie setzte daher ihre Verfolgung gegen die Anhänger Hussens fort, belegte sie mit dem Bann, ließ ihnen ihre Güter nehmen, und Viele in's Gefängniß werfen. Die Hussiten wurden auf den Bergen wie die Thiere gejagt, und die Gefangenen um Geld verkauft. In Kuttenberg wurden in kurzer Zeit 1600 derselben lebendig in die Schachte der Bergwerke gestürzt. Im Nov. 1419 wurde ein Hussitischer Priester gefangen genommen. Man bohrte ihm mit dem Degen Löcher durch die

Hände, zog Stricke hindurch, band ihn mit denselben an einen Baum, und verbrannte ihn. Durch solche fürchterliche Mißhandlungen und durch die oft wiederholte Drohung gänzlicher Ausrottung wurden die Hussiten endlich bewogen, sich der Gewalt ihrer Feinde thätlich zu widersetzen. Es geschah im Jahr 1419, daß die katholischen Priester diejenigen, welche unter beiden Gestalten communicirten, mit gewaffneter Hand aus ihren Kirchen vertrieben. Darauf sammelten die Hussitischen Priester das Volk, und begaben sich auf einen hohen Berg, der oben eine schöne große Ebene hatte. Da baueten sie ein Zelt von leinen Tuch, in Form einer Kapelle, in welchem sie ihren Gottesdienst verrichteten, und das herbeieilende Volk mit dem heiligen Abendmahl erquickten. Dieser Berg wurde Tabor genannt, und diejenigen, welche sich dort versammelten, hieß man Taboriten. Als dieses in der Nachbarschaft bekannt wurde, fanden sich viele gleichgesinnte Brüder und Schwestern ein, welchen in verschiedenen Abtheilungen Predigten gehalten und das heilige Abendmahl ausgetheilt wurde. Am Magdalenentage war die Zahl der Communikanten beiderlei Geschlechts mehr als 42,000. Alle ernstlich gesinnten Hussiten, welche das ganze päpstliche Wesen von Herzen verabscheuten, und alle Waldenser in Böhmen, schloßen sich an die Taboriten an; und sie wählten zu ihrem Anführer den Johann Ziska, einen böhmischen Edelmann, der von Kindheit auf einäugig war, und im Jahr 1420 bei der Belagerung der Vestung Raby auch das zweite Auge verlor. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, als ein tapferer General, der freilich nicht immer christliche Mäßigung bewies, die Hussiten siegreich anzuführen. Als im Jahr 1421 der Kaiser Sigismund ein großes Heer von 150000 Mann gegen ihn nach Böhmen führte, schrieen die Kriegsleute täglich: „Ha! Ha! Hus! Hus! Katzer! Katzer!" und heulten wie die Hunde. Wo sie einen Böhmen erwischten, oft auch, wenn es kein Hussite war, eilten sie mit ihm ohne Barmherzigkeit dem Feuer zu: denn es war ihnen Alles ein Katzer. Um diese

Zeit hatten einmal 60 streifende Reiter den Pfarrer in Arndostowicz, Wenceslaus, einen Mann, den Gott und Menschen lieb hatten, durch Verrätherei sammt seinem Vikar als Hussiten gefangen genommen, und zur Armee geschleppt. Der Kommandant schickte sie zum Bischof, dieser wieder zum General; und von Beiden wurden sie unter Mißhandlungen und unter Androhung des Feuertodes aufgefordert, ihre hussitische Kezerei abzuschwören. Wenceslaus antwortete mit bescheidener Freimüthigkeit: „Dieß“ (nämlich der Kelch im Abendmahl) „ist das Evangelium; es ist die Weise der ersten christlichen Kirche gewesen, es steht so in eurem Meßbuch geschrieben. Löschet diese Schrift aus, verschlinget dieses Evangelium!“ Darauf gab ihm ein dabei stehender Soldat mit seiner eisernen gewaffneten Hand einen Schlag in's Gesicht, daß das Blut auf allen Seiten herunterlief. Den andern Tag nahmen die Feinde den Pfarrer, seinen Vikar, drei alte Bauern und vier Kinder, eins von 7, eins von 8, und die andern von 11 Jahren, die große Standhaftigkeit bewiesen, und setzten sie Alle zusammen auf einen Scheiterhaufen. Die Umstehenden ermahnten sie noch einmal, wenn sie leben bleiben wollten, sollten sie ihre Kezerei abschwören. Wenceslaus aber, als ein getreuer Hirte der Schafe, antwortete: „Das sey ferne von uns, einzuwilligen, was ihr rathet. Wir sind bereit, nicht nur Einen, sondern, wenn es möglich wäre, einen hundertfachen, Tod lieber auszustehen, als eine solche sonnenklare Wahrheit des Evangelii zu verleugnen.“ Darauf traten die Henkersknechte hinzu, und zündeten den Holzstoß an. Wenceslaus nahm die Kinder, wie ein Hirte die jungen Lämmlein, in seine Arme, setzte sie in seinen Schooß, und sang mit ihnen Gott ein Loblied unter den zusammenschlagenden Flammen. Es erstickte ein Kind nach dem andern, und zuletzt hauchte auch Wenceslaus selbst seine Seele aus als einer von denen, die treu gewesen sind bis zum Tod, und die Krone des Lebens empfangen werden.

Die Kriege, welche die Taboriten unter Ziska's Anführung gegen die mächtigen Heere des Kaisers begonnen hatten, will ich nicht beschreiben. Es ist erstaunlich, welche große und wunderbare Siege Gott ihnen verliehen, welchen Schrecken Er vor ihnen her verbreitet hat. Die päpstlichen Schriftsteller selbst bekennen, es sey unbegreiflich, daß solche große Heere, aus dem Kern der deutschen Nation zusammengesetzt, so oft sollen geschlagen worden seyn, oder richtiger, so oft sollen die schändlichste Flucht ergriffen haben, meistens ehe sie nur einen Feind gesehen hatten (Jerem. 46, 5.). Einer von ihnen sagt: „Die Böhmen haben bewiesen, daß sie ein tapferes Volk sind: denn obgleich der Kaiser Sigismund fast halb Europa wider sie in Harnisch gebracht, hat er sie dennoch nicht bezwingen können. Wenn man die schöne und große deutsche Armee ansah, welche der Kaiser nach Böhmen führte, konnte man sich nicht genug wundern, wie es möglich gewesen, daß eine Hand voll zusammengelaufener Böhmen sie davon getrieben und gehindert, daß sie nicht einmal die Stadt Prag haben gewinnen können. Anfangs waren die Böhmen gar nicht mit Waffen versehen, sondern kamen mit Dreschflegeln und dergleichen Instrumenten, so daß der Kaiser sie verachtete, und Flegler nannte; aber die Wunden, welche sie mit ihren Flegeln schlugen, waren schwer und tief." — Der Cardinal Julian war als Abgesandter des Papsts selbst zweimal dabei, wie die tapfersten Fürsten und Generale davon liefen, da sie Niemand jagte, und durch kein Bitten und Flehen bewogen werden konnten, sich umzusehen, da ja kein Feind hinter ihnen sey. Er sah es mit an, wie sie sich endlich an einem Ort setzten, und so keck wurden, um sich her zu blicken, aber plötzlich wieder auf eine bloße Sage, daß der Feind komme, von einer solchen Furcht ergriffen wurden, daß sie Alles im Stich ließen, ihre Waffen wegwarfen, und wehrlos flohen. Da stand Julian mit weinenden Augen, und sprach: „Ach! nicht die Feinde, sondern unsere Sünden

jagen uns so in die Flucht!“ Ebenso bekannte die Kirchenversammlung zu Basel: es müsse ein verborgenes Gericht Gottes Schuld daran seyn, daß die Tapferkeit der Böhmen durch so oft wiederholte Kriegsanläufe nicht habe überwunden werden können. — Andere schreiben diese wunderbaren Siege der Taboriten der Zauberei zu. Philipp Melanchthon hingegen zweifelte nicht, daß die Engel Gottes mit ihnen gezogen seyen, und ihre Feinde erschreckt und verjagt haben.

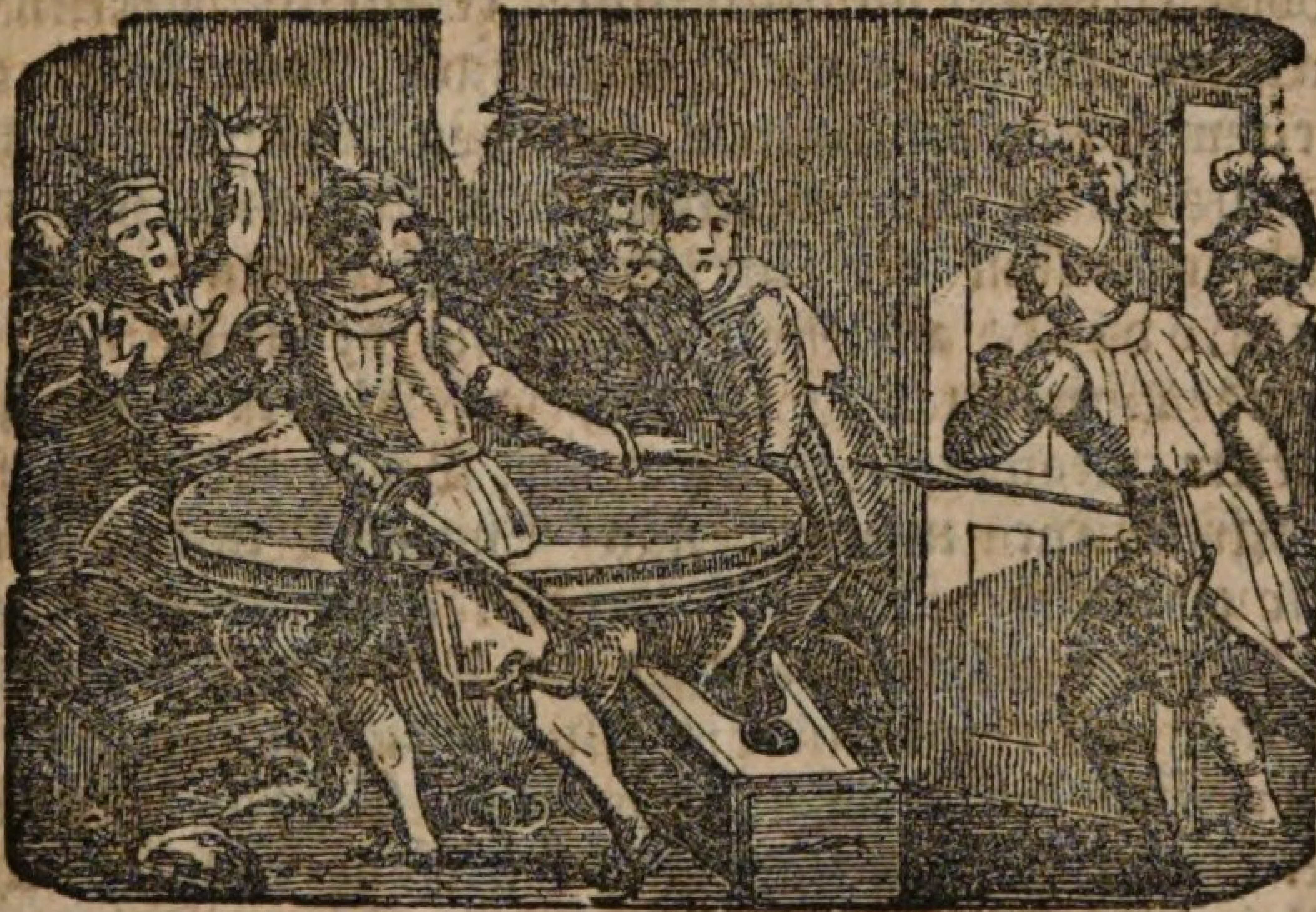
Unter solchen Umständen ist es leicht zu erklären, wie das Mährlein aufkommen konnte, Ziska habe vor seinem Tode (er starb 1424 d. 11. Okt. an der Pest) befohlen, man solle ihm, wann er gestorben, die Haut abziehen, und über eine Trommel spannen, so würden die Feinde vor ihrem Schall davon laufen. Aber das ist wahr: Ein Kaiser reiste einst nach Chiurlau, wo Ziska begraben lag, und wollte nach seiner Gewohnheit sein Gebet in der Kirche verrichten. Er sah über dem Altar eine eiserne Keule hangen, und fragte, was dieß sey. Als man ihm sagte, sie habe dem Ziska gehört, der hier begraben sey, erschrack er, und sprach: „Pfui, die todte Bestie erschreckt auch noch lange nach ihrem Tode die Lebenden!“ Mit diesen Worten eilte er hinweg, und gieng noch eine Meile weiter nach Kuttenberg, da er doch vorher beschlossen hatte, in Chiurlau zu übernachten. Im Jahr 1620 ist dieses Grab zerstört worden.

Nach Ziska's Tode wählten die Taboriten den Procopius zu ihrem Anführer, der sich ebenfalls durch seine Tapferkeit auszeichnete, aber doch es nicht so weit bringen konnte, den Taboriten freie Religionsübung zu verschaffen. Ein Hauptgrund war der Zwiespalt, der unter den Anhängern Hussens selbst entstanden war. Die größere Zahl derselben verlangte fast nur den Gebrauch des Kelchs im heil. Abendmahle für die Laien, welchen die Päpste seit einiger Zeit bloß den Priestern zuerkannten; und als auf dem Concilium zu Basel (1431 — 43) ihnen dieß Begehren verwilligt wurde nebst

einigen andern minder bedeutenden Zugeständnissen, so gaben sie sich zufrieden. Das sind die Calixtiner (Kelchchristen). Späterhin mußten sie zwar bitter erfahren, daß man sie getäuscht, und ihnen kein redliches Versprechen gethan habe; aber der Zweck des Papstes war nun doch erreicht, nämlich: die Hussiten zu trennen und dadurch zu schwächen. Als sich die Calixtiner von den Taboriten losgesagt hatten, wurden diese ihren Feinden zur Beute, und hatten schwere Prüfungen auszustehen. Endlich erhielten sie im Jahr 1453 von dem König Georg Podiebrad Religionsfreiheit, errichteten eigene Gemeinden, wählten Vorsteher, und hielten gemeinschaftliche Berathungen, wie sie Lehre, Leben, und Verfassung ihrer Kirche immer mehr nach Gottes Wort bilden, und Alles auf die Einfalt und Lauterkeit der ersten apostolischen Kirche zurückführen könnten. Auch von den Calixtinern, denen seitdem die Augen aufgegangen waren, schlugen sich viele zu ihnen, und sie erhielten nun den gemeinschaftlichen Namen der böhmischen Brüder.

Um das Jahr 1460 brach ein neuer Sturm über die Brüder aus. Viele wurden verbrannt, gefoltert, mit Pferden zerrissen, im Winter krank auf's Feld geworfen; Andere hieng man mit schweren Eisen an den Füßen auf, und ließ sie so an der Verrenkung aller Glieder sterben, oder man hackte ihnen Hände und Füße ab. Während dieser Verfolgung schickten die Brüder in Litiz nach allen Seiten hin Abgeordnete aus, um die Verfolgten im Glauben zu stärken, und zur Geduld zu ermuntern. So kam auch der Bruder Gregor, Neffe des Erzbischofs von Prag, eines Hauptverfolgers, nach Prag, und versammelte die Brüder in einem Hause, um mit ihnen das Abendmahl zu halten. Der Richter, der ihnen heimlich geneigt war, ließ ihnen unter der Hand zu wissen thun, man sey ihnen auf der Spur, sie sollten fliehen. Gregor glaubte, Christen müßten sich der Gefahr nicht ohne Noth aussetzen, und rieth, man solle nicht einmal essen, sondern eilend entrinnen. Die Andern

sagten: „Nein, wer glaubt, der fleucht nicht; lasset uns ruhig essen, und erwarten, was kommen wird.“ Einige Studenten rühmten sich, die Folter wäre ihnen ein Frühstück, und der Scheiterhaufen ein Mittagsmahl. Sie wurden also überfallen, und der Richter rief ihnen unter

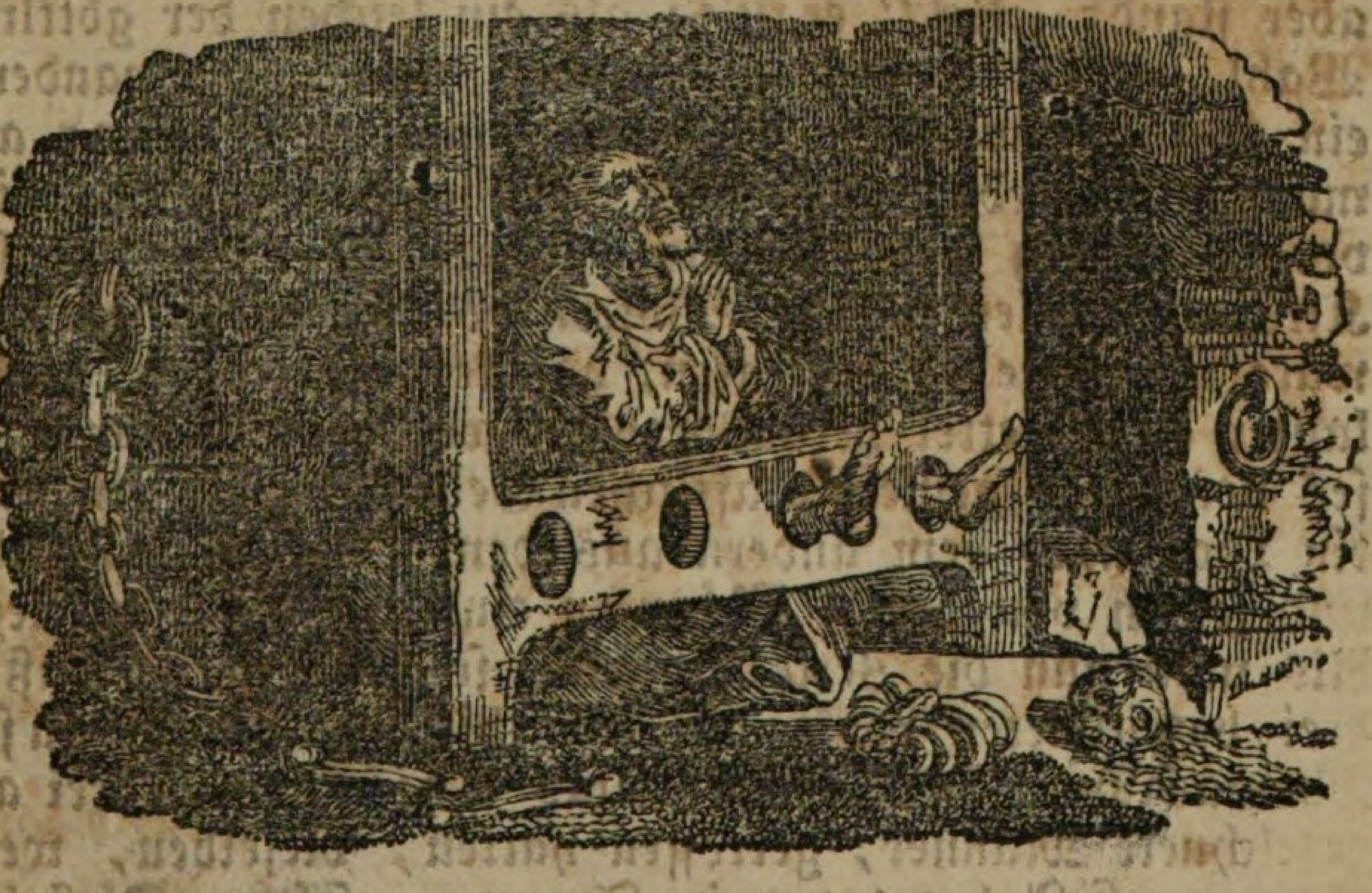


der Thüre zu: „Es steht geschrieben: Alle, die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden. Folget mir also auf Befehl der Obrigkeit in's Gefängniß.“ Nun sollten sie auf die Folter, aber fast Alle, die sich vorher ihrer Standhaftigkeit gerühmt hatten, verleugneten jetzt ihren Glauben aus Furcht vor der Marter. Gregor hingegen, der in der Geschichte der Patriarch der Brüder genannt wird, ließ sich nicht schrecken. Auf der Folter sank er in Ohnmacht, und Jedermann glaubte, daß er todt sey. Auf diese Nachricht eilte sein Oheim, der Erzbischof, herzu, und brach voll Wehmuth und mit Thränen in die Worte aus: „Ach mein lieber Gregor, wollte Gott, ich wäre, wo du jetzt bist!“ Gregor kam wieder zu sich, und wurde auf des Erzbischofs Fürbitte freigelassen. Er erzählte hernach, er habe in diesem bewußtlosen Zustand einen schönen Baum gesehen voll herrlicher Früchte, an denen eine Heerde lieblich singender Vögel sich waideten, und die ein freundlicher Knabe mit

einem Stab im Gehorsam hielt. Drei ehrwürdige Männer standen als Wächter dabei, deren Gestalten er sechs Jahre hernach an den drei Männern erkannte, die als die ersten Bischöfe der Brüder gewählt wurden. Letzteres geschah im Jahr 1467. Die Brüder waren nämlich in Sorgen, woher sie taugliche Prediger bekommen sollten, wenn ihre jetzigen einmal abgiengen, und baten sich daher einen guten Rath von den Waldensischen Gemeinden aus, welche in dem benachbarten Oestreich sammt ihren Bischöfen wohnten. In dem Dorfe Lhota, nahe an der Gränze, wurde eine Versammlung gehalten, zu welcher sich aus Böhmen und Mähren 70 Abgeordnete, Priester, Edelleute, Gelehrte, Bürger und Bauern einfanden. Der Anfang wurde unter vielen Thränen mit Fasten und Beten gemacht. Darauf erwählten sie 20 Personen, von denen 11 die Verhandlungen zu leiten hatten, unter den 9 übrigen aber sollte der Herr diejenigen anzeigen, welche er zu Bischöfen seiner böhmischen Gemeinde ausersehen hätte. Den Willen Gottes in diesem Stück suchten sie auf folgende Weise zu erforschen. Sie wickelten 12 Zettel zusammen, unter welchen 9 leer waren, auf dreien aber stand: „Est." er ist's; als ein Zeichen der göttlichen Wahl. Alle 12 Papiere wurden nun untereinander in ein Gefäß geworfen. Darauf ermahnte Gregor abermals zum Gebet, daß Gott nach seiner Liebe aus diesen vorgestellten 9 Männern einen, zwei, oder drei für seine Kirche erwählen wolle. Wofern es aber nicht sein Wille wäre, so möge Er es lenken, daß keiner getroffen, sondern lauter leere Zettel herausgezogen werden. Während dieses herzlichen gemeinschaftlichen Gebets mußte ein Knabe ein Loos nach dem andern aus dem Topfe herausziehen, und jedem von den 9 Männern eines in die Hand legen. Als man nun die Zettel öffnete, so fand man, daß die drei bezeichneten Loose den Matthias Convaldensis, Thomas Przelaus, und Elias Chizenov, drei ausgezeichnete Männer, getroffen hatten, dieselben, welche Gregor 6 Jahre zuvor im Traume gesehen. Dieß hielt

die Gemeinde für einen offenbaren göttlichen Beruf. Ja es wollten Einige unter dem Beten und Lesen die Worte vom Himmel gehört haben: „Gest ma Wule: giz gest czáh"; d. h. „es ist mein Wille, nun ist es Zeit." Sie lobten Alle Gott, versprachen den Gewählten Gehorsam und Christo Treue, gaben einander die Hand darauf, und ließen die drei Brüder durch die Bischöfe der Waldenser zu Bischöfen der böhmischen Brüderkirche weihen, welche die Vollmacht hatten, Andere zu Bischöfen und Predigern zu ordiniren. Von da an pflegt man sie böhmische und mährische Brüder, und ihre verbundenen Gemeinden die vereinigte Brüderkirche (unitas fratrum) zu nennen.

Bald darauf erhob sich eine neue Verfolgung gegen die Brüder. Der König Georg Podiebrad befahl, sie überall aufzufangen, und zur Verleugnung ihres Glaubens zu nöthigen. Die Gefängnisse in Böhmen und namentlich in Prag wurden bald mit Brüdern angefüllt, und auch ihr erster Bischof mußte darin bis nach des Königs Tode (1471) schmachten. Manche starben in diesen Behältnissen vor Hunger, und Andere wurden



sonst schrecklich mißhandelt. Die Uebrigen waren genöthigt, in die dicksten Wälder zu flüchten, und den Tag über sich in Höhlen und Felsklüften zu verbergen. Um am Tage nicht durch den aufsteigenden Rauch verrathen zu werden, machten sie nur bei Nacht Feuer, lasen bei demselben die Bibel, und beteten. Wenn Schnee gefallen war, und sie doch ausgehen mußten, etwas zur Nahrung aufzutreiben, oder Andere zu besuchen, so giengen sie Einer hinter dem Andern, so, daß der Folgende immer in des Vorhergehenden Fußstapfen trat; und der Letzte schleppte einen Strauch hinter sich, um die Spur zu verwischen, daß man weiter nichts vermuthen konnte, als es müsse etwa ein armer Mann da gegangen seyn, der Reisach aus dem Busch geholt habe. Unter diesen Unruhen wurde der Bruder Matthias Dolanscius, weil er das reine Evangelium bekannte, in Prag zuerst 6, dann 4 Jahre in das Gefängniß gesetzt. Anfangs unterhielten ihn etliche gute Leute mit Speise und Trank, unter welchen besonders eine vornehme Frau war, deren Magd durch seine Ermahnungen zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte. Als aber die Feinde diesen Leuten geboten, ihm nichts mehr in's Gefängniß zu senden, und also Gefahr war, daß er vor Hunger sterben würde, so half ihm Gott auf eine andere Weise. Einmal sah er von ungefähr nach den Fenstern des Gefängnisses und bemerkte, daß sich eine Dohle dort gesetzt hatte, die etwas in ihrem Schnabel trug. Indem sich Matthias nach ihr wendete, flog sie zwar hinweg, ließ aber aus ihrem Schnabel ein kleines zusammengewickeltes Tüchlein fallen. In diesem fand er ein Goldstück, für welches er bei den Hütern des Gefängnisses Speise kaufen konnte, und mit dieser konnte er sein Leben erhalten, bis der König starb. Was also die Raben dem Elias gethan, das können immer noch, wenn Gott es haben will, die Dohlen einem Matthias thun.

Mit dem Tode des Erzbischofs und des Königs Georg hörte diese Verfolgung auf, und unter dem

nenen König, Wladislaus aus Polen, hatten die Brüder eine Zeit lang Ruhe. Solche ruhige Zeiten pflegten sie zur Förderung des Reichs Gottes auf allerlei Weise zu benützen. So sendeten sie z. B. einige aus ihrer Mitte ab, um sich nach dem Zustand des Reichs Christi auf der Erde zu erkundigen, und zu erforschen, ob irgendwo in der Welt solche Christen wären, die Christum nicht bloß mit dem Munde bekenneten, sondern Ihm auch im Leben nachfolgeten; die an der reinen Lehre aus Gottes Wort hielten, den Papst für den Antichrist erkenneten, und mit denen sie in brüderliche Gemeinschaft treten, oder von denen sie, was zur Verbesserung ihrer Gemeinde diente, annehmen könnten. Der erste Versuch wurde im Jahr 1474 gemacht. Einige Edelleute nahmen die Unkosten auf sich, und erhielten vom König sichere Geleitsbriefe. Die Abgeordneten zogen durch Polen nach Constantinopel. Daselbst theilten sie sich, und Lukas reiste nach Griechenland und Italien zu, Maressa Cocovecius durch Scythien nach Moskau und andern slavischen Provinzen, Martin Cabatuick nahm einen Juden zum Dolmetscher, und zog durch Palästina und Egypten, während Caspar Marchicus Thracien untersuchte. Als sie wieder nach Hause kamen, versicherten sie, sie hätten das, was sie gesucht, nicht gefunden, wohl aber müßten sie beklagen, daß sie in der ganzen Christenheit den gräulichsten Verfall angetroffen hätten, und daß es scheine, als hätten sich die Christen untereinander verabredet, sich den schändlichsten Lastern zu ergeben. Die Brüder versammelten demnach wieder einen Synodus, und berathschlagten, was sie nun thun wollten, damit sie von dem Vorwurf einer Kirchentrennung wenigstens vor Gott und in ihrem Gewissen frei wären, und ihren Nachkommen einen gewissen Weg hinterließen. Endlich wurde beschlossen: „Wenn Gott irgendwo in der Welt fromme Kirchenlehrer und Reformatoren erwecken wird: so wollen wir uns zu denselben halten.“ Dieß geschah 1486. Als ihnen

nun keine dergleichen bekannt werden wollten, sandten sie drei Jahre hernach abermal obigen Lukas und einen Thomas Germanus nach Frankreich und Italien, um in diesen Ländern heilige und der Wahrheit beflissene Gemeinden aufzusuchen. Diese fanden aber, daß die meisten Christen von Christi Lehre und Leben abgefallen waren; doch trafen sie auch etliche gottesfürchtige und unter großen Trübsalen und Gefahren seufzende Seelen an, mit denen sie sich über ihren Glauben unterredeten, und gegenseitig stärkten. Sie mußten mit Augen ansehen, wie einige dieser verborgenen Christen verrathen und zum Feuer verdammt wurden, worunter auch Hieronymus Savonarola, ein Wahrheitszeuge in Italien, gewesen. In Frankreich kamen sie zu den Waldensern, die sie als fromme Leute erkannten, und von denen sie brüderlich aufgenommen und bewirthet wurden. In Rom kamen ihnen Dinge zu Gesicht, vor welchen ihnen schon lange gegraut hatte. Dieß Alles erzählten sie bei ihrer Heimkunft den Brüdern, welche nun wohl sahen, daß ihnen nichts mehr übrig bleibe, als für die Christenheit zu Gott zu seufzen, und daheim bei der Erduldung göttlicher Prüfungen Geduld und Standhaftigkeit zu beweisen.

In den ruhigen Zeiten, welche Gott der Brüderkirche geschenkt hatte, breitete sie sich immer mehr aus, und viele Edelleute, welche sich an sie anschloßen, räumten ihr auf ihren Gütern Bethäuser ein. Noch waren seit der feierlichen Stiftung der Brüderkirche keine 50 Jahre verflossen, als man schon (im Jahr 1500) gegen 200 solcher Kirchen zählen konnte. Die Feinde der Brüder konnten aber dem blühenden Zustand dieser ihnen so verhaßten Kirche nicht lange ruhig zusehen; und im Anfang des folgenden Jahrhunderts brachten sie den König dahin, einen Verfolgungsbefehl gegen die Brüder zu erlassen. Er wurde zwar bald zurückgenommen; allein der Landtag beschloß auf's Neue ihre Ausrottung, und um den König zur Einwilligung zu bewegen, bere=

deten die katholischen Bischöfe die Königin, wenn sie nicht zur Ausrottung der Pikarden (so wurden die Brüden genannt) behülflich sey, so drohe ihr eine unglückliche Geburt. Die Königin bot nun Allem auf, um den König herumzubringen, und der König hatte nicht den Muth, es abzuschlagen. Er gieng aber darauf in sein Cabinet, fiel auf die Kniee, und bat mit Thränen, Gott wolle doch diesen Rath zu nichte machen, weil er keinen Gefallen habe an dem Vergießen des unschuldigen Blutes. Die Feinde der Brüder frohlockten; aber höret, wie es ihnen gieng. Die Königin lag etliche Tage in den größten Geburtsschmerzen, und gab unter denselben ihren Geist auf. Der Reichskanzler Collowrat begab sich vom Landtag nach Krupka, und bat zu sich den Herrn von Colditsch, welchem er mit Freuden erzählte, es sey nun einmüthig ausgemacht, daß die Pikarder alle sollten ausgerottet werden. Darauf fragte der Herr von Colditsch seinen Bedienten, der hinter ihm stand, und zu den Brüdern gehörte: „Simon, was meinst du? weil Alle so einstimmig sind, wird es wohl so hinausgehen?“ Simon antwortete: „Es ist noch Einer dabei gewesen, von dem ich nicht weiß, ob er eingestimmt hat, ohne den aber wird nichts daraus werden.“ Der Kanzler, welcher meinte, er wisse von einer neuen Verschwörung, fuhr ihn zornig an, und fragte: „Wer ist der, der sich allen Reichsständen zu widersetzen wagen darf? Das müßte ein Verräther des Vaterlandes und ein Erzschalk seyn, der nichts Besseres verdient hätte als die Pikarder selbst.“ Darauf schlug er auf den Tisch und betheuerte, Gott solle ihn nicht gesund aufstehen lassen, wenn er ruhete, so lange noch Einer übrig wäre. Der Diener hob auch seine Hand auf gen Himmel, und sprach: „Da droben wohnt Einer; wenn Der nicht Ja dazu gesagt hat, so habt ihr einen Rath beschlossen, aber es wird nichts daraus werden.“ Der Kanzler versetzte: „Du Schelm wirst es schon erfahren“, und stand vom Tisch auf, um nach seinem Schloß zu gehen. Auf

der Stelle fuhr eine brennende Blatter an seinem Fuße auf, an welcher er, da noch der Brand dazu kam, den die Aerzte nicht löschen konnten, etliche Wochen hernach sterben mußte. Der Erzbischof Bisek war eben auf dem Weg nach Mähren, um die königliche Verordnung kund zu thun. Er hatte Pillen eingenommen, die trieben ihn, daß er aus dem Wagen springen wollte. Er blieb aber mit einem Fuße hangen und verletzte etwas im Leibe, wovon er aufgelaufen, zerborsten und gestorben ist. Radozky fuhr auf dem Rennschlitten, und hatte neben sich eine Schleuder und zwei Spieße. Da der Schlitten in heftigen Schwung kam, fuhr ihm der eine Spieß gewaltig durch die Nieren, daß er am dritten Tage starb. Puta von Synichov war zu Raby auf seinem Schlosse; und als ein heftiges Donnerwetter kam, lief er vor Schrecken in seine Kammer, und zog den Schlüssel ab. Da er lange nicht mehr herauskam, und auf das Anklopfen seiner Bedienten nicht aufmachte, ließen sie den Schlosser kommen, und die Thüre aufbrechen. Vier der vornehmsten Anwesenden giengen hinein; die zwei ersten aber traten sogleich wieder zurück, ließen einen Sarg machen und wohl verpichen, daß Niemand recht wußte, was vorgegangen. Baron v. Neuhaus fiel auf der Jagd aus dem Wagen, und der Spieß fuhr ihm dermaßen in die Hüfte, daß er daran starb. Der Doctor Augustinus, ein Rechtsgelehrter, der mit einer lügenhaften Schrift die Brüder bei'm König und allen Menschen gräulich anzuschwärzen gesucht hatte, starb zu gleicher Zeit in Olmütz über dem Nachtessen plötzlich dahin. Diese schnellen und schrecklichen Todesfälle mehrerer der heftigsten Feinde, welche die Brüder zu fürchten hatten, machten großes und allgemeines Aufsehen, und gaben Veranlassung zu einem Sprüchwort, das um jene Zeit häufig gehört wurde: „Wer des Lebens überdrüssig ist, der reibe sich nur an den Pikarden; so wird er kein Jahr mehr überleben.“

Das Glaubensbekenntniß der böhmischen Brüder stimmte in der Hauptsache mit dem der Waldenser völlig überein, ebenso ihre kirchlichen Einrichtungen und Ordnungen, bei welchen immer die apostolische Kirche zum Vorbild diente. Besonders streng hielten sie über der Kirchenzucht, welcher sich alle Brüder, Vornehme und Geringe, unterwerfen mußten. Bei geringern Fehlern wurde die geheime Erinnerung und Zurechtweisung angewendet, welche die Brüder sich untereinander ertheilten, oder wo dieß fruchtlos war, der Pfarrer, und zuletzt alle versammelten Aeltesten. Wer seine Fehler bekannte, wurde mit Ermahnung und Trost entlassen. Widerspenstigen aber wurde das heilige Abendmahl versagt, bis sie sich eines Besseren besannen. Offenbare und schwere Sünden wurden öffentlich bestraft, indem die versammelten Lehrer und Aeltesten die Größe derselben dem Uebertreter vor der Gemeinde vorhielten. Die gänzliche Ausschließung aus der Gemeinde erfolgte nur bei den allerschwersten Sünden, oder wenn Einer sich beharrlich der Buße weigerte. Es ist um so mehr der Mühe werth, über die Wichtigkeit einer solchen Kirchenzucht nachzudenken, weil diese der Hauptgrund gewesen ist, warum die böhmischen Brüder sich nicht an die Reformation angeschlossen haben, mit welcher im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der barmherzige Gott unser deutsches Vaterland begnadigt hat.

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation bis auf die neueste Zeit.

(Jahr 1517 — 1834 nach Christi Geburt.)

1. Geschichte der Reformation in Deutschland.

Wenn die langen rauhen Winternächte vorüber sind, treten oft schon im März warme helle Sonnentage ein, an denen der Schnee schmilzt, die abgestandne Farbe der Wiesen sich wieder in junges frisches Grün erneut, an sonnigen Rainen das duftende Veilchen seinen Kelch öffnet, und die Knospen der Bäume anfangen zu schwellen. Eine fröhliche Ahnung des kommenden Frühlings ergreift die Herzen; aber ehe man sich's versieht, hat der Nordwind wieder ein dunkeles Schneegewölke herbeigetrieben, die Felder ziehen noch einmal das weiße Trauerkleid an, die Nächte bringen starren Frost, und der unfreundliche April erfüllt die Luft mit Schneegestöber und kaltem Regen: erst der Mai stellt dauernde Wärme her, und bereitet den fruchtbaren Sommer vor. Ein solcher Vorfrühling war in der Wirksamkeit des trefflichen Johann Huß der Kirche Christi aufgegangen, und viele sehnende Gemüther begrüßten die nahe bessere Zeit; aber über seine Saat giengen zuvor noch hundert-

jährige Stürme, und der volle Frühling brach erst an, als Gott im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sich neue Zeugen erweckte, unter welchen der erste und wichtigste — nun ihr kennet ihn ja Alle — Doktor Martin Luther gewesen ist. Er wurde geboren in Eisleben in Sachsen den 10. Nov. 1483, und getauft den 11. Nov. am Martinstage, von welchem er auch den Namen Martin bekam. Da er gute Fähigkeiten zum Lernen zeigte, brachte ihn sein Vater, Hans Luther, ein armer Bergmann aus dem Dorfe Möra bei Eisenach, auf die Schule dieser Stadt, wo er sein Brod kümmerlich durch Singen vor den Thüren verdiente, bis ihn eine fromme Frau in ihr Haus nahm. Im Jahr 1501 bezog er die Universität Erfurt, und vier Jahre darauf gieng er in das dortige Augustinerkloster, um seinem Gott desto ungestörter dienen zu können. Tiefe Schwermuth befiel ihn da, und schwere Kämpfe hatte er durchzumachen, weil er noch in der Meinung stand, daß man nur durch gute Werke selig werden könne; aber der Rath eines alten Klosterbruders, der ihn auf die freie Gnade Gottes in Christo wies, und sein fleißiges Forschen in der Bibel brachten wieder Licht in seine Seele, und ein freudiger Glaube, der nimmer von ihm wich, wurde ihm von oben geschenkt. Im Jahr 1508 wurde er als Professor an die neue Hochschule in Wittenberg berufen, und lehrte mit großem Beifall. Aber er hieß nicht umsonst Martinus (Kriegsmann); Gott hatte ihn nicht dazu bestimmt, seine Tage in friedlichen Arbeiten hinzubringen, sondern in ununterbrochenen Kämpfen, welche im Jahr 1517 ihren Anfang nahmen. Damals wurde der päpstliche Ablaßkram auf's Aeußerste getrieben. Ein Dominikanermönch, Johann Tetzel, zog in Deutschland umher, der den Mißbrauch des päpstlichen Ablasses auf's Unverschämteste mißbrauchte. Wer ihm Geld gab, dem gab er einen Ablaßbrief oder eine schriftliche Versicherung der Sündenvergebung. Bei ihm war es nur auf Geld abgesehen; das blinde Volk aber

ließ sich von ihm auf alle Weise bethören und betrügen. Vernünftige Leute sahen diesen Gräuel wohl ein, aber nur Wenige wagten es, sich laut darüber zu äußern, weil Tetzel unter dem Schutz des Papstes stand. Als Bischof Johann von Meißen sah, wie das Volk dem Mönche zulief, und sein Geld für den Ablaß ausgab, rief er: „O, was sind das für närrische Leute, daß sie ihr Geld in einen Kasten stecken, zu dem sie keinen Schlüssel haben!“ In Köln predigte ein Franziskanermönch: „O ihr gläubigen Seelen, ich will euch ein neues Wunderding sagen, nämlich dieses: Wenn jetzt Einer von euch Einen halben Goldgulden hat; so kann er durch diesen Ablaß das Himmelreich erlangen; wenn er aber nur einen Viertelsgoldgulden hat, so kann er wenigstens Theil am Himmelreiche bekommen; wer aber nichts hat, der muß des Teufels seyn. Ist es nicht etwas Neues, daß man ohne Geld nicht selig werden kann?“ Als Tetzel mit seinem Geldkasten auch nach Wittenberg kam, und seine Krambude dort aufschlug, konnte Luther zu diesem heillosen Wesen nicht schweigen, und schlug am 31. Okt. 1517 an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, über welche er mit Jedermann zu disputiren sich bereit erklärte, und deren Inhalt hauptsächlich die Verwerflichkeit des Ablaßwesens betraf. In der Nacht zuvor hatte, wie erzählt wird, der Churfürst Friederich von Sachsen einen Traum, der sich dreimal wiederholte, und den er ungefähr mit folgenden Worten schilderte: „Nach Mitternacht träumte mir, wie der allmächtige Gott einen Mönch zu mir schickte, der hatte zu Gefährten alle lieben Heiligen, die sollten dem Mönch Zeugniß geben, daß er ein wahrhaftiger Gesandter Gottes sey; und Gott ließ mir gebieten, ich sollte dem Mönch gestatten, daß er mir etwas an meine Schloßkapelle zu Wittenberg schreiben dürfte, es würde mich nicht gereuen. Ich ließ ihm nun sagen, er möchte schreiben, was ihm geboten wäre. Darauf fieng der Mönch an zu schreiben, und

machte so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweidnitz (8 Stunden von Wittenberg) erkennen konnte; er führte auch eine so lange Feder, daß ihr oberes Ende bis gen Rom reichte, und einen Löwen, der zu Rom lag, in ein Ohr stach, auch die päpstliche dreifache Krone erschütterte, daß sie anfieng zu wackeln, und herunterfallen wollte. Darüber brüllte der Löwe so gräulich, daß Alles herbeilief, um zu erfahren, was geschehen wäre, und der Papst begehrte, ich sollte dem Mönche wehren, weil er sich in meinem Lande aufhalte. Wir bemühten uns nun sehr, dieses Mönchs Feder zu brechen; aber je mehr wir uns bemühten, desto mehr starrte und knarrte sie, wie wenn sie von Eisen wäre, also daß es mir in den Ohren weh that, und durch's Herz gieng. Endlich wurden wir müde und ließen ab, weil wir besorgten, der Mönch möchte mehr können als Brod essen; doch ließ ich ihn fragen: wie er zu dieser festen Feder gekommen sey? Er ließ mir sagen, sie sey von einer alten hundertjährigen böhmischen Gans *); daß sie aber so fest wäre, komme daher, daß man ihr den Geist nicht nehmen, noch die Seele herausziehen könne. Bald hernach kam ein Geschrei aus, es seien aus der langen Schreibfeder unzählig viele andern Schreibfedern gewachsen, die mit der Zeit auch so groß und lang werden können wie sie. Da

---

*) Dieß bezieht sich auf die bekannte Weissagung von Huß. Gans heißt auf böhmisch: Huß (schwäbisch: Wus, englisch goose); Luther selbst beruft sich darauf mit folgenden Worten: „der seel. Joh. Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängniß nach Böhmen schrieb: „Sie werden jetzt eine Gans braten; aber über hundert Jahre werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden."" Und da soll's auch bei bleiben, ob Gott will." In der Bibliothek zu Prag wird ein prächtiges Evangelienbuch der Hussiten aufbewahrt, das mit kostbaren Gemälden geziert ist. Auf einem derselben erblickt man Wycliffe, der mit Stein und Stahl Feuer schlägt, Huß, der ein Hölzlein anzündet, und Luther mit einer brennenden Fackel.

ich nun beschlossen hatte, mich mit dem Mönch in eigener Person besser zu unterreden, erwachte ich, und zeichnete mir alsbald den Traum auf zu sicherem Gedächtniß."

Zu deuten ist der Traum leicht; der Anfang seiner Erfüllung geschah gleich am folgenden Tage, als Luther seine Thesen oder Sätze anschlug. Wer hätte glauben sollen, daß diese einfachen Sätze ein so großes Werk wie die Reformation nach sich ziehen, und das Jahr 1517 zu einer solchen Wichtigkeit erheben würden. Nach vierzehn Tagen waren sie durch ganz Deutschland und nach sechs Wochen durch ganz Europa geflogen, und überall erregten sie das größte Aufsehen, und fanden die Gemüther vorbereitet, eine solche neue freimüthige Sprache zu hören.

Mancherlei Umstände waren zusammengekommen, um dem Werke der Reformation vorzuarbeiten. Durch so viele tausend Waldenser, Wykliffiten, und böhmische Brüder war auch in ihren Umgebungen manches Samenkorn der Erkenntniß ausgestreut, und manches Auge zur Betrachtung des großen Kirchenverfalls geöffnet worden. Das Predigen in der Landessprache wurde häufiger. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften und namentlich mit den Grundsprachen der heil. Schrift kam immermehr empor; gelehrte und geistreiche Männer hatten bereits angefangen, ihren beißenden Spott über die Unwissenheit und Lasterhaftigkeit der katholischen Geistlichen und Mönche auszugießen, und das Mittel, solche Schriften schnell und zahlreich in die Hände des gemeinen Volks zu bringen, und bei demselben das große Ansehen der Geistlichkeit zu untergraben, war seit 50 Jahren vorhanden, — eine große wichtige Sache, welche am meisten für die Reformation vorgearbeitet hatte, und ohne welche diese nicht hätte so ausgeführt werden können, nämlich — die Buchdruckerkunst.

Die Brahminen in Ostindien haben ein Sprüchwort: „Gesegnet sey der Mann, der das Schreiben erfand!" und wenn wir bedenken, was wir ohne die Buch-

druckerkunst wären, so werden wir diesen Spruch auch auf den Erfinder dieser einfachen und doch so lange unbekannten Sache anwenden. Es soll Johann von Guttenberg in Mainz gewesen seyn, dessen Gehülfen Johann Fust und Peter Schöffer waren. Das erste Buch, das sie im Jahr 1457 druckten, war der Psalter. Nachdem Fust (oder Faust) in Mainz eine beträchtliche Anzahl von Bibeln gedruckt hatte, machte er eine Reise nach Paris, wo die Buchdruckerkunst noch unbekannt war. Da er seine gedruckten Exemplare für 60 Kronen verkaufte, während die Abschreiber 500 verlangten, so gab es ein allgemeines Erstaunen; als er aber, so oft ein Exemplar verkauft war, immer wieder neue hervorholte, so kam ganz Paris in Bewegung; noch wunderbarer kam den Leuten das vor, daß ein Exemplar aussah wie das andere. Er wurde als Zauberer angeklagt, seine Wohnung wurde untersucht, und eine große Menge von Exemplaren, die man dort fand, in Beschlag genommen. Es wurde in allem Ernst über ihn geurtheilt, er habe einen Bund mit dem Teufel; und von der rothen Farbe, mit welcher seine Ausgabe verziert war, sagte man, es sey sein Blut. Als er aber seine Kunst entdeckte, sprach ihn das Parlament von Paris frei. Die erste lateinische Bibel wurde 1462 gedruckt, die erste deutsche 1467. Zwanzig Jahre später gab es fast in allen bedeutenden Städten Buchdruckereien (sogar in Ulm 1473, in Reutlingen 1475); und nun kamen Tausende von Büchern unter das Volk, und was bisher nur Eigenthum weniger Gelehrten gewesen war, wurde jetzt ein Gemeingut der ganzen Christenheit. Damals, als der Papst zum ersten Mal die Verbreitung der heil. Schrift verbot (1228), hatte dieß Verbot für das Volk wenig Bedeutung: denn bei den ungeheuern Preisen einer einzigen Abschrift der Bibel, von denen ich oben erzählt habe, konnte es den gemeinen Leuten nicht einfallen, sich eine zu verschaffen, und nur die Waldenser machten darin eine Ausnahme, weil sie selber schreiben konnten. Nun aber, da man um so geringen Prei-

sich eine Bibel verschaffen konnte, ließ sich die begierige Christenheit nicht mehr durch ein päpstliches Verbot abhalten, die Bibel zu kaufen und zu lesen. Es fehlte in Deutschland nur Eines noch, nämlich eine gute deutsche verständliche und genaue Uebersetzung, und auch dazu hat die Reformation Rath geschafft.

Bei dem großen Aufsehen, das die 95 Sätze von Luther überall machten, und bei dem lauten Willkomm, der ihnen von so vielen Seiten her entgegen gerufen wurde, konnte natürlich der Papst nicht ruhig bleiben, und verlangte von Luther, er sollte widerrufen. Aber Luther verweigerte das, obgleich er damals noch großen Respekt vor dem Papste hatte, und verlangte aus der heil. Schrift vorher eines Andern belehrt zu werden, welche er als die einige Richterin in Glaubenssachen anerkennen wollte. Der Papst wollte natürlich so einem armen Augustinermönch nicht nachgeben; und da alles gütliche Zureden bei Luthern nichts fruchtete, so that er ihn im Jahr 1520 in den Bann. Unterdessen war aber Luther in der Erkenntniß immer weiter gekommen und hatte einsehen gelernt, daß das Wort Gottes ein unerschütterlicher Felsengrund sey, auf dem aber der Papst nicht stehe. Er beschloß daher, sich auf eine feierliche Weise vom Papstthum loszusagen, und

verbrannte den 10. Dezember 1520 die päpstliche Bulle (Bannbrief), sammt dem kanonischen Recht vor dem Thore zu Wittenberg vor vielen Studenten und andern Zuschauern. Nun war der entscheidende Schritt geschehen; zurück konnte er nicht mehr, nur vorwärts, und das that er mit raschen Schritten. Im Jahr 1521 wurde er auf den Reichstag zu Worms vorgefordert, wo in Gegenwart des Kaisers seine Sache untersucht werden sollte. Der Vorgang von Huß war freilich nicht ermunternd, und es erhoben sich auch manche warnende Stimmen; aber Luther ließ sich nicht bange machen. Als er durch Erfurt zog, war ein solcher Zulauf, daß Gassen und Häuser voll Leute steckten, die ihn sehen wollten. Da man ihn auch hier auf die große Gefahr aufmerksam machte, welcher er, wie Paulus auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, entgegengieng, sagte er: „Und wenn sie ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms, das bis an den Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des HErrn erscheinen." Und ehe er nach Worms einzog, erwiederte er auf eine ähnliche Warnung: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich ziehen: und wenn auch so viele Teufel darin wären als Ziegel auf den Dächern sind; doch wollte ich hinein." Als man ihm nun auf diesem Reichstage abermals zumuthete, er sollte seine Schriften widerrufen, und eine kurze runde Antwort verlangte, so sprach er mit lauter Stimme: „Ich kann und will nichts widerrufen, es sey denn, daß man mich aus der heiligen Schrift oder mit offenbaren klaren Gründen widerlege. Denn es ist weder sicher noch gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." So sehr sich Luthers Freunde, und namentlich sein Landesherr, der treffliche Churfürst Friederich von Sachsen, über dieses freimüthige Bekenntniß wunderten, so wurde Luther doch von dem Kaiser Karl V. für einen Ketzer erklärt, und in die Reichsacht gethan: indessen hielt ihm der

Kaiser sein gegebenes Wort, und ließ ihn ungefährdet nach Hause ziehen. Als aber Luther am 4. Mai 1521 von Worms abgereist war, wurde er auf einmal von einigen Rittern überfallen, welche ihn aus dem Wagen

herausnahmen, auf ein Pferd setzten, und mit ihm davon eilten. Es gieng durch Busch und Wald, bis sie Abends 11 Uhr auf der Wartburg bei Eisenach anlangten. Diese Ritter waren nämlich von dem Churfürsten Friederich gesandt, der Luthern eine Zeit lang, bis der erste Sturm vorüber wäre, in Sicherheit bringen wollte. Auf der Wartburg wurde Luther wie ein gefangener Edelmann gehalten; man nannte ihn Junker Georg, er mußte sich den Bart wachsen lassen, und ein Schwert tragen, wie ein Ritter.

Aber müssig gehen war Luthers Sache nicht; er hatte einmal angefangen, die verfallene Kirche wieder aufzubauen, und er wollte dieses Geschäft auch hier fortsetzen. Er beschloß, die Bibel in gutes verständliches Deutsch genau und richtig zu übersetzen: denn er wußte wohl, daß dieß das sicherste Mittel seyn würde, um das Volk zu der Erkenntniß zu bringen, wie weit die Kirche von der apostolischen Einfachheit und Reinheit abgekom-

men sey, und wieder wahre Gottesfurcht und Erkenntniß in demselben zu pflanzen. Muthig wagte er sich an diese damals noch so schwierige Aufgabe, zu welcher es ihm ganz an Hülfsmitteln fehlte. Aber unter dem offenbaren Beistand Gottes vollendete er auf der Wartburg in kurzer Zeit die herrliche Uebersetzung des Neuen Testaments, welche unterdessen als ein unübertrefflicher Schatz der deutschen Kirche angesehen worden ist, und schrieb auch noch außerdem eine Kirchenpostille, die viel Segen verbreitet hat. Es ist überhaupt erstaunlich, wie viel Luther in 25 Jahren geschrieben hat. Man hat berechnet, daß ein Abschreiber, welcher täglich zehn Stunden mit Gemächlichkeit schriebe, ein ganzes Menschenleben damit zubringen würde, um Alles abzuschreiben, was Luther geschrieben hat; und doch hat er noch so viel nebenher gethan, was ihm ein Anderer nicht so leicht nachthun wird. — Nachdem er 10 Monate auf der Wartburg gewesen war, hörte er von Unruhen, welche unter seinen Anhängern in Wittenberg ausgebrochen seyen; und nun ließ er sich durch keine Rücksicht auf Gefahr mehr aufhalten, sondern eilte ohne Erlaubniß des Churfürsten nach Wittenberg, brachte die dortigen Angelegenheiten in Ordnung, und setzte nun das angefangene Werk der Bibelübersetzung mit einigen seiner Freunde, welche die nöthigen Kenntnisse dazu hatten, mit dem größten Eifer fort, so daß im Jahr 1534 die ganze deutsche Bibel in Einem Bande gedruckt werden konnte. Der ausgezeichnetste unter diesen seinen Mitarbeitern war Philipp Melanchthon, geb. im Jahr 1497 zu Bretten im Pfälzischen (jezt Badischen), ein gelehrter und frommer Mann, der durch seine Milde und Sanftmuth dem Feuereifer Luthers oft zu Hülfe kam, daß er nicht aus den Gränzen trat.

Die neue Lehre nach der Schrift, welche Luther predigte, wurde durch seine vielen Schriften, wie namentlich durch seinen kleinen und großen Katechismus, durch seine Lieder, und durch seine Schüler und Freunde schnell in alle Gegenden verbreitet. Nach 3 Jahren übersetzte

man Luthers Schriften in Holland schon in's Spanische, und nach 4 Jahren kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. Ueberall kam es zur Entscheidung: entweder für Luther, oder für den Papst; und ein päpstlicher Gesandter machte schon im Jahr 1519 auf einer Reise durch Deutschland die Bemerkung, daß er immer Drei gefunden habe, die für Luther, und Einen, der für den Papst gesprochen. Einer von Luthers Zuhörern, der in einer sächsischen Stadt die neue, d. h. biblische Lehre predigte, schrieb, er könne nicht sagen, mit welcher Brünstigkeit und Aufmerksamkeit die Leute das Wort aufnehmen, wie willig sie sich in Allem leiten lassen, daß er oft vor Freuden darüber weinen müsse, wie sie ihn als einen Schwachen so tragen und lieben. Wo etwa durch die Feinde die Zulassung eines lutherischen Predigers verhindert wurde, da liefen die Leute haufenweise an die nächsten Orte nach einer Predigt, wenn es auch meilenweit gieng, wie z. B. nach Buchholz, wo der fromme Friedrich Myconius predigte. In Zwickau, wo Gabriel Didymus im Amt stand, der eine leise Stimme hatte, traten die Leute alle von ihren gewöhnlichen Plätzen in die Nähe der Kanzel, und hörten fast den ganzen Tag zu. In Annaberg predigten Leidenmann und Myconius vor einer unbeschreiblichen Menge Volks. Und als Luther die erste Predigt zu Leipzig hielt, fielen die Leute aus großer Bewegung auf die Kniee, und dankten Gott für ein solches Wort. Ja der feindselige Cochläus, ein Gegner Luthers, erzählt selbst, wie die Weiber in den Spinnstuben das Neue Testament vor sich gehabt, und die umlaufenden Mönche daraus so abgefertigt haben, daß diese keine Lust mehr gezeigt, weiter einzukehren.

Unter dem Churfürsten Johann kam die Kirchenverbesserung in Sachsen glücklich zu Stande. Luther selbst reiste im Lande herum, ließ die Gemeinden in der Kirche zusammenkommen, befragte sie nach ihrem Glauben, und machte sie mit der neuhergestellten evangelischen

Lehre und den verbesserten kirchlichen Einrichtungen bekannt. Wohl mochte es da manchmal gehen, wie dort in Jakobshagen, wo der Dorfschultheiß bei der Visitation in sein Glaubensbekenntniß auch die Maria mit hineinbrachte, und die Uebrigen Alle sagten: „Wir glauben, was der Schulz glaubt.“ Aber nach und nach brach sich doch das neue Licht überall Bahn; Klöster wurden verlassen, und aufgehoben, Mißbräuche wurden abgeschafft, und tüchtige Prediger des Evangeliums bestellt. Ebenso geschah es zu der Zeit (1526) auch in Hessen, wo der Landgraf Philipp sich der Kirchenverbesserung mit großem Eifer annahm. Und bald wurden Anhalt, Anspach und Baireuth, Pommern, Würtemberg, Baden, Brandenburg, Holstein, Meißen, Lüneburg, Braunschweig, Cleve, Pfalz, Schlesien, Böhmen, Lausitz, Mecklenburg, und andere deutsche Landschaften und Städte von dem Sauerteig der guten Lehre durchsäuert. Am 4. Mai 1526 schloßen die der Reformation zugethanen Fürsten zu Torgau ein gegenseitiges Schutzbündniß gegen die Feinde der lutherischen Lehre, und am 19. April 1529 legten sie eine feierliche Protestation gegen die Beschlüsse des Reichstags zu Speyer ein, der sie ungehört verurtheilt hatte. Sie wurden daher Protestanten genannt.

Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1530 überreichten die evangelischen Fürsten und Stände am 25. Juni ihr Glaubensbekenntniß, Augsburgische Confession genannt, zu welchem sich 3 Churfürsten, 20 Herzoge und Fürsten, 24 Grafen, 4 Freiherren und 35 Reichsstädte theils sogleich, theils hernach bekannten; und im Jahr 1532 wurde ihnen nach langer Weigerung die Glaubensfreiheit gestattet.

Luther selbst durfte es nicht mehr erleben, daß für das Bestehen dieser neugegründeten evangelischen Kirche Krieg geführt werden mußte Er starb in Eisleben den 18. Febr. 1546, im festen Bekenntniß des Glaubens, den er gepredigt hatte. Seine letzten Worte waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich

erlöset, Du mein getreuer Gott.“ Er war ein Mann von eisernem Fleiß und von großer Gemüthlichkeit. Gegen Fürsten und Herren stand er wie ein Fels; gegen Kinder war er einfältig und kindlich. Der Sprache, und namentlich der Volkssprache, war er Meister wie Niemand vor ihm und vielleicht Keiner nach ihm; sein Geist war reif und groß, sein Herz feurig, aber lind und zart; seine Wirksamkeit ist nicht zu ermessen. Mit dem felsenfesten Glaubensmuthe, in welchem er allen Menschen und Gefahren entgegentrat, verband er die kindlichste Demuth vor seinem Gott; und die Krone seiner Lehre, welche seitdem das Kleinod der wahren evangelischen Kirche geblieben ist, war das, daß er der eigenen Werkgerechtigkeit Stumpf und Stiel ausrottete, und den Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo Jesu, der die Gottlosen gerecht macht, an ihre Stelle pflanzte. Seines Namens und seines Werkes wird nicht vergessen werden, so lange es Christen in Deutschland gibt, die durch Gottes Wort sich leiten lassen auf ihrem Wege.

Gleich nach Luthers Tode brach der Krieg aus: denn der Kaiser Karl wollte die evangelische Kirche unterdrücken. Er war auch Anfangs glücklich, nahm den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen gefangen, und plagte nun die Evangelischen in Deutschland durch das Interim, eine Zwischenreligion, aus römischen und lutherischen Lehren zusammengesetzt; allein der Churfürst Moritz von Sachsen brachte ihn so in die Enge, daß er durch den Passauer Vertrag (1552) und durch den Religionsfrieden zu Augsburg (1555) den Evangelischen volle Glaubensfreiheit gestatten mußte.

Ein Bild von der großen Verwirrung und dem Druck, welchen die Evangelischen um diese Zeit erfahren mußten, sehen wir in der Geschichte des Reformators von Würtemberg, Johann Brenz. Dieser war evangelischer Prediger in der schwäbischen Reichsstadt Hall, als die kaiserlichen Truppen daselbst einrückten (1547). Er gieng dem Anführer entgegen, um für sein Haus die

gewöhnliche Befreiung von Einquartierung zu erbitten, und befahl den Seinigen, das Haus indessen wohl zu verschließen. Allein die Spanier umringten es, klopften mit ihren Hellebarden ungestümm an die Thüre, und begehrten Einlaß. Brenz kam dazu; einer der Soldaten setzte ihm die Hellebarde auf die Brust, und drohte, ihn zu durchbohren, wenn nicht sogleich geöffnet werde. Brenz that auf, setzte ihnen zu essen und zu trinken vor, verbarg indessen seine Papiere, flüchtete seine Familie, entfernte sich selbst, und überließ den Soldaten das Haus sammt Allem, was darin war. Am nächsten Tage kam ein spanischer Bischof, jagte die Soldaten aus dem Haus, quartierte sich selbst ein, durchsuchte die Bücher, und fand einige Briefe, die sich auf den Krieg bezogen, und die Brenz nicht verbrannt hatte. Da nun überdieß bekannt wurde, Brenz habe die Bürger öfters ermahnt, ihren Glauben muthig zu vertheidigen; so ergieng der Befehl, ihn zu verhaften. Er flüchtete sich auf einen hohen Thurm, wo er verborgen lag, bis es ihm gelang, verkleidet mit den Seinigen aus der Stadt zu entkommen. In schlechten Kleidern durchirrte er in einer kalten Winternacht die benachbarten Wälder, und kehrte erst nach dem Abzug der kaiserlichen Truppen in seine rein ausgeplünderte Wohnung zurück. Späterhin schickte der kaiserliche Minister Granvella einen Abgeordneten nach Hall, um ihm den Brenz lebendig oder todt zu überbringen. Als dieser in die Stadt kam, stellte er sich Anfangs sehr freundlich gegen Brenz, und suchte ihn an sich zu locken, und dann heimlich fortzuführen. Aber es gelang ihm nicht, und er griff daher zu einem andern Mittel. Er berief den Rath zusammen, und ließ ihn schwören, daß Keiner etwas von dem, was er ihnen jetzt im Namen des Kaisers eröffnen werde, offenbaren wolle. Hierauf theilte er ihnen seinen Auftrag mit, und drohte mit des Kaisers Ungnade, wenn sie ihm nicht behülflich wären, ihn auszuführen. Aber glücklicherweise war der Rathsherr Büschler erst nach der Eidesleistung, und

doch noch bald genug gekommen, um den Antrag des Abgeordneten zu vernehmen. Er schrieb eilig auf einen Zettel: „Flieh, Brenz, so schnell als möglich!" und schickte ihm den Zettel. Brenz saß eben am Essen, als die Nachricht kam, gieng sogleich vom Tische, und zur Stadt hinaus. Nicht weit vom Thore begegnete ihm der kaiserliche Abgeordnete, und fragte ihn: „Wohin wollt Ihr?" „Zu einem kranken Freund", antwortete Brenz. — „Nun wohl, so kommt morgen zu mir zum Essen!" — „So Gott will!" sprach Brenz, und eilte davon. Ein dichter Wald nahe bei der Stadt diente ihm bei Tag zum Aufenthalt; bei Nacht begab er sich zu seiner Familie in einem benachbarten Dorfe, und mit Tagesanbruch kehrte er in seinen Versteck zurück.

So trieb er's mehrere Wochen, und unterdessen plünderten die spanischen Soldaten sein Haus. Endlich ließ er den Bürgern zu Hall erklären, er sey bereit, sein Amt wieder anzutreten, wenn man es mit ihm wagen wolle. Aber die Antwort war, man könne ihn gegen den Kaiser nicht schützen, er solle eine andere Stelle suchen. Da nahm sich Herzog Ulrich von Würtemberg des vertriebenen Mannes an, und gab seinem Sekretär den Befehl: „Bring mir den Brenz an einen sichern Ort; sag mir aber nicht, wohin, damit ich im Nothfall dem Kaiser schwören kann, ich wisse nichts von seinem Aufenthalt." Brenz wurde nun in ein abgelegenes Gebirgsthal, auf die Burg Wittlingen, gebracht, wo er eine Erklärung des 23sten Psalmen schrieb. Kaum war er fort, so kam ein kaiserlicher Abgeordneter, und begehrte, das Schloß Würtemberg solle ihm unverzüglich geöffnet werden. Der dortige Burgvogt nämlich war ein frommer Mann, den die benachbarten Pfarrer häufig besuchten, und dieß hatte zu dem Gerücht Anlaß gegeben, Brenz sey dort versteckt. Ulrich erkundigte sich bei seinem Sekretär, ob Brenz dort sey, und als der Nein sagte, so gab er den Befehl, das Schloß zu öffnen. Der Abgeordnete durchsuchte es auf's Sorgfältigste; aber er fand nichts. In=

dessen merkte Brenz doch, daß er in Würtemberg nicht mehr sicher sey, und flüchtete sich mit des Herzogs Bewilligung über Straßburg und Mömpelgard nach Basel, wo er einige Zeit ruhig lebte, sich von seinen Trübsalen erholte, und seine Erklärung des Propheten Jesaias schrieb. Bald kam aber eine neue Prüfung. Seine Gattin, die in Stuttgart zurückgeblieben war, starb, und die Sorge um seine Kinder trieb ihn nun abermals, nach Stuttgart zu gehen. Aber der Kardinal Granvella hatte seine Spione, und unvermuthet erschien eines Abends in München eine Schaar spanischer Reiter, deren Oberst sich bei'm Churfürsten meldete, und von ihm zur Tafel gezogen wurde, wobei er öffentlich verlauten ließ, „er habe ein versiegeltes kaiserliches Schreiben an den Herzog, daß ihm Brenz lebendig oder todt ausgeliefert werden müsse.“ Eine Tante von der Herzogin von Würtemberg, welche an der Tafel saß, schlich sich, als sie dieses hörte, unvermerkt hinweg, schrieb an Herzog Ulrich, was bevorstehe, und schickte noch in der Nacht einen eigenen Boten ab, dem sie die größte Eile und für den Rückweg eine andere Straße empfahl, damit er nicht den spanischen Soldaten in die Hände falle. Der Herzog Ulrich ließ den Brenz sogleich rufen, und befahl ihm, auf Alles, was er jetzt sagen würde, nichts zu erwiedern. Er las ihm hierauf den Brief aus München vor, hieß ihn sich retten und verbergen, so gut er könne, wollte aber nichts Weiteres erfahren, damit er eidlich bezeugen könnte, er wisse nichts von ihm. Brenz nahm einen Laib Brod, gieng schweigend aus seinem Hause, und hinauf in die obere Stadt. In das erste Haus, das offen stand *), gieng er hinein, kam unbemerkt die Treppen hinauf, und bis unter das Dach, wo er zwischen einer Holzbeuge und dem Dache

*) Es war das noch heute stehende sogenannte „Landhaus“, in welchem nachher lange der reformirte Gottesdienst gehalten wurde.

auf allen Vieren hinumkroch, und in einem Winkel sein Lager aufschlug. Des andern Tages rückte der kaiserliche Oberst in Stuttgart ein, besetzte die Stadtthore und das herzogliche Schloß, und überreichte seine Vollmacht. Der Herzog versicherte, er wisse nicht, wo Brenz sich aufhalte, gestattete aber dem Oberst, ihn zu suchen, und lebendig oder todt mit sich zu nehmen. Der Oberst ließ nun alle Häuser durchforschen, und alle Betten, Kisten, Holzbeugen, Stroh und Futterböden wurden von den spanischen Säbeln und Spießen sondirt. Dieses Geschäft dauerte 14 Tage lang, und Brenz hörte täglich von der Straße herauf, wo die Leute miteinander redeten, etwas von dem Gang der Untersuchung, konnte auch von ganzem Herzen mit einstimmen, wenn die Weiber auf der Gasse zu einander jeden Morgen sagten: „Gott Lob und Dank! sie haben ihn immer noch nicht.“ Endlich am letzten Tage kam die Reihe der Untersuchung auch an das Landhaus. Brenz hörte, auf den Knieen liegend und betend, das Waffengeklirre und die lärmenden Soldaten, wie sie durch das ganze Haus, von einem Zimmer zum andern und von einer Treppe zur andern sich bewegten, und zuletzt auch seinem Bergungsorte sich näherten. Wie mag ihm aber zu Muth gewesen seyn, als er die Spieße auch durch seine Holzbeuge stoßen hörte, und einmal sogar einem Stich ausweichen mußte! Endlich aber hieß es, nachdem sie Alles durchstöbert hatten: „Geht, er ist auch da nicht!“ Der Oberst war nun selbst überzeugt, daß Brenz nicht in Stuttgart sey, und zog ab. Doch das Wunderlichste bei dieser Geschichte habe ich noch nicht erzählt, nämlich wie Brenz in diesen vierzehn Tagen Nahrung bekam. Wie jenem Matthias Dolanscius in seinen Kerker in Prag eine Dohle, so mußte dem Johann Brenz eine Henne die Hülfe Gottes bringen. Sie kam gleich den ersten Mittag, schlich sich still bis zu seinen Füßen, legte ein Ei, und gieng ebenso still wieder weg, während die Hühner bekanntlich sonst durch

ihr Geschrei den Legort ihrer Eier anzeigen, ein Geschrei, welches diesmal für den guten Brenz sehr gefährlich gewesen wäre. Brenz nahm das Ei unbedenklich als ein von Gott geschenktes Mittagsmahl an, und verzehrte es mit einem Stück Brod. Die Henne kam täglich zur nämlichen Zeit, und so wurde also Brenz täglich versorgt. An dem Tage aber, da die Spanier abzogen, kam sie nicht mehr, und Brenz hörte die Leute auf der Straße sagen: „Jetzt sind sie fort.“ Er gieng nun Abends sogleich zum Herzog; und ihr könnet euch denken, wie der erstaunte, als er ihn sah und seine Erzählung hörte. Der Herzog merkte nun wohl, daß er den wackern Mann gegen die Macht des Kaisers nicht ferner schützen könne, und machte ihn zu seinem Obervogt in Hornberg, wo er dann unter dem Namen Huldreich Engster zwei Jahre lang sicher war, bis der Passauische Vertrag auch ihm die Freiheit wieder verschaffte. Er wirkte noch lange im Segen, und wurde der Reformator von Würtemberg.

„Ein Unglück kommt selten allein“, sagt ein Sprüchwort; man könnte eben so richtig sagen: eine gute Gabe Gottes kommt selten allein. Zu gleicher Zeit, als Gott den kräftigen Streiter Luther erweckte im Sachsenlande, stellte er in der Schweiz einen andern tüchtigen Wahrheitszeugen auf, der das Werk der Kirchenverbesserung in diesem Lande begonnen hat. Es war Ulrich Zwingli, Prediger in Zürich, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, von Gottesfurcht und muthigem Eifer. Auch er wurde durch das Studium der heiligen Schrift zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht, und durch einen Ablaßkrämer zuerst veranlaßt, sich dem herrschenden Unwesen in der Kirche zu widersetzen. Das abgerechnet, daß er im Abthun der Ceremonien etwas schärfer und schneller war, stimmte Zwingli mit Luther in Allem überein, wo es sich um die Aufhebung der alten Mißbräuche und Irrthümer handelte; aber in der Festsetzung des neuen Lehrbegriffs kamen sie auf einen Punkt, über welchen sie

nicht einig werden konnten, nämlich die Lehre vom heiligen Abendmahl, in welchem Luther nicht bloß ein Gedächtnißmahl sah, wie Zwingli, sondern ein Mittel, um Christi Leib und Blut wirklich zu genießen. Der Streit zwischen Beiden konnte nie geschlichtet werden, und hatte endlich die völlige Scheidung der beiden Partheien zur Folge, welche sich an die eine oder an die andere Lehre angeschlossen hatten. Daher die Partheinamen der Lutheraner und Reformirten. Schade! daß zwei sonst so hellsehende Männer, so auserlesene Rüstzeuge, nicht in der Wahrheit zusammenkommen konnten, und ihr großes Werk gemeinschaftlich treiben! Wie viel Unheil, das damals noch nicht vorauszusehen war, hätte können verhütet werden! — In den Jahren 1520 — 25 kam die Kirchenverbesserung in Zürich völlig zu Stande. Bern, Basel und Schaffhausen folgten diesem Beispiel in den Jahren 1528 — 29, und bald bekannte sich die größere Hälfte der ganzen Schweiz zur reformirten Kirche. Davon wäre viel zu erzählen, wenn wir Raum genug hätten; Eines aber wollen wir nicht übergehen. Als die Reformation von Zürich aus auch den Weg in die kleinen Kantone fand, waren die Bewohner des Städtchens Wesen geneigt, die Irrthümer des Papstthums aufzugeben, und die reformirte Lehre anzunehmen. Aber die Regierung des Kantons Schwyz, zu welchem das Städtchen gehörte, war feindlich gegen die Reformation gesinnt, und schickte einen Beamten, um diesen Leuten ihre Willensmeinung kund zu thun. Sie erwiederten, sie seyen bereit, ihren Obern in allen andern Dingen zu gehorchen; was aber die Religion betreffe, so seyen sie darüber Gott allein verantwortlich. Hierauf trugen einige Knaben in Beiseyn des Beamten die Heiligenbilder aus der Kirche heraus auf einen Kreutzweg, stellten sie auf den Boden, und sagten zu ihnen: „Dieser Weg führt nach Schwyz, der nach Glarus, jener nach Zürich, und der nach Chur: nun wählet euch einen aus, und ziehet im Frieden davon;

wenn ihr aber nicht machet, daß ihr auf dem einen oder andern fortkommet, so wollen wir euch verbrennen.“ Da nun die Heiligenbilder keine Lust zu haben schienen, einen von diesen Wegen einzuschlagen, so warf man sie

in's Feuer, und verbrannte sie. — Zwingli verlor sein Leben in dem schweizerischen Religionskriege, in welchem er als Feldprediger mit zu Felde zog (1531). In demselben Jahre starb sein treuer Mitarbeiter an der schweizerischen Kirchenverbesserung, Johann Oecolampadius (gebürtig aus Weinsberg in Schwaben), Prediger zu Basel. Kurz vor seinem Tode legte er die Hand auf's Herz, und sagte: „Hier ist überflüssig Licht.“ Hierauf sagte er den 45sten Psalm her, setzte hinzu: „Hilf mir, Christe Jesu!“ und verschied. Nach Zwingli's Tode nahm sich Johann Calvin in Genf des Reformationswerks in der Schweiz an, ein Mann von großem Scharfsinn und strengem Charakter, dem die reformirte Kirche in der Schweiz, in Frankreich, in den Niederlanden und in Schottland ungemein viel verdankt. Er beschäftigte sich besonders mit der Reinigung und Befestigung der Kirchenverfassung und Kirchenzucht, und stiftete durch seine Erklärung der heiligen Schrift großen Nutzen. Die hohe Schule in Genf wurde durch ihn die Pflanzschule

zahlreicher Lehrer, welche seine Grundsätze auch in andern Ländern verbreiteten. — Der treue Mitstreiter Luthers, Philipp Melanchthon, der den Namen praeceptor Germaniae (Lehrer von Deutschland) bekommen hat, hatte nach Luthers Heimgang unter den mancherlei Streitigkeiten seiner Zeit noch viel Bitteres und Schweres durchzumachen, und starb endlich lebenssatt und müde im Jahr 1562 den 19. April, in einem Alter von 63 Jahren und 63 Tagen. Auf seinem Todbette richtete er sich auf, und rief: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!“ Als man ihn hierauf fragte, ob er etwas begehre, erwiederte er: „Nichts als den Himmel!“ und gab seinen Geist auf.

Konnte das Papstthum gegen die so reißend um sich greifende Reformation mit Gewalt nichts ausrichten; so ließ es doch seinen alten Haß gegen die Wahrheit wenigstens an einzelnen Bekennern derselben aus, und auch da offenbarte sich die siegende Kraft des Evangeliums, für welches sie ihr Leben opferten. So sagte Johann Heuglin von Lindau, der zu Konstanz verbrannt wurde, bei Anhörung seines Todesurtheils: „Ach! Gott verzeih' es euch! denn ihr wisset nicht, was ihr thut.“ Leonhard Kaiser, ein junger evangelischer Prediger, wurde in Scherding in Baiern lebendig verbrannt, und starb mit getrostem Muthe. In den Niederlanden wurden zwei Frauen wegen ihrer Anhänglichkeit an die evangelische Lehre lebendig begraben, ließen sich aber nicht muthlos machen. Henrich van Zütphen im Dithmarschen bewies bei seiner grausamen Hinrichtung ungemeine Geduld. Und die zwei ersten Blutzeugen der lutherischen Lehre, die jungen Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Nesse, welche nach langer Gefangenschaft lebendig verbrannt wurden, zeigten eine bewundernswürdige Standhaftigkeit. Als man das Feuer anzündete, sagte einer derselben: „Dieß ist der längst gewünschte Tag, da wir mit Christo werden vereinigt werden.“ Sie sangen bei'm Feuer abwechselnd das Loblied: „Herr

Gott, Dich loben wir" und riefen noch aus den Flammen heraus einigemal: „Herr Jesu, erbarme Dich unser!" Dr. **Luther** hat auf ihren Märtyrertod ein schönes Lied gemacht, in welchem es unter Anderem heißt:

„Die Asche will nicht lassen ab;
Sie stäubt in allen Landen:
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub, noch Grab;
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

---

2. Geschichte der Reformation in England und Schottland.

Wenn wir an den alten Erfahrungssatz denken, daß das Blut der Märtyrer der Samen der Kirche ist; so darf es uns nicht befremden, daß die christliche Kirche in England so blühend geworden ist: denn an Märtyrerblut hat es ihr wahrlich nicht gefehlt; und kaum hat sich in irgend einem protestantischen Lande die Reformation durch so viele schwere Kämpfe hindurchringen müssen, wie in diesem England, das so manche Keime einer besseren christlichen Zeit schon von länger her in sich trug. Von **Wycliffe** ist oben die Rede gewesen. Seine Bibelübersetzung war für seine Zeit von großem Werthe; aber da außer den reichen Leuten Niemand im Stande war, eine geschriebene Bibel zu kaufen, so blieb der größte Theil des Volks in der tiefsten Unwissenheit. Zu den frühzeitigsten Versuchen, dem Volke religiösen Unterricht zu ertheilen, gehört die Biblia pauperum oder **des armen Manns Bibel**, welche um das Jahr 1420 gedruckt worden seyn soll. Sie besteht aus 40 Abbildungen in Holzschnitt: denn das Drucken mit Lettern war damals noch nicht erfunden. Jede Abbildung ist

in drei Theile getheilt, welche Gegenstände aus der biblischen Geschichte darstellen, sehr roh gezeichnet, und unvollständig ausgeführt; mit einem Text, oder ein Paar Worten, welche den Inhalt der Abbildung andeuten sollten. Diejenigen, welche größere Werke sich nicht anschaffen konnten, waren im Stande, gegen eine geringe Ausgabe sich einige Kenntniß etlicher biblischen Begebenheiten zu erwerben. Einige wenige Exemplare davon findet man noch jetzt; und um einige Vorstellung von dem Werke zu geben, will ich die vierzigste Abbildung kurz beschreiben. In der mittleren Abtheilung ist der Erlöser vorgestellt, wie Er einem in Seiner Furcht und Liebe Abgeschiedenen die Krone des Lebens darreicht; auf der linken Seite ist die Tochter Zion, von ihrem Bräutigam gekrönt, wie es im Hohenliede steht, und auf der rechten Seite ist der Engel abgebildet, der mit dem heil. Johannes redet. In der oberen Abtheilung des Gemäldes sind Brustbilder von David und Jesaias, und 2 Schrifttexte, der eine ist Hohelied 5, 7. 8., der andere Offenb. 21, 9. Auch noch einige andere kurze Inschriften stehen darauf. Die Exemplare von des armen Manns Bibel, welche man noch hat, sind in der Regel unvollständig, und sehr abgenutzt. So unvollkommen diese Lehrmethode, die Bibelwahrheiten mitzutheilen, gewesen seyn mag; so erhellt doch aus verschiedenen Umständen, daß sie mit Freudigkeit aufgenommen wurde. Schon im Jahr 1471 war die italienische Bibelübersetzung im Druck erschienen; im Jahr 1475 die flämische, 1478 die spanische, 1488 die böhmische; die erste gedruckte Uebersetzung des Neuen Testaments aber in die englische Sprache erschien erst 1526 in Antwerpen. Sie war verfaßt von W. Tyndal. Die Einführer und Verkäufer dieses Buchs in England wurden verurtheilt, verkehrt auf einem Pferde sitzend und die Bücher um den Leib gebunden, durch die Stadt London zu reiten. Tyndal selbst wurde durch Verrätherei gefangen genommen, und im Jahr 1536 in Flandern erdros-

selt und verbrannt. Sein letztes ernstlich und oft wiederholtes Seufzen war: „O HErr! öffne dem König von England die Augen!“ Seine beiden Gehülfen wurden ebenfalls, einer in England, der andere in Portugall, verbrannt.

Bei einer Gelegenheit sagte ein katholischer Priester zu Tyndal: „Es wäre besser, ohne Gottes Gesetze als ohne des Papsts Gesetze zu seyn.“ Tyndal erwiederte: „Ich biete dem Papst und allen seinen Gesetzen Trotz; und wenn mir Gott das Leben schenkt, so will ich es in wenigen Jahren erleben, daß ein Knabe hinter dem Pflug mehr von der heiligen Schrift wissen soll als ich, ob ich gleich studirt habe und ein Priester bin.“

John Brown saß in einer Barke von Gravesand neben einem Priester. Er bekannte, daß er das Neue Testament lese und sprach auch gegen die Messe. Wenige Tage darauf wurde Brown unter dem Mittagsessen von seiner Familie und seinen Freunden hinweggerissen, und in ein Gefängniß geworfen, ohne daß diese erfuhren, in welches. Hier wurden, auf Befehl der päpstlichen Prälaten Warham und Fischer, seine nackten Füße auf

brennende Kohlen gesetzt, indem sie hofften, ihn dadurch zum Abfall von seinem Glauben zu vermögen. Aber er wurde so gestärkt, daß er die Qual standhaft ertragen konnte, während einer von den Priestern das heilige Buch vor ihm verbrannte. Ungefähr 2 Monate nach seiner Gefangennehmung fand ihn seine Magd eines Abends im Kerker, seine Füße bis an die Fersen abgebrannt, und erfuhr, daß er am nächsten Morgen lebendig verbrannt werden sollte. Seine Gattin kam, und saß die ganze Nacht bei ihm. Er sagte ihr Alles, was er gelitten hatte, und drang in sie, ihre Kinder auch ferner in der Furcht Gottes aufzuziehen. Am folgenden Tage wurde er verbrannt. Seine letzten Worte waren: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset, Du, mein getreuer Gott!"

Im Jahr 1519 wurden an Einem Feuer in Coventry sieben Märtyrer verbrannt, 6 Männer und eine Frau.

Sie wurden am Aschermittwoch festgenommen, auf eine Anklage hin, daß sie ihre Kinder das Vaterunser und die zehn Gebote in englischer Sprache gelehrt haben, und wurden in die Abtei Martok, 2 Stunden von da, gebracht, während ihre Kinder in dem Kloster der grauen

Mönche in Coventry aufbewahrt wurden. Der Guardian des Klosters, Stafford, befragte sie über den Unterricht, den sie von ihren Eltern empfangen hatten, und warnte sie, wenn sie nicht den Tod ihrer Eltern sterben wollten, so sollten sie ja nicht wieder das Vaterunser, den Glauben und die 10 Gebote in englischer Sprache beten. Am Palmsonntag wurden die Gefangenen nach Coventry zurückgebracht, und die 6 Männer wurden vom Bischof zum Feuertode verurtheilt, die Wittwe aber wurde freigelassen. Es war Abend, und Simon Mourton, der Gerichtsbote des Bischofs, bot ihr an, sie nach Hause zu begleiten. Als er sie am Arme führte, spürte er eine Rolle Papier in ihrem Aermel. „Ei" — sagte er — „was habt ihr denn da?" Mit diesen Worten zog er es heraus, und fand, daß die zehen Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn in englischer Sprache darauf standen. „Aha" — sagte er — „ist es so? nun Ihr könnet jetzt so gut kommen, wie zu einer andern Zeit, es geht in Einem hin." Und damit führte er sie zum Bischof zurück, der sie augenblicklich zum Tode verurtheilte. Am 4. April wurden sie in dem kleinen Park alle miteinander verbrannt. Einer ihrer Freunde, Robert Selkeb, entkam dießmal, wurde aber 2 Jahre später aufgefangen, und nach Coventry gebracht, wo er gleich den folgenden Tag den Flammen überliefert wurde.

Es ist ein Platz in London, der Smithfield heißt, und auf dem die Bartholomäusmessen gehalten werden. Wie wenig lassen sich's die gedankenlosen Schaaren, die zu denselben strömen, einfallen, an die schrecklichen Leiden zu denken, welche die Knechte Christi hier erduldet haben. Männer, deren die Welt nicht werth war, haben hier mitten unter brennenden Reisbüscheln für ihre Mörder gebetet, und muthvoll ihre Seelen ausgehaucht. Ich will euch von einigen derselben erzählen.

Als König Heinrich VIII. mit dem Papst zerfallen war, und sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche

erklärt hatte, schien er sich dieselbe Herrschaft über die Gewissen anmaßen zu wollen wie der Papst, und verfolgte alle anders Denkenden. Nun war damals ein Schulmeister in London, Namens Johann Lambert, der gegen einige römische Irrlehren geschrieben hatte. Als dieser vor den Bischof gebracht wurde, berief er sich auf den König. Heinrich, der seine Disputirkunst gern zur Schau stellte, entschloß sich, öffentlich mit ihm zu disputiren, ließ alle seine Großen um sich versammeln, und der arme Lambert wurde vor ihn gestellt, um die Sache Christi zu vertheidigen. Lambert wurde nicht schön behandelt. Die Bischöfe waren sehr heftig, und gaben ihm auf seine Beweise keine Antwort. Endlich fragte ihn der König, ob er am Leben bleiben oder sterben wolle. Lambert weigerte sich, die erkannte Wahrheit zu verläugnen, und wurde zum Feuertod verdammt. Es war ein schrecklicher Auftritt: denn weil das Feuer nicht stark genug war, so wurden nur seine Beine und Arme verzehrt, worauf zwei von den Wache habenden Soldaten ihn mit ihren Hellebarden durchbohrten, während er laut ausrief: „nur Christus! nur Christus!“

Während der Regierung Königs Eduard VI., der auf Heinrich VIII. folgte, wurde der öffentliche Gottesdienst in englischer Sprache gehalten, und das Volk durfte die heil. Schrift in seiner Muttersprache lesen. Er war selbst ein Freund dieses guten Buches. Als er gekrönt wurde, brachte man drei Schwerter als Zeichen seiner drei Königreiche. Der fromme Eduard bemerkte, es fehle noch eines. Die anwesenden Edelleute fragten: welches? Er sagte: „die Bibel! dieses Buch ist das Schwert des Geistes, welches allen übrigen vorzuziehen ist.“ Als aber nach seiner kurzen Regierung seine Schwester, die Königin Maria, im Jahr 1553 zur Regierung kam, wurde diese Erlaubniß dem Volk wieder entzogen; der Gottesdienst wurde wieder lateinisch; das Predigen und Vorlesen war verboten, und bei wem ein

Exemplar der englischen Bibel oder ein Neues Testament gefunden wurde, der war der Strafe der Kezerei verfallen. Doch gab es in verschiedenen Theilen des Landes noch manche Personen, welche jede Gelegenheit benützten, um im Stillen zusammen zu kommen, und Gott in Aufrichtigkeit und Wahrheit anzubeten, ob sie gleich oft entdeckt, Manche zum Tode verurtheilt, und ihre Versammlungen auseinander gesprengt wurden.

Ihre Anzahl wechselte von 40 bis 200; aber selten versammelten sie sich in größeren Haufen auf einmal. Sie hatten während der Verfolgungszeit 5 Prediger, von denen einer, Namens Rough, entdeckt, und in Smithfield verbrannt wurde; ihr letzter Prediger, Bentham, nachmals Bischof von Lichfield und Coventry, konnte oft nur mit genauer Noth entrinnen. Rough wurde am 12. Dez. 1557, an einem Sonntage, gefangen genommen. An diesem Tage wurde in Islington ein Schauspiel gegeben; und da eine große Menschenmenge dazu strömte, so benützten die Gläubigen diese Gelegenheit, um sich zu versammeln, und das Abendmahl mit einander zu halten. Der Vicekanzler der Königin erfuhr es aber, und ließ die, welche da versammelt waren, worunter Rough und der Diakon Sympson, ergreifen. Rough wurde vor den Bischof von London gebracht, und angeklagt, er habe behauptet, das Sakrament des Altars werde nicht wirklich in Leib und Blut Christi verwandelt; — er habe sich der Messe und dem lateinischen Gottesdienst widersetzt; — er habe das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht; — er habe sich gegen den Papst und seine Machtvollkommenheit ausgesprochen; — er habe correspondirt mit denen, welche wegen der Religion aus dem Königreich entflohen seyen, und habe Bücher von ihnen empfangen; — er sey in Rom gewesen, und behaupte, er habe dort wenig oder nichts Gutes, aber viel Böses gesehen, u. s. w. Zehn Tage später, am 22. Dez., wurde er um dieser Anklagen willen, mit einer Frau aus seiner Gemeinde,

Margaretha Mearing, auf dem Smithfield verbrannt. Seinen Diakon Sympson folterten sie hart, um ihn zur Entdeckung der Namen der übrigen Versammlungsmitglieder zu nöthigen; aber er wurde von oben gestärkt, seine Leiden standhaft zu ertragen, und am 28. März starb er mit Hough Foxe und John Devenisch, die zu gleicher Zeit aufgefangen worden waren, auf dem Smithfield den Feuertod.

Sympson hatte als Diakon ein Buch, in welchem die Namen der Mitglieder und die besonderen Verhältnisse der Versammlung aufgezeichnet waren. Dieses Buch trug er gewöhnlich bei sich; aber am Freitag vorher, ehe man sie überfiel, wurde Rough durch einen ganz besondern Umstand veranlaßt, in Sympson zu dringen, daß er es nicht mit sich nehme. Dieser willigte nur ungern ein, ließ aber endlich das Buch bei Frau Rough liegen, und so entgieng es den Händen der Papisten.

Auch sonst hatte diese Versammlung stiller Christen manche liebliche Erfahrungen von göttlicher Obhut zu machen. Einmal, als sie sich auf dem obern Boden eines Hauses in der Vorstadt versammelt hatten, wurden sie entdeckt und man schickte nach dem Beamten; aber sie erhielten Nachricht von der Gefahr, und zerstreuten sich augenblicklich. Als einige von ihnen durch das Gäßchen giengen, sahen sie einen Mann, John Aveles, der ein bitterer Verfolger war, in einer Kapelle auf sie warten; aber sie entkamen ihm. Oft versammelten sie sich in Schiffen, die auf dem Flusse lagen, und zwei oder dreimal hatten sie zwischen Ratcliff und Redriff an Bord eines Schiffes Gebet, Predigt und Abendmahl, und entkamen glücklich, obgleich sie verrathen worden waren. Einmal, als die Versammlung gerade in Pudding Lane bei einander war, kam John Aveles in das Haus, und wollte bei'm Hausherrn Nachricht darüber einziehen; aber Gott war so gnädig, sie zu bewahren, so daß er wieder fortgieng, ohne ihr

Daseyn zu entdecken. Mit knapper Noth kamen sie ein andermal durch, als sie bei Nacht in einem Hause in der Themsestraße versammelt waren. Das Haus wurde von ihren Feinden umringt, und an Davonkommen war nicht zu denken; aber ein Matrose, der unter ihnen war, kam hinten zum Haus hinaus, schwamm zu einem Boote, welches nicht weit entfernt lag, lud seine Gefährten in das Fahrzeug, und brachte, obgleich keine Ruder vorhanden waren, das Boot glücklich hinüber nach Southwark. Ein merkwürdiger Umstand ereignete sich mit einem Mann, der unter einem falschen Vorwand sich in ihre Gesellschaft aufnehmen ließ, eigentlich aber in der Absicht, ihre Namen aufzuzeichnen, und alles, was unter ihnen geschah, zu erforschen. Als er aber einmal in ihrer Mitte war, wurde er bekehrt, und schrie zu Gott um Gnade.

Am 17. Sept. vorher, ehe Rough verbrannt wurde, hatten sie einen Mann, Namens Auster, mit seinem Weibe und zwei andern Personen in Smithfield verbrannt. Der Prediger Rough war dabei, und auf dem Heimwege traf er einen gewissen Herrn Farrar an, der ihn kannte, und fragte, wo er gewesen sey. Rough erwiederte, er sey an einem Ort gewesen, da möchte er um Alles in der Welt nicht gefehlt haben. „Nun, wo denn?“ fragte Herr Farrar. Rough erwiederte: „ich bin gewesen, wo man den Weg lernt“, und sagte ihm, er habe den Auster verbrennen sehen. Sein Vorgefühl war richtig; drei Monate nachher gab er auf demselben Platz freudig sein Leben hin.

Einer der ersten, welche unter der Regierung der Königin Maria verbrannt wurden, war Thomas Tomkins, ein Weber in Schornditch, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit, so daß er nach der einfachen Sitte früherer Zeiten, wann fleißige Hausfrauen ihm ihr Garn zum Weben brachten, jedesmal mit ihnen betete. Und dieß war nicht nur ein äußerlicher Schein von Frömmigkeit, sondern sein ganzes Benehmen stimmte

in jeder Beziehung damit überein. Aber auch er wurde bei Bischof Bonner als ein Gegner der römischen Kirche angegeben, gefangen gesetzt, und im Verlauf von 6 Monaten wiederholt in's Verhör gebracht. Der Bischof mißhandelte ihn in seinem Unwillen, riß ihm einmal einen Theil seines Bartes aus, und da er fand, daß dieß die Standhaftigkeit des guten Mannes nicht erschütterte, so wollte er ihn durch einen Vorschmack des Todes auf die Probe stellen. Eines Tages, als mehrere seiner Geistlichen um ihn versammelt waren, schickte er nach Tomkins. Eine große Wachskerze stand auf dem Tisch. Der Bischof ergriff des Webers Finger, und hielt seine Hand eine beträchtliche Zeit über der Flamme. Tomkins, der Bonners Wuth bemerkte, dachte, sein Tod sey nun vor der Thüre, und befahl sich Gott an mit den Worten: „O HErr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" Er erzählte nachher einem Freunde, während seine Hand gebrannt habe, sey seine Seele so gestärkt gewesen, daß er keinen Schmerz empfunden habe, sondern fest ohne Bewegung habe stehen bleiben können, bis die Sehnen und Adern zusammenschrumpften, und das Blut einem der Geistlichen in's Gesicht spritzte, der hierauf den Bischof bewog, nachzulassen. Am 16. März 1555 Morgens um 8 Uhr wurde Tomkins in Smithfield verbrannt, und litt mit bewunderns-würdiger Geduld und Standhaftigkeit.

In der Nacht vor dem Tage, an welchem Bischof Hooper in Gloucester verbrannt wurde, bat ein blinder Knabe, Namens Thomas Drowry, um Erlaubniß, ihn zu besuchen, und erhielt sie. Der Bischof unterredete sich mit ihm, und da er ihn im Glauben an Christum wohl gegründet fand, sagte er zu ihm: „Ach armer Knabe, Gott hat dir dein Augenlicht genommen, — warum, weiß Er am besten; aber Er hat dir ein anderes, viel köstlicheres Licht geschenkt: denn Er hat deine Seele mit dem Auge der Erkenntniß und des Glaubens ausgerüstet. Gott gebe dir Gnade, beständig zu Ihm

zu beten, daß du dieses Gesicht nicht verlierest: denn dann wärest du leiblich und geistlich blind." Im nächsten Jahre wurde Thomas Drowry berufen, dem Bischof Hooper nachzufolgen. Der Kämmerer der Diöcese war bei dem letzten Verhör dieses armen blinden Knaben anwesend, und erzählt, der Kanzler Dr. William's habe, als er fand, daß der Knabe nicht an die Verwandlung des Brodes in den Leib Christi glaube, gesagt: „Du bist ein Kezer, und sollst verbrannt werden; wer hat dich nur diese Kezerei gelehrt?" — „Sie, Herr Kanzler!" — erwiederte der Knabe. — „Wo? um's Himmels willen!" — fragte der erschrockene Kanzler. — „Dort, an jenem Platze", — sagte der Knabe, indem er auf die Kanzel deutete, deren Stellung er sich erinnerte. — „Wann lehrte ich dich so?" — „Damals" — erwiederte der Knabe — „als Sie nicht nur mir, sondern allen Zuhörern jene Predigt über das Sakrament hielten. Sie sagten, das Sakrament müsse geistlich, im Glauben empfangen werden, und nicht fleischlich und wesentlich, wie die Papisten lehrten. (So hatte Williams wirklich unter dem evangelischen König Eduard gelehrt.) Der schamlose Abtrünnige erwiederte: „nun, so mache es auch wie ich, dann kannst du auch, wie ich, am Leben bleiben, und dem Feuertode entgehen." Der Knabe sagte: „Ihr möget immerhin Gottes, Seines Wortes und Eures Gewissens spotten; aber ich will's nicht thun." — „Dann gnade dir Gott!" — versetzte der Kanzler — „denn ich werde das Todesurtheil über dich fällen." — „Gottes Wille soll geschehen!" — erwiederte der Knabe. Der Kapitelskämmerer, von diesem Auftritt ergriffen, warf sich dazwischen, und rief: „Pfui, schämt Euch! wollt Ihr Euch selbst verdammen? Weg! und lasset einen Andern das Urtheil sprechen!" — „Nein!" — sagte der verhärtete Mann — „ich will dem Gesetz gehorchen, und selbst zu Gericht sitzen, wie es mein Amt erfordert." — Der arme blinde Knabe wurde sofort verurtheilt, und starb in den Flammen.

Als Johann Lawrence, der Märtyrer, in Colchester verbrannt wurde, waren von den langen Leiden und der harten Behandlung seine Beine so wund und kraftlos, daß ihn die Papisten in einem Stuhl zum Feuerpfahl tragen mußten. Während er auf dem Stuhl saß, kam eine Schaar kleiner Kinder um das Feuer her, welche die Worte wiederholt aussprachen: „Herr, halte deine Verheißung, und stärke deinen Knecht!“ Da hatte sich Gott aus dem Munde junger Kinder ein Lob bereitet.

Als Lorenz Saunders im Jahr 1555 zu dem Pfahl auf dem Scheiterhaufen geführt wurde, küßte er ihn mit den Worten: „Willkomm, du Kreutz Christi! willkommen, ewiges Leben!“

Bald nachher wurde ein gewisser Barber, ein Protestant, zum Flammentode verurtheilt. Der Morgen der Hinrichtung brach an. Der Märtyrer wurde nach Smithfield gebracht, und an den Pfahl gebunden. Die Holzbüschel waren um ihn her aufgehäuft, und der Nachrichter wartete nur auf Befehl, um das Feuer anzuzünden. In diesem entscheidenden Augenblick kam die Nachricht von dem Tod der Königin Maria, und die Beamten mußten nun die Procedur einstellen, bis der Befehl der neuen Königin Elisabeth bekannt werden konnte. Da nun diese die Protestanten schützte, so wurde Barber frei. Zum Andenken an eine so wunderbare Erlösung, bei welcher der gute Mann als ein Brand aus dem Feuer gerissen wurde, ließ er, sobald er aus der Gefangenschaft los war, sich das Bild der Königin Elisabeth malen, ringsumher mit bezeichnenden Verzierungen besetzt, und verordnete in seinem Testament: daß dieses Gemälde bei dem ältesten Zweig seiner Familie als eine Gedächtnißtafel für künftige Zeiten aufbewahrt würde.

Mit wem hättet ihr lieber tauschen mögen, mit Saunders oder mit Barber?

Elisabeth gab endlich im Jahr 1558 ihren Unterthanen die längst gewünschte Freiheit, die gereinigte

christliche Lehre zu bekennen. Die englische Kirche vereinigte sich aber weder mit der lutherischen noch mit der reformirten, sondern bekam ihre eigene Verfassung, und behielt namentlich die bischöfliche Kirchenregierung bei. Sie wird deßwegen auch die bischöfliche Kirche genannt. Von ihr trennten sich 30 Jahre später die Puritaner oder Presbyterianer, welche mehr mit der reformirten Kirche harmoniren, nur Presbyter (Pfarrer und Kirchenälteste) dulden, und durch Versammlungen derselben das Kirchenregiment verwalten lassen.

In Schottland legte Patrik Hamilton, der in Deutschland Luthers Lehre kennen gelernt hatte, den Grund zur Kirchenverbesserung. Auch er starb als Märtyrer in den Flammen, und seine letzten Worte waren: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Nach ihm übernahm der feuereifrige Johann Knox das Amt eines Reformators in Schottland, der mit Calvin in Genf eng verbunden war, und er brachte es nach vielen schweren Kämpfen, in welchen er die äußerste Freimüthigkeit bewies, dahin, daß, obgleich das Regentenhaus in Schottland der katholischen Kirche zugethan blieb, doch das reformirte Glaubensbekenntniß durch ein Reichsgesetz als das herrschende in Schottland erklärt wurde. Von ihm wäre viel zu erzählen, wenn es uns nicht an Raum fehlte.

3. Geschichte der Reformation in Italien und Spanien.

Wenn die Menschen einen babylonischen Thurm bauen wollen, und Gott will es verhindern, daß er bis an den Himmel reiche; so darf Er nur die Sprachen verwirren. Eine solche Sprachverwirrung ließ Er zur Zeit der Reformation entstehen, um den babylonischen Thurm des Papstthums nicht höher steigen zu lassen,

und es ist begreiflich, daß dieselbe in der Nähe des Thurms selbst am größten war, wo die Baumeister ihre Arbeit immer noch nicht aufgeben wollten, und doch so viele Arbeiter ihnen die Arbeit aufkündigten, weil sie eine andere Sprache angenommen hatten. Denn auch in diesem Lande hörten Viele mit Begierde auf die Reformationslehren, da gerade hier der Verfall der Kirche sich mehr als irgendwo offenbarte, und die redlichen ernsthaften Gemüther sich des Gefühls nicht erwehren konnten, daß es so nicht fortgehen dürfe, wenn nicht Alles zusammenbrechen solle. Zu der Zeit, als Luther in Deutschland auftrat, wurde auf Verlangen des Papsts von 4 Kardinälen und 4 andern Prälaten ein Brief über die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation an den Papst geschrieben. Nachdem die Verfasser eine Menge von Mißbräuchen, welche in die Kirche eingeschlichen seyen und abgestellt werden sollten, aufgezählt hatten, schloßen sie den Brief mit folgenden Worten: „Die Stadt Rom ist die Mutter der Kirche, und die Gebieterin aller andern Kirchen, weßwegen der Gottesdienst und die Sittenreinheit hier vor allen blühen sollte. Aber ach, heiliger Vater, alle Fremden ärgern sich, wenn sie in die St. Peterskirche gehen, und sehen, was für unwissende und nachlässige Priester dort die Messe lehren. Ja in dieser Stadt laufen die unzüchtigen Weibspersonen umher, als wären sie ehrbare Frauenzimmer, und werden Nachmittags von den angesehensten Männern aus den Familien der Kardinäle und von Geistlichen auf und nieder begleitet. Wir hoffen, daß Ew. Heiligkeit dazu erwählt sey, den Namen Christi, der bei den Völkern, und auch unter unserer Geistlichkeit vergessen ist, wieder herzustellen, daß er künftighin in unserm Herzen lebe, und in unserem Wandel offenbar sey; daß er unsere Krankheiten heile; daß er die Heerde Christi in Eine Hürde zurückführe; daß er den Zorn und die Rache Gottes von uns entferne, welche wir verdienen, welche über unsern Häuptern hängt, und bald über uns herein-

brechen wird.“ — Dieser merkwürdige Brief war an Papst Pius III. gerichtet, hatte aber keinen Erfolg, und einer von seinen Verfassern, Kardinal Caraffa, ließ, als er nachmals unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, den von ihm seinem Vorfahrer gegebenen Rath auf die Liste der verbotenen Bücher setzen. Allein die evangelische Lehre wußte sich selbst Eingang in Italien zu verschaffen. Luthers Schriften kamen haufenweise nach Italien, und wurden mit so großer Begierde gelesen, daß die Buchhändler einen fast wucherischen Handel damit trieben. Melanchthon schreibt an den Fürsten von Anhalt: „Ganze Buchhandlungen sind von der letzten Messe nach Italien geführt worden, obgleich der Papst neue Befehle gegen uns erlassen hat; aber die Wahrheit kann nicht unterdrückt werden.“ Dazu kam Brucciolí's Uebersetzung des Neuen Testaments in die italienische Sprache, welche im Jahr 1530 erschien, und mit großem Verlangen gesucht wurde; so wie andere Schriften im Sinne der Reformatoren, die weit und breit versendet wurden. Mollio von Montaltino, ein Mönch, der nachher in Rom verbrannt wurde, sagte zu Zanchi: „Kauft euch Bullinger's Buch de origine erroris; und wenn Ihr kein Geld dazu habt, so reißet Euer rechtes Auge aus, um es zu verkaufen, und leset das dafür gekaufte Buch mit dem linken.“ — In mehreren Städten, und namentlich zu Faenza im päpstlichen Gebiete, wurden in Privathäusern Predigten gegen die römische Kirche gehalten, und die Zahl der Evangelischen (wie sie sich selbst nannten) vermehrte sich von Tag zu Tag. Aber auch öffentlich wurde noch vor dem Jahr 1530 die Reformationslehre gepredigt. Papst Clemens VII. schreibt: „Aus dem uns erstatteten Bericht haben wir mit herzlichem Leidwesen vernommen, daß in mehreren Gegenden Italiens die Kezerei Luther's auch unter Priestern und Klostergeistlichen so sehr eingerissen ist, daß Manche sogar in ihren öffentlichen Predigten das Volk mit die-

sem Uebel anstecken, und den gläubigen Christen Aergerniß geben." Es war damals die allgemeine Bemerkung, daß, wie die Pest in Italien um des heißen Clima's willen heftiger wüthe als in Deutschland, so auch das Lutherthum, wenn es einmal bei den feurigen und lebhaften Italienern Wurzel gefaßt habe, desto ärger und heftiger in diesem Lande toben werde. Der Erfolg zeigte auch die Richtigkeit dieser Bemerkung; und wenn nicht so gewaltsame Mittel zur Ausrottung des evangelischen Glaubens ergriffen worden wären; so würde Italien vermuthlich zu gleicher Zeit mit Deutschland das alte Joch des Aberglaubens abgeschüttelt haben. An Vorbereitungen dazu fehlte es nicht. In Bologna z. B. war die Zahl der Protestanten sehr bedeutend. Bucer, ein deutscher Reformator, wünscht ihnen in einem 1541 geschriebenen Briefe wegen der Zunahme ihrer Kenntnisse und ihrer Anzahl Glück; und Alfieri schreibt im Jahr 1545 einem seiner Bekannten in Deutschland, ein Edelmann in dieser Stadt sey bereit, 6000 Mann Soldaten für die evangelische Parthei anzuwerben, wenn es für nöthig gehalten werden sollte, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. — In Imola predigte eines Tages ein Observantinermönch, und sagte dem Volk, sie müßten sich den Himmel durch das Verdienst guter Werke erkaufen. Ein Knabe, welcher zuhörte, rief: „Das ist eine Gotteslästerung! denn die Bibel sagt uns, daß Christus den Himmel durch Sein Leiden und Tod erkauft habe, und ihn uns freiwillig aus Gnaden verleihe." Es folgte hierauf ein Wortwechsel zwischen dem jungen Menschen und dem Prediger. Der Mönch, aufgebracht über den jungen Gegner, und die günstige Aufnahme, die dessen Worte bei seinen Zuhörern fanden, rief: „Geh, junger Schlingel, du bist kaum aus der Wiege gekrochen, und willst dir herausnehmen, über heilige Dinge zu urtheilen, welche die gelehrtesten Männer nicht erklären können?" — Der Junge entgegnete: „Habt Ihr nie die Worte gelesen:" „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge

hat sich Gott eine Macht zugerichtet!''' — ?'' — Zornig und beschämt verließ der Prediger hierauf die Kanzel, indem er Drohungen gegen den Knaben ausstieß, der auch sogleich in's Gefängniß geworfen wurde. Er lag lange darin; was aber weiter aus ihm geworden ist, habe ich nicht finden können.

Ein Hauptmittel, das Evangelium in Italien zu verbreiten, wurde der Krieg, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Italien verheerte. Unter den Truppen, welche Kaiser Karl V. aus Deutschland nach Italien brachte, so wie unter den schweizerischen Hülfsvölkern, welche der Fahne des Königs Franz I. von Frankreich folgten, befanden sich viele Protestanten. Mit der Freimüthigkeit von Männern, die das Schwert in der Hand haben, unterhielten sich diese Fremden mit den Einwohnern, bei denen sie einquartiert waren, ohne Rückhalt über Religions-Gegenstände; sie rühmten die Religionsfreiheit, welche sie zu Hause genoßen; lachten über die furchtbare Vorstellung, welche die Mönche dem Volk über die Reformatoren beigebracht hatten; sprachen in den wärmsten Lobeserhebungen von Luther und seinen Mitarbeitern, und gaben ihre Verwunderung zu erkennen, daß so ein verständiges Volk, wie die Italiener, sich noch immer eine solche niedrige und blinde Unterwürfigkeit unter eine träge und lasterhafte Priesterschaft gefallen lasse. Der Eindruck, den solche Vorstellungen auf das Volk hervorbringen mußten, wurde noch durch die ärgerlichen Manifeste vermehrt, welche der Papst und der Kaiser gegeneinander erließen. Endlich wurde Rom von dem Heere des Kaisers eingenommen und geplündert, und der Papst selbst wurde gefangen gesetzt. Während er noch auf der Engelsburg belagert war, versammelte sich eines Tages ein Trupp deutscher Soldaten in den Straßen von Rom. Einer von ihnen, Namens Grünwald, wurde im päpstlichen Ornat mit der dreifachen Krone auf ein kostbar geschirrtes Pferd gesetzt, und zog mit einem ebenso in Kardinalstrachten verklei-

deten Gefolge durch die Straßen von Rom, theilte dem Volk seinen Segen aus, und äffte überhaupt das Benehmen des Papsts auf eine spöttische Weise nach. Als sie bei der Engelsburg angekommen waren, wurde ihm ein großer Pokal in die Hand gegeben, aus dem er auf das Wohlseyn und die sichere Gefangenschaft des Papstes Clemens VII. trank, und seine Kameraden Bescheid trinken ließ. Er nahm hierauf seinen verkleideten Kardinälen einen Eid ab, daß sie dem Kaiser, als ihrem einzigen rechtmäßigen Herrn, treu und gehorsam seyn, und die weltliche Obrigkeit nach dem Worte Gottes anerkennen wollen. Hierauf gelobte dieser verstellte Papst feierlich, seine Macht und sein Ansehen durch ein Testament an Martin Luther übertragen zu wollen, damit er die Kirche wieder in einen besseren Zustand setze. Mit lauter Stimme rief er sodann: „Wer mit mir einstimmt, und Willens ist, dieses in Ausführung gebracht zu sehen, der hebe die Hand auf!“ Hierauf streckte der ganze Trupp Soldaten die Hände in die Höhe; und rief: „Lange lebe Papst Luther!“ — Dieß Alles trug sich unter den Augen des Papsts Clemens VII zu; und so gesunken war damals bei Vielen sein Ansehen.

Aber die Säulen des Papstthums waren doch noch nicht morsch genug, um zusammenzubrechen, und sobald es sich wieder erholt hatte, gieng es mit allem Ernste auf die Vertilgung des lutherischen Glaubens los, der sich in so vielen Herzen in Italien festgesetzt hatte. Die kräftigsten Dienste leistete ihm dabei die Inquisition mit ihrer Folterkammer und ihren Scheiterhaufen. Viele Protestanten wurden verhaftet, von denen man mehrere auf die Galeeren schickte, Andere zu ewigem Gefängniß verdammte, und wieder Andere mit Weib und Kindern des Landes verwies, während eine noch größere Anzahl entfloh, um ihr Leben zu retten. Es gab keine Stadt von einiger Bedeutung in Italien, aus der sich nicht Geflüchtete in irgend einem Theil des protestantischen Europa's befanden. In Venedig wurden die Gefangenen

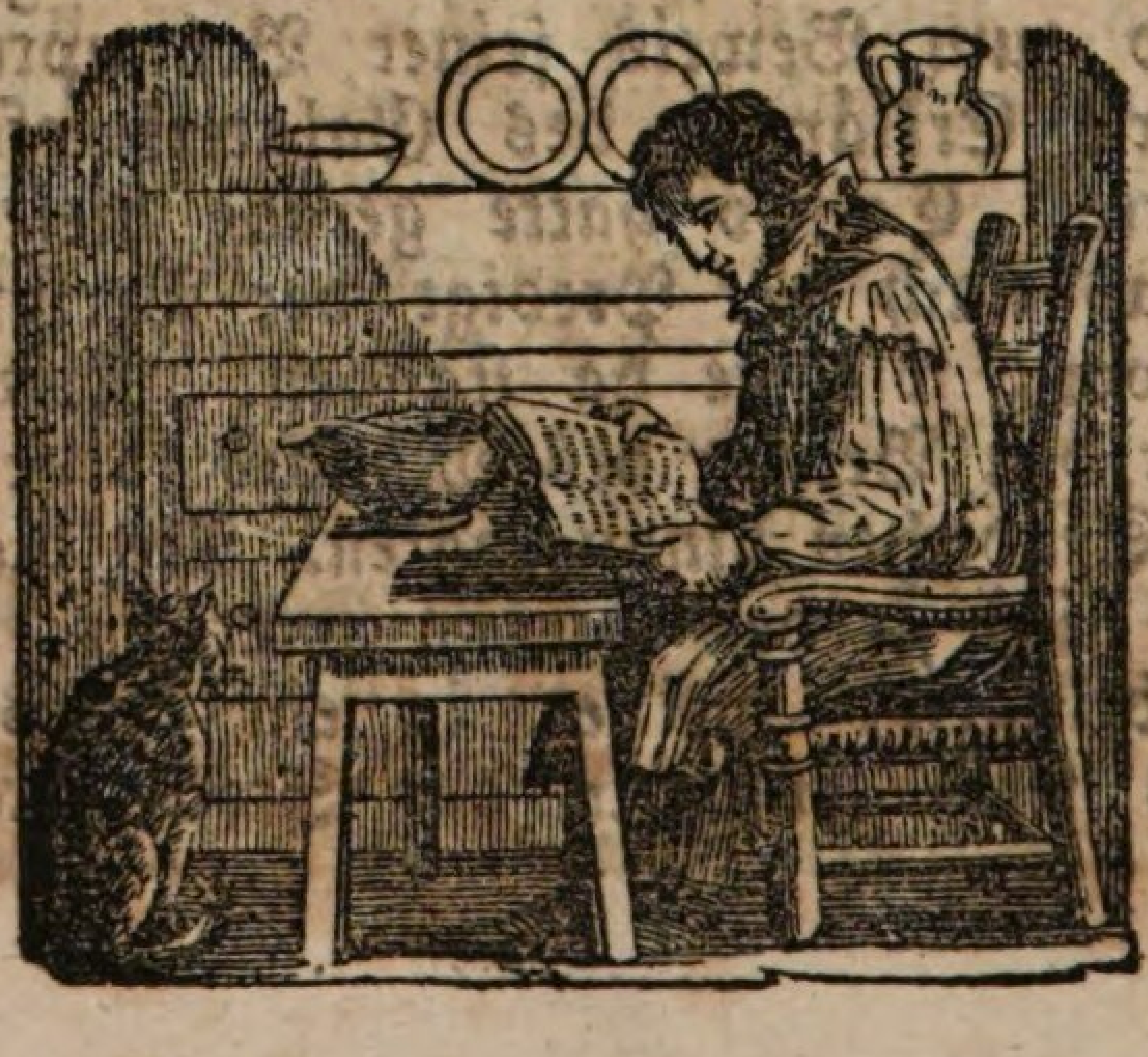
in der grauenvollen Stille der Mitternacht aus ihren Zellen geholt, und, von einem einzigen Priester begleitet, in eine Gondel (Boot) gesetzt, und in die See hinausgerudert, wo ein anderes Boot auf sie wartete. Es wurde sodann ein Bret von einer Gondel auf die andere gelegt, auf welches man den Gefangenen setzte, der gefesselt, und an dessen Füßen ein schwerer Stein befestigt war. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren die Gondeln auseinander, und er wurde so in die Tiefe des Meeres versenkt.

Im Oktober 1553 wurde dem Papst Julius III. von einigen Bischöfen ein Rath ertheilt, wie die weiteren Fortschritte der Reformation am besten zu hindern seyen. Sie schloßen ihre Eingabe mit folgenden Worten: „Der beste Rath, welchen wir Ew. Heiligkeit geben können, ist, daß Sie mit aller Aufmerksamkeit und Anstrengung in allen Städten Ihres Gebiets so viel als möglich das Lesen des Evangeliums, namentlich in der Muttersprache, verhindern. Das Wenige, was die Leute in der Messe hören, sey ihnen genug; kein Sterblicher soll etwas mehr lesen dürfen: denn so lange die Menschen mit diesem Wenigen zufrieden waren, gieng Alles nach Ihren Wünschen; seit sie aber mehr lesen wollen, wird's immer schlimmer. Mit Einem Wort: das Neue Testament ist das Buch, welches mehr als alle andern die Bewegungen hervorgerufen hat, in denen wir beinahe zu Grund gegangen sind. Und in der That, wer nur fleißig die Schrift betrachtet, und dann Alles, was in unsern Kirchen gewöhnlich vorkommt, der wird finden, daß ein großer Unterschied zwischen Beiden ist, daß diese Lehre von der unsern ganz verschieden ist, und in manchen Dingen ihr geradezu widerspricht.“ So frech wagten diese elenden Menschen zu reden; und ohne Zweifel wäre der Papst geneigt gewesen, ihren Rath pünktlich zu befolgen, wenn dieß nur je hätte geschehen können. Aber er that wenigstens, was er konnte. In Rom wurden alle Tage Mehrere

verbrannt, gehängt oder geköpft; alle Kerker waren angefüllt, und man war genöthigt, neue zu bauen. Unter Anderen wurden zwei vornehme Römer in's Gefängniß gesetzt. Nach langem Widerstand wurden sie endlich durch das Versprechen, sie in Freiheit zu setzen, vermocht, ihre Grundsätze zu widerrufen. Allein was war die Folge? Der Eine wurde verurtheilt, eine Strafe von 80,000 Kronen zu bezahlen, und ewig im Gefängniß zu bleiben, und der Andere zur Erlegung von 1000 Kronen und lebenslänglicher Einsperrung. — Während des ganzen Jahrhunderts waren die Gefängnisse der Inquisition in Italien mit Schlachtopfern angefüllt, und von Zeit zu Zeit wurden Hinrichtungen vorgenommen. Dessenungeachtet wurden noch während des siebzehnten Jahrhunderts Personen in Italien gefunden, welche heimlich der Reformationslehre zugethan waren, und mehrere Engländer, welche sich im Eifer für das Papstthum freiwillig aus ihrem Vaterlande verbannt hatten, wurden während ihres Aufenthalts in Italien zum protestantischen Glauben bekehrt.

Nur noch einige Geschichten aus der Zeit der Reformation in Italien laßt mich erzählen.

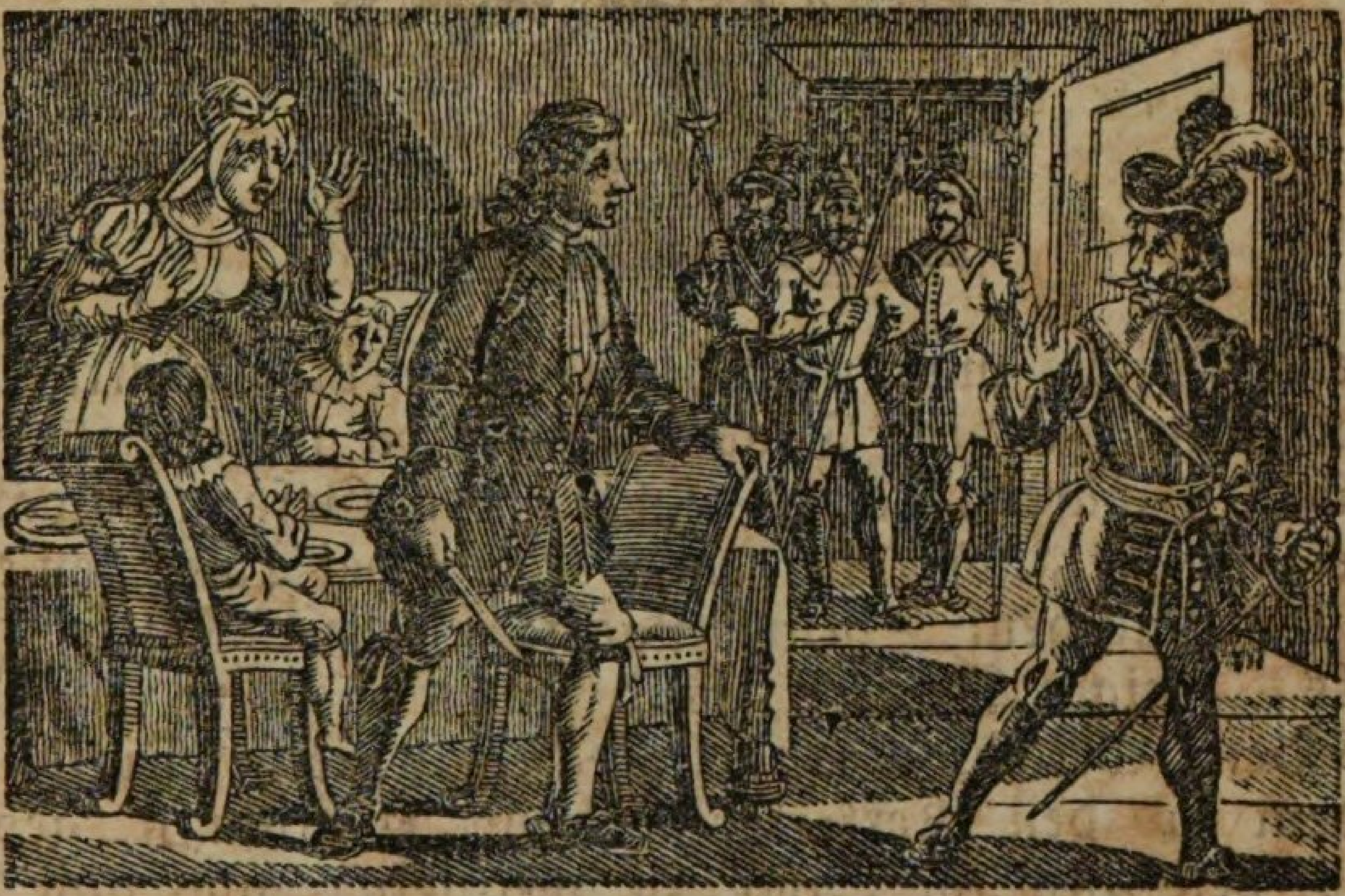
Celio Sekundo Curio wurde im Jahr 1503 in Turin geboren, und war das jüngste von 23 Kindern aus einer adelichen Familie, wurde aber schon in seinem neunten Jahre eine Waise. Schon als Knabe hatte er



von seinem Vater eine schön geschriebene Abschrift der Bibel bekommen, wurde zum fleißigen Bibellesen angehalten, und kam nach und nach auch in Bekanntschaft mit den Schriften der Reformatoren. Dieß veranlaßte ihn, einen Besuch in Deutschland zu machen. Auf der Reise dahin wurde er von einem römischen Prälaten gefangen gesetzt, aber durch die Dazwischenkunft seiner Verwandten losgelassen, und in ein Kloster gebracht, wo er sich damit beschäftigte, die Mönche zu unterrichten. In der Kapelle dieses Klosters stand eine Kapsel auf dem Altar, in welcher ein Paar Gebeine von irgend einem vermeinten Heiligen als Reliquien aufbewahrt und hochverehrt wurden. Curio, ärgerlich über diesen Aberglauben, gieng eines Tages her, nahm die alten Knochen heraus, und legte an ihrer Statt eine Bibel in die Kapsel. Dieß wurde bald entdeckt, und der Verdacht fiel sogleich auf ihn; er machte sich aber davon, und entkam nach Mailand. Von dort aus besuchte er noch einmal sein Vaterland, und wollte sein Vermögen in Besitz nehmen, welches in den Händen seiner Schwester und ihres Gatten war; diese aber wollten das Geld lieber selbst behalten, verklagten ihn wegen Kezerei, und nöthigten ihn so, Italien abermals zu verlassen. Nach diesem wurde er Erzieher einiger Kinder in einem Städtchen in Savoyen. Hier hörte er einmal einen Mönch predigen, der die deutschen Reformatoren gewaltig verlästerte, und zum Beweis seiner Behauptung Stellen aus Luthers Erklärung des Galaterbriefs ganz verdreht anführte. Curio hatte gerade dieses Buch bei sich, und las nach der Predigt der Versammlung die Stellen so vor, wie sie da standen. Nun wurden die Zuhörer über den Betrug des Mönchs so erbittert, daß sie ihn zum Städtchen hinausjagten. Als die Inquisition dieß erfuhr, ließ sie den Curio arretiren, und in seine Vaterstadt bringen, wo er in ein festes Gefängniß gesetzt, und seine Füße in den Stock gelegt wurden.

Zugleich schickte man nach Rom, um seine Verurtheilung zu betreiben. Einige Tage nachher, da seine Beine sehr geschwollen waren, bewog Curio den Gefängnißwärter, daß er ihm erlaubte, für einen oder zwei Tage den einen Fuß loszumachen. Nun machte er mit Hülfe eines Stocks, einiger Lumpen, und seines Schuhs ein künstliches Bein, welches er an sein rechtes Knie befestigte, und nachdem er den Kerkermeister um Erlaubniß gebeten hatte, den Fuß im Stock zu wechseln, und nun auch den linken auf einige Zeit loszulassen, so schob er nun das falsche Bein statt des rechten in den Stock. Der Kerkermeister merkte nichts, weil es im Gefängniß so finster war. Jetzt war Curio frei, versuchte nun auch das Thor des Gefängnisses zu öffnen, und entrann bei der Nacht. — Späterhin ward er bei der Universität in Pavia angestellt, wo er drei Jahre lang lehrte, und wo die Studenten und seine Freunde ihn gegen die Inquisition beschützten, bis sich endlich 1543 der Papst darein legte, und er abermals genöthigt war, sich in die Schweiz zu flüchten. — Bald nachher gieng Curio wieder nach Italien, um seine Frau und Kinder abzuholen. Die Inquisition lauerte aber auf ihn, und entdeckte ihn in der Stadt Passa, wohin er seine Familie hatte kommen lassen. Er saß gerade am Mittagessen, als plötzlich ein päpstlicher Hauptmann in's Zimmer trat, und ihm im Namen des Papstes befahl, sich zu ergeben. Mehrere Soldaten waren an der Thüre stehen geblieben. Curio, der wohl sah, daß Entrinnen hier unmöglich sey, stand

auf, und gieng auf den Officier zu, um sich ihm auszuliefern, hatte aber in Gedanken das Messer in der Hand behalten, mit dem er eben Fleisch vorlegte. Der



Hauptmann, der den großen starken Mann mit einem großen Vorlegmesser auf sich zukommen sah, wurde von einem Schrecken befallen, und flüchtete sich in eine Ecke der Stube. Curio, welcher eine ungewöhnliche Geistesgegenwart besaß, benützte die Gelegenheit, schritt gerade auf die Thüre zu, mitten durch die Soldaten hindurch, die nicht so keck waren, ihn aufzuhalten, nahm sein Pferd aus dem Stall, und war seinen Verfolgern aus dem Gesicht, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten. Er zog sich hierauf wieder in die Schweiz zurück, wo er von den Protestanten mit großer Liebe aufgenommen wurde, war über 20 Jahre lang Professor auf der Universität zu Basel, und starb dort im Jahr 1569.

Johann Craig wurde 1512 in Schottland geboren. Sein Vater starb bald nachher in der Schlacht von Flodden, und er selbst gieng, als es ihm in Schottland nicht mehr gefiel, im Jahr 1537 nach Frankreich und dann nach Italien. In der Stadt Bologna trat er in ein Mönchskloster, und gelangte da zu großem Ansehen. In der Büchersammlung dieses Klosters fand er ein

Buch von Calvin, dem Reformator in Genf; das las er aufmerksam, und überzeugte sich aus demselben, daß die römisch-katholische Kirche nicht die rechte sei. Er bedachte aber nicht, daß man das gerade damals in Italien nicht laut sagen durfte, und war unvorsichtig genug, seinen Klostergenossen von seinem Funde zu erzählen. Dieß würde ihm theuer zu stehen gekommen seyn, wenn nicht ein alter Pater im Kloster, der sein Landsmann war, ihm behülflich gewesen wäre, aus dem Kloster zu entkommen. Nun wurde er Hofmeister bei einem benachbarten Edelmann, der auch protestantisch gesinnt war. Aber kaum war er eine Zeit lang da gewesen, so wurden Beide als Kezer angeklagt, von den Dienern der Inquisition festgenommen, und nach Rom geführt. Da mußte er neun Monate lang in einem finstern ungesunden Kerker sitzen; und weil er bei dem gerichtlichen Verhör seinen Glauben nicht widerrufen wollte, so wurde er mit einigen Andern verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Am 20. August 1559 wurde sein Urtheil gesprochen. Aber was geschah! Am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage (18. Aug. 1559) starb der regierende Papst Paul IV., und nun wurden, einem alten Herkommen zufolge, alle Kerker in Rom geöffnet. Während aber die wegen Schulden und andern bürgerlichen Vergehen Verhafteten freigelassen wurden, brachte man die Kezer in ihre Zellen zurück, nachdem sie die Erlaubniß genossen hatten, über die Wälle ihres Gefängnisses hinauszugehen. Indessen erhob sich in derselben Nacht ein Aufstand in der Stadt, durch welchen Craig und seine Gefährten Gelegenheit erhielten, zu entkommen, und sich in ein von Rom nicht weit entferntes Haus zu flüchten. Sie waren noch nicht lange da, als sie von einem Haufen Soldaten verfolgt wurden, die ausgesandt waren, um sie wieder einzufangen. Bei'm Eintritt in das Haus sah der Hauptmann der Soldaten dem Craig scharf in's Gesicht, nahm ihn bei Seite, und fragte ihn: ob er sich noch erinnere, ein-

mal einen armen verwundeten Soldaten in der Gegend von Bologna unterstüzt zu haben? Craig war zu verwirrt, um sich dieses Umstands noch zu erinnern. „Aber ich denke noch daran“, — fuhr der Hauptmann fort, — „und ich bin der Mann, dem Ihr geholfen habt. Die Regierung Gottes hat es nun in meine Hand gelegt, die Menschenfreundlichkeit zu vergelten, die Ihr damals einem unglücklichen Fremdling erwieset. Ihr seyd nun in Freiheit; Eure Gefährten muß ich zwar mit mir nehmen, aber um Euretwillen will ich ihnen alle Gunst erzeigen, die in meiner Macht steht.“ — Er gab ihm hierauf alles Geld, das er bei sich hatte, und ertheilte ihm guten Rath, wie er es machen müsse, um glücklich zu entfliehen. Craig verabschiedete sich von ihm mit herzlichem Danke. Während seiner Reise durch Italien, auf welcher er die Hauptstraßen vermied, und Nebenwege einschlug, um der Verfolgung auszuweichen, gieng ihm das Geld aus, welches er von dem dankbaren Soldaten empfangen hatte. Er hatte sich gerade am Rande eines Waldes niedergelegt, um über seine Lage nachzudenken, als er einen Hund wahrnahm, der auf ihn zulief, und einen Beutel im Maul trug. Craig

dachte, der Hund könnte von einer übelgesinnten Person abgesendet seyn, die im Walde versteckt sey, und Streit mit ihm anzufangen suche: er wollte ihn daher fortjagen. Aber das Thier ließ sich nicht abtreiben, bis er ihm zuletzt den Beutel abnahm, in welchem er eine Geldsumme fand, die ihn in den Stand setzte, weiter zu reisen. Ihr werdet hiebei von selbst an die Dohle des Dolanscius und an die Henne des Joh. Brenz denken. Craig kam nach Wien, wo er vor dem Erzherzog von Oestreich, nachherigem Kaiser Maximilian II., predigen mußte. Dieser Fürst hätte ihn gern bei sich behalten; aber weil ihn der Papst auskundschaftete und verfolgte, so wurde Craig mit sicherem Geleite entlassen. Im Jahr 1560 kam er nach Schottland, und wurde sogleich in das reformirte Predigtamt aufgenommen. Weil er aber während einer 24jährigen Abwesenheit seine Muttersprache fast ganz vergessen hatte; so predigte er Anfangs lateinisch vor Denen, die ihn verstehen konnten. Späterhin wurde er der Amtsgenosse des Joh. Knox, und hat zur völligen Reformation seines Vaterlandes kräftig mitgewirkt.

Eine ähnliche Errettung erfuhr Barbara di Montalto, die Gattin eines italienischen Arztes, dessen Haus auf einen See gebaut war, und in alten Zeiten als Vertheidigungsplatz gedient hatte. Es hatte eine verborgene Thüre, welche zu öffnen die Stärke von 6 Männern erforderte. Diese Thüre gieng auf das Wasser, wo ein Boot zur Aufnahme der Hausbewohner für den Fall einer hereinbrechenden Gefahr in Bereitschaft lag. Der Arzt hatte diese Thüre in Folge eines beängstigenden Traums bei Nacht durch seine Leute öffnen lassen. Früh Morgens traten die Diener der Inquisition in das Haus, drangen in das Zimmer ein, in welchem die Frau sich eben ankleidete, und zeigten ihr einen Befehl vor, sie in's Gefängniß zu führen. Mit großer Besonnenheit bat sie um Erlaubniß, sich in dem anstoßenden Zimmer vollends ankleiden zu dürfen, stieg dann die Treppe hinab, sprang

in's Boot, und wurde vor den Augen ihrer Feinde davon gerudert. Sie war angeklagt, die Messe gelästert zu haben, und wäre wahrscheinlich verbrannt worden.

Nicht so glücklich waren die Waldenser, die sich in Calabrien niedergelassen, und bis auf 4000 Seelen vermehrt hatten. Mit Frauen und Kindern mußten sie die beiden Städte Santo Risto und La Guardia verlassen, und sich in Wälder und Schlupfwinkel zurückziehen, wo ein Theil unter dem Schwert räuberischer Soldaten fiel, ein anderer durch Hunger und Elend umkam. Die Uebrigen wurden gefangen genommen und auf die Folter gelegt, um Verbrechen zu gestehen, die sie nie begangen hatten. Ein gewisser Stephano Carlino wurde so lange gefoltert, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe hiengen. Ein Anderer, Namens Verminell, mußte acht Stunden auf dem Folterinstrument, die Hölle genannt, liegen, ohne jedoch etwas zu bekennen, was man gern gehört hätte. Ein gewisser Marzone wurde nackt mit eisernen Ruthen gepeitscht, durch die Straßen geschleift, und dann mit Fackeln todtgeschlagen. Bernardino Conte wurde mit Pech überzogen, und vor den Augen des Volkes verbrannt. Sechszig Frauen wurden auf die Folter gelegt, und der größte Theil derselben starb an den empfangenen Wunden im Gefängniß.

Dieß grausame Verfahren gegen die Waldenser zu Montalto im Jahre 1560 schildert ein Augenzeuge, der selbst römischer Katholik war, auf folgende Weise: „das fürchterliche Gericht, das heute früh den 11. Juni über die Lutheraner ergangen ist, kann ich, um die Wahrheit zu gestehen, nur dem Abschlachten von vielen Schafen vergleichen. Sie wurden alle in ein Haus wie in einen Schafstall eingesperrt. Der Nachrichter gieng hinein, und brachte Einen heraus, und nachdem er ihm das Gesicht mit einem Tuche verbunden hatte, führte er ihn auf einen freien Platz nahe bei dem Hause, ließ ihn niederknieen, und schnitt ihm die Kehle mit einem Messer ab. Er nahm ihm hierauf das blutige Tuch ab,

und holte sich einen Andern, den er auf dieselbige Weise umbrachte. Auf diese Art wurden Alle, 88 an der Zahl, hingerichtet. Niemand, der der Hinrichtung von Einem beigewohnt hatte, konnte es aushalten, die eines Zweiten zu sehen, und kaum kann ich mich der Thränen enthalten, indem ich dieses schreibe. Die Hingebung und Geduld, mit der sie zum Märtyrerthum und zum Tode giengen, ist unglaublich. Mich schaudert, wenn ich daran denke, wie der Henker mit dem blutigen Messer in den Zähnen, und das triefende Tuch in der Hand, mit blutigen Armen in das Haus gieng, und Einen nach dem Andern herausholte, gerade wie der Mezger die Schafe, welche er zu schlachten gedenkt. Auf Befehl sind bereits Wagen angekommen, um die Leichname wegzubringen, welche geviertheilt, und von einem Ende Calabriens bis zum andern an den öffentlichen Heerstraßen aufgehängt werden sollen.“ Ein Jüngling, Namens Samson, wurde von der Spitze eines Thurmes herabgeworfen. Als am folgenden Tage der Vicekönig an dem Thurme vorbeigieng, sah er den armen Menschen noch lebendig da liegen, obgleich alle seine Gebeine zerschmettert waren. Er stieß ihn mit dem Fuß an den Kopf, und sagte: „Lebt der Hund noch? Man werfe ihn den Schweinen zum Fressen vor!“ Ein neapolitanischer Geschichtschreiber jenes Zeitalters sagt von den obigen Metzeleien Folgendes: „Einigen wurde die Kehle abgeschnitten; Andere wurden mitten durchgesägt, und noch Andere von dem Gipfel hoher Felsen herabgestürtzt. Alle wurden grausam, aber verdienter Weise hingerichtet. Es ist sonderbar, was man von ihrer Hartnäckigkeit hört: denn während der Vater den Sohn, und der Sohn den Vater hinrichten sah, bezeugten sie nicht allein keinen Schmerz; sondern äußerten fröhlich, daß sie Engel Gottes werden würden. So sehr hatte der Teufel, dem sie sich hingegeben hatten, sie verblendet.“

Paleario, ein italienischer Protestant, antwortete auf die Frage, welches der Hauptgrund sey, auf den

die Menschen ihre Seligkeit bauen könnten: —„Christus!" Als man ihn fragte, welches der zweite Grund sey, gab er zur Antwort: „Christus!" Und als er gefragt wurde, welches der dritte sey, erwiederte er: „Christus!" In

einem Schreiben an seine Richter sagt er: „In einer solchen Zeit wie diese sollte nach meiner Meinung kein Christ in seinem Bette sterben. Angeklagt, in's Gefängniß geworfen, ausgepeitscht, aufgehangen, in einen Sack eingenäht, und den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, ist noch wenig. Man lasse mich an einem Feuer rösten, wenn nur die Wahrheit durch einen solchen Tod an's Licht gefördert wird." Sein Wunsch wurde ihm gewährt, und er starb standhaft den Feuertod.

Bartoccio wurde im Jahr 1567 in Genua lebendig verbrannt. Festen Schrittes und mit unveränderter Miene gieng er zum Richtplatz, und als er schon von Flammen eingehüllt war, ließ er noch deutlich den Ruf hören: „Viktoria! Viktoria!"

In Spanien hatte man schon einige Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst angefangen, die vorhandenen wissenschaftlichen Bücher durch's Feuer zu zerstö-

ren. Im Jahr 1434 wurde die Bibliothek Heinrichs von Arragonien unter dem Vorwande verbrannt, daß sie Bücher über die Zauberei enthalte. Die kostbarsten hebräischen und arabischen Handschriften, griechische, lateinische und castilianische Werke, wurden auf einen Scheiterhaufen gelegt, und verbrannt. Die unwissenden Geistlichen wollten nicht dulden, daß es noch andere Wissenschaften geben sollte als die ihrige; und je tiefer sie das Volk in Unwissenheit sinken ließen, desto leichter konnten sie ihre willkürliche Gewissensherrschaft ausüben, und es zu ihren Zwecken mißbrauchen. Allein so hoch und steil auch die Mauer der Pyrenäen ist, welche Spanien von Europa trennt, so fanden doch die neuen Lehren, welche in Deutschland sich erhoben hatten, Eingang in das Land. Unter dem fünften General-Inquisitor fiengen die Meinungen der Reformatoren an, sich in Spanien zu verbreiten. Ein einziger Basler Buchhändler ließ viele hundert Exemplare von den Schriften Luthers und anderer Reformatoren auf der Frankfurter Messe aufkaufen, und schickte sie über Paris nach Spanien. Ebenso führte Julian v. Hernandez viele Schriften der Reformatoren in diesem Lande ein. Er wurde bei seiner Rückkehr festgenommen, mehrmals gefoltert und überwiesen, eine große Menge Bücher in Fässern mit doppelten Böden, welche in dem inneren Zwischenraum nur etwas weniges Franzwein enthielten, in das Land eingebracht zu haben. Nach unerhörten Martern wurde er lebendig verbrannt.. Auf diese Weise verbreitete sich die Lehre der Reformatoren in kurzer Zeit auf der ganzen Oberfläche Spaniens, vom atlantischen bis zum mittelländischen Meere, von den Pyrenäen bis nach Portugall, und würde bald tiefe Wurzeln geschlagen haben, wenn nicht die Inquisition sich beeilt hätte, ihr durch Feuer und Schwert Einhalt zu thun. Davon sagte einer von den Inquisitoren selbst: „Es war hohe Zeit: denn zwei Monate später würde es zu spät gewesen seyn.“ Ueberall neigten sich Menschen beiderlei Ge-

schlechts, aus allen Ständen und Lebensaltern, mit der erstaunlichsten Leidenschaft zu ihr hin, und nur die große Wachsamkeit der Inquisition konnte ihre weitere Verbreitung verhindern. Ein unglückliches Weib, Maria Gomez, war die erste Veranlassung der Verfolgung. Sie war Haushälterin bei Zafra, einem Geistlichen zu Sevilla, und wohnte den geheimen Versammlungen der Protestanten bei, welche derselbe in dieser Stadt hielt. Auf einmal wurde die Frau verrückt; man sperrte sie ein, sie wußte aber zu entkommen, und eilte nach der Inquisition, welcher sie in ihrem verwirrten Zustande Alles entdeckte. Als sie späterhin wieder zur Besinnung kam, blieb sie bei ihrem Bekenntniß der evangelischen Lehre, und wurde mit ihrer Schwester und deren drei Töchtern verbrannt.

Am 21. Mai 1559 wurde die erste öffentliche Kezerverbrennung, Auto-da-Fe genannt, in Valladolid gehalten; und von da an stellte ein jedes spanisches Kezergericht in den großen Städten jährlich wenigstens Ein solches Auto-da-Fe an, bei welchen jedesmal eine kleinere oder größere Zahl von Protestanten in Gesellschaft von Juden, Muhamedanern, Ehebrechern, Zauberern, und anderen Verbrechern durch's Feuer hingerichtet wurde. Wer sich auf dem Scheiterhaufen noch zum Widerrufe bringen ließ, der genoß die Gnade, vorher erdrosselt zu werden, ehe man ihn verbrannte.

Unter Anderen wurde ein Bruder mit seinen zwei Schwestern zum Feuertode verdammt. Die drei Pfähle, an welche sie gebunden wurden, standen dicht nebeneinander, und in dem Augenblick, wo man den Scheiterhaufen anzündete, hörte man die Schwestern noch die Versicherungen ihrer Glaubensfestigkeit wiederholen. Bis dahin hatte der Bruder (er hieß Gonzalez) einen Knebel im Munde, und die wenigen Minuten, da er noch Freiheit hatte zu reden, verwendete er dazu, seinen Schwestern Muth einzusprechen, und sang mit ihnen den

109 Psalm. Sie hörten erst dann auf zu singen, als die Flamme ihre Stimmen erstickt hatte.

Durch so grausame und fortgesetzte Verfolgungen wurde es dahin gebracht, daß wenige Jahre nachher keine Spur mehr von den spanischen Protestanten zurückblieb als die Asche von den Scheiterhaufen der Inquisition. Aber vergessen sollen sie nicht seyn, die edlen Märtyrer, und im Himmel stehen ihre Namen und ihre Kronen!

---

4) Geschichte der Reformation in Frankreich und den übrigen Ländern.

Auch in Frankreich fand das reformirte Glaubensbekenntniß großen Einfluß, und gewann mehrere Millionen Anhänger, die von ihren Gegnern Hugenotten genannt wurden (nach dem Namen einer niederländischen Sekte, die sich Huggenooten, Geistgenossen, nannte). Nachdem sie durch viele Kriege und Verfolgungen gegangen, und in der sogenannten Pariser Bluthochzeit (1572) viele tausend Menschen verloren hatten, wurde ihnen endlich im Jahr 1598 völlige Religionsfreiheit gewährt. In den Niederlanden, welche damals unter spanischer Herrschaft standen, vermochte die Inquisition, so furchtbar sie auch wüthete, doch nicht, den evangelischen Glauben zu unterdrücken; und in den nördlichen sieben vereinigten Provinzen gewann er die Oberhand. Pistorius und andere Reformatoren hatten dort die gute Saat ausgestreut, die mit Blut reichlich befruchtet wurde. In Dänemark und Norwegen, wo Taussan und andere ausgezeichnete Männer die reine Lehre verkündigten, bekannte sich der König Friedrich I. zur Reformation, und die Evangelischen erhielten (1527) gleiche Rechte mit den Katholiken. In Schweden führte der König Gustav Wasa, mit Hülfe des Olaus Petri und anderer tüchtiger Pre-

diger die Reformation ein, und sorgte zugleich für den christlichen Unterricht der im Norden noch übrigen heidnischen Lappländer. In Polen, Ungarn und Siebenbürgen fand die reformirte Lehre Raum; Liefland, Esthland, und Curland bekannten sich frühzeitig zu der lutherischen Lehre. Bis hinauf in das ferne kalte Island drang das helle Licht der Reformation, und vertrieb die alte Nacht des Aberglaubens.

Wie groß ist unter dem Segen Gottes das Werk geworden, dessen erste Anfänge so unscheinbar waren! In der Mitte des sechsten Jahrhunderts brachten zwei nestorianische Mönche die ersten Seidenraupeneier aus China, die sie in einem Bambusrohre verborgen hatten; — und jetzt treffet ihr in Deutschland kein Bauermädchen an, die nicht etwas von Seide an sich trüge. Wenn etwas auch klein ist, wenn es nur Leben in sich hat! Ein einziger Schlag Feuer kann einen ganzen Wald anzünden; ein einziger Apfelkern kann 100,000 Gärten mit Bäumen versehen. In jenen 95 Sätzen war Leben, es waren Saatkörner, Feuerfunken; sie zündeten, sie trugen Frucht. Weithin brannte das Feuer: denn des HErrn Geist blies darein; — weithin wallte die Saat: denn der Hauch des Allmächtigen bewegte sie.

---

5) Fernerer Kampf des Papstthums mit der protestantischen Kirche.

Bei den gewaltigen Verlusten, welche das Papstthum, trotz aller Gegenanstrengungen, durch die Reformation zu leiden hatte, konnte ihm nichts erwünschter kommen, als die Erhebung einer geistlichen Macht innerhalb der römisch-katholischen Kirche, welche sich bald als eine Hauptstütze des päpstlichen Ansehens kund machte. Ich meine den Jesuitenorden, den ein spanischer Edelmann, Ignatius Loyola, stiftete, und der im

Jahr 1540 die päpstliche Bestätigung erhielt. Schon vorher gab es eine Anzahl solcher Mönchsgesellschaften (Orden), welche durch besondere Kleidung, Regeln und Gelübde sich von einander unterschieden, und ihren Namen von ihrem Stifter, wie die Benediktiner, Franziskaner, Dominikaner, Pauliner, Bernhardiner; oder von ihrem ersten Aufenthaltsort, wie die Carmeliter, Trappisten, Karthäuser, oder von anderen Umständen, wie die Augustiner, Kapuziner u. A., erhielten. Zu den drei gewöhnlichen Gelübden der Mönchsorden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, fügte Ignatius noch ein viertes: unbedingten Gehorsam gegen das Papstthum. Bei'm Tode des Stifters (1556) hatte der Orden schon über 1000 Mitglieder, und erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Während mehrere eifrige Männer aus seiner Mitte in ferne Länder (z. B. Indien, China, Japan) ausgiengen, um dem Papstthum anstatt der abgefallenen neue Anhänger unter den Heiden zu gewinnen, schien es eine Zeit lang, als ob etwas von dem apostolischen Geiste in dieser Gesellschaft Jesu, wie sie sich nannte, aufgelebt wäre: denn es zeigten sich wirklich unter ihnen Leute von aufrichtiger Frömmigkeit, großer Hingebung und ungemeiner Standhaftigkeit, von deren Arbeit und Leiden man nur mit Rührung hören kann; aber bald mischten sich allerlei Unlauterkeiten in ihr Werk, so daß es doch nicht recht gedeihen konnte; und zu gleicher Zeit hatte die Gesellschaft in Europa eine so bedenkliche Richtung genommen, daß von ihr und für sie nur Verderben erwartet werden konnte. Sie ließen sich in weitläufige Handelsunternehmungen ein, suchten durch großen Prunk von Gelehrsamkeit sich Credit zu erwerben, und hauptsächlich die Erziehung, das Vertrauen, und die Geheimnisse der Fürsten in ihre Gewalt zu bekommen. Ihre offnen und geheimen Grundsätze und Lehren waren zum Theil verabscheuungswürdig, und machten sie mit allen Verbrechen vertraut. So behauptete z. B. einer von ihnen: Gott könne verbieten, Ihn anzu=

beten, und den Nächsten zu lieben, Er könne die Lügen befehlen u. s. w.; ein Anderer lehrte: es sey genug, Gott im Augenblick des Todes zu lieben. Da sie nun solche Grundsätze auch in Anwendung brachten, so ist es leicht zu erklären, daß sie geschworne Feinde der Protestanten waren, und sowohl öffentlich als insgeheim an der Ausrottung der evangelischen Kirche arbeiteten.

Damit steht in Verbindung die Errichtung einer Gesellschaft zur Ausbreitung des römischen Glaubens, welche im Jahr 1622 in Rom zu Stande kam, und unter der Benennung Propaganda (congregatio de propaganda fide) bekannt geworden ist. Der Zweck dieser Gesellschaft war, unter den nicht römischen Christen so wie unter Juden, Muhamedanern und Heiden, Anhänger für die römische Kirche zu gewinnen; und man bediente sich dazu aller möglichen Kräfte und Künste. Es wurde in Rom eine noch jetzt bestehende Anstalt eröffnet, in welcher viele Jünglinge zu Missionaren erzogen, und in den Sprachen verschiedener Nationen unterrichtet werden. In Abessynien und Japan, in China und Ostindien, in Paraguay und Canada haben diese Missionare ihre Arbeitsstätten aufgesucht, und an vielen Orten große Haufen von Heiden zu der römischen Kirche gebracht. Der große Tag Christi wird es einst klar machen, ob unter dem vielen Holz, Heu und Stoppeln, das sie bauten, auch Gold und Silber gewesen.

In der großen Kirchenversammlung zu Trient, welche von 1545 bis 1563 gehalten wurde, sollte zwar die längst versprochene Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern durchgeführt werden; allein es war den Päpsten mit diesem Versprechen nie recht Ernst gewesen, und ihre Absicht gieng nur dahin, ihr Gebäude immer mehr zu befestigen, und es gegen die Angriffe ihrer Feinde zu sichern. So wurde denn auch diese Kirchenversammlung mit dem Vorsatz geschlossen, die evangelische Lehre mit Stumpf und Stiel auszurotten, wo es möglich wäre. Gieng dieß nicht auf anderem Wege, so

war auch kriegerische Hülfe willkommen; und der grausame Herzog Alba durfte sich rühmen, er habe in den Niederlanden 18,000 Protestanten mit dem Schwert hinrichten lassen. Bald kam die Reihe auch an Deutschland, und ein dreißigjähriger Krieg (1618—1648), der in Böhmen seinen Ursprung nahm, hätte die deutsche evangelische Kirche wahrscheinlich um ihre Unabhängigkeit gebracht, wäre nicht ein Retter von Gott gesendet worden, dem es gegeben war, den stolzen Feind zu demüthigen, und für die evangelische Glaubensfreiheit sein Leben zum Opfer darzubringen. Ihr merket schon, daß ich den König von Schweden, Gustav Adolph, meine. Schon war im Jahr 1629 die katholische Parthei so weit Meister geworden, daß ein kaiserlicher Befehl den Evangelischen zumuthete, alle Kirchengüter an die Katholiken zurückzugeben. Da betrat der fromme Schwedenkönig, den 4. Juni 1630, mit seinem kleinen aber tapfern Heere den deutschen Boden, und wie er mit Gott sein Werk anfieng, so war Gott auch mit ihm. Als ein würdiger Kämpfer für das Evangelium machte er seinen Soldaten nicht durch Fluchen und Versprechungen Muth, sondern durch Gesang und Gebet; und er selbst bewies eben so viel Demuth als Muth. Als er im Jahr 1631 in die Stadt Kemberg kam, versammelte sich eine Menge junger Leute vor seinem Hause. Er fragte nach der Ursache, und ein Geistlicher des Orts sagte ihm: „Sie wollen den großen König aus Schweden sehen.“ Schnell eilte der König auf die Gasse, und rief der Versammlung zu: „Ihr lieben Kinder, hier seht ihr einen großen Sünder aus Schweden, den nur einfältige Leute den großen König von Schweden nennen.“ Bei Leipzig schlug er am 17. Sept. 1631 das feindliche Heer unter dem General Tilly, zog siegreich durch Deutschland, und wurde von den Protestanten überall als Retter bewillkommt. Nun schickte der Kaiser den tapfern Feldherrn Wallenstein gegen ihn aus, und nach langem Zögern kam es am 16. Nov. 1632 auf

den Ebenen von Lützen zur Schlacht. Als der Morgen anbrach, lag ein dichter Nebel über der Gegend. Gustav Adolph benützte diese Frist, um mit seinem ganzen Kriegsheer einen Gottesdienst auf freiem Felde zu halten. Das Lied von Luther: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen" ꝛc. wurde von dem ganzen Heere gesungen, darauf das Lied: „Es woll' uns Gott genädig seyn, und Seinen Segen geben." Kurz vor der Schlacht hatte der König seinem Hofprediger ein Lied in die Feder diktirt, das also beginnt: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obgleich die Feinde Willens seyn, dich gänzlich zu zerstören" ꝛc. Die Melodie dieses Liedes wurde nun von der Kriegsmusik vor dem ganzen Heere gespielt, und nachdem der König auf diese Weise die Herzen seiner Soldaten mit dem Vertrauen auf Gott gestärkt hatte, bestieg er sein Pferd mit den Worten: „Nun wollen wir daran! Das walte der liebe Gott! Der helfe uns heute streiten zu Seines Namens Ehre!" Das war Morgens um 9 Uhr. Zwei Stunden später traf ihn eine Kugel, und sterbend fiel er vom Pferde. Sein Tod aber war für sein Heer der Führer zum Siege, und die Feinde mußten das Schlachtfeld räumen.

Auch nach Gustav Adolphs Tode halfen die Schweden den deutschen Protestanten, bis endlich nach 16 Jahren (den 24. Okt. 1648) zu Münster der westphälische Friede geschlossen wurde, in welchem den Protestanten völlige Religionsfreiheit ausgewirkt worden ist. Aber wie verwüstet sah Deutschland am Ende dieses 30jährigen Krieges aus! Im Ganzen hatte es gegen zwei Drittheile seiner Einwohner, in manchen Gegenden noch viel mehr verloren. Ganze Dörfer standen leer, verwüstet, verbrannt; in anderen waren Kirchen und Schulen verwaist, und junge Leute, die kaum aus der Schule entlassen, und ein Jahr auf der Universität gewesen waren, wurden genöthigt, Pfarrstellen anzunehmen und zu verwalten. Manche Städte haben sich seit-

dem nie wieder zu der Volkszahl und dem Wohlstand erheben können, welche sie vor diesem verheerenden Kriege erreicht hatten. Die Aecker waren verwildert, und die Menschen ebenfalls; Millionen waren dahin geopfert, und es sah aus, als hätte Gott Sein Deutschland einem endlosen Jammer preisgegeben. Und doch bewies Er Seine Fürsorge im Allgemeinen und Einzelnen auf so wunderbare Weise gerade in dieser Trübsalszeit. Davon will ich nur ein Beispiel erzählen. Im Jahr 1629 wurde der evangelische Prediger Felsnert in Olmütz, weil er sich aus seiner Gemeinde nicht wollte verjagen lassen, durch Veranstaltung der Jesuiten lebendig eingemauert. Als nun die Schweden im Jahr 1642 diese Stadt eingenommen hatten, hörte eine Schildwache auf dem Wall eine Stimme aus der Tiefe, und dachte, es müsse hier Jemand begraben seyn. Auf die Anzeige davon ließ der schwedische General Winter aufgraben; und siehe, da fand man einen alten Mann, der aber, wie er an die Luft kam, unmächtig wurde. Als er wieder zurecht gebracht war, erzählte er, wie man ihn vor 13 Jahren hier eingemauert habe. Auf die Frage, wie er so eine lange Zeit hindurch mit Speise versehen worden sey, erwiederte er: zwei oder drei Tage lang haben ihn zwar Hunger und Durst ein wenig angefallen; aber da es auf's Höchste gekommen, sey er in einen sanften Schlaf gefallen, worauf er weder Hunger noch Durst mehr empfunden. Und so sey es jedesmal gegangen (Ps. 127, 2.). Er predigte hierauf am Ostertag noch einmal in seiner ehemaligen Kirche, und starb drei Wochen hernach.

Nun war's freilich Friede; aber älter und gewisser als die westphälische Friedensurkunde ist das Wort Jesu: „In der Welt habt ihr Angst.“ Das Verfolgen hörte noch nicht auf. So wurden in Irland den 23. Mai 1641 mehr als 150,000 Protestanten auf gräuliche Weise ermordet, und Papst Urban VIII. sprach die Mörder frei. — In Frankreich wurde das Religionsedikt von

Nantes, das den Protestanten freie Religionsübung versicherte, im Jahr 1685 feierlich aufgehoben, und die Reformirten wurden von einem Heere fühlloser Soldaten mit dem rohsten Muthwillen behandelt. Männer und Weiber hieng man lebendig an die Hacken rauchender Kamine. Anderen wurden alle Haare ausgerissen. Man führte sie mit glühenden Zangen an der Nase herum, nöthigte sie mit bloßen Füßen auf brennenden Kohlen zu gehen, ließ sie durch Pferde auseinanderreißen, oder nagelte sie an hohe Pfosten an, und ließ sie hangen, bis sie starben. Alle Gräuel der Waldenser-Verfolgungen wiederholten sich, und jene Hunderttausende, die aus Frankreich mit großer Gefahr entkamen, durften sich glücklich preisen. Sie fanden in England, Holland, Preußen und andern Ländern freundliche Aufnahme. Zu gleicher Zeit hatten die Reformirten in der Pfalz, die unter katholische Fürsten gekommen waren, einen schweren Druck zu leiden. Eine große Trübsal brach über die evangelisch Gesinnten in Salzburg aus (1732), welche von den Hussiten abstammten. Der Erzbischof von Salzburg setzte ihre Standhaftigkeit durch eine grausame Behandlung auf eine harte Probe, die aber glücklich bestanden wurde. An allen Orten sah man Brandsäulen und Scheiterhaufen, auf welche die evangelischen Lehrer geworfen wurden; ja es ermüdeten den Scharfrichtern ihre Hände von der Menge derer, die sie mit dem Schwert hinrichten mußten. Fromme Weiber wurden in Säcke genäht, und ertränkt; alle Gefängnisse lagen voll unschuldig gefangener evangelischer Christen. Diejenigen, welche am leichtesten davon kamen, wurden gestäupt und aus dem Lande verwiesen. Endlich erhielten die Uebriggebliebenen, mehr als 30,000 Personen, auf die dringendste Fürbitte der deutschen protestantischen Reichsstände, die Erlaubniß, mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe ihr Vaterland zu verlassen, und in Preußen, Nordamerika und andern Ländern sich eine zweite Heimath zu suchen.

6) Geschichte des inneren Zustands der protestantischen Kirche.

Es ist eine bekannte Unart des menschlichen Herzens, daß es trotzig wird, sobald gute Tage kommen, und der schwere Druck der Trübsal nachläßt. Wo aber Trotz ist, da ist auch Rechthaberei und Streit, und die Gemüther, welche sich in der Zeit der Noth eng aneinander angeschlossen hatten, folgen dem Zug ihres eigenen Sinnes. Je näher aber die Christen ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, Christus, stehen, desto näher sind sie auch miteinander verbunden, und je mehr sie sich von einander trennen, desto ferner stehen sie Ihm. Von den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten über das heilige Abendmahl und über die Allgegenwärtigkeit der verklärten Menschheit Christi ist schon die Rede gewesen; aber auch unter den lutherischen Lehrern selbst entstand noch zu Lebzeiten Melanchthons allerlei Zwiespalt über die Lehren vom freien Willen, von der Erbsünde, von guten Werken und dergl.; und nach seinem Tode kam es so weit, daß man sich genöthigt sah, die sogenannte Vereinigungsformel (formula concordiae) aufzustellen, in der die Glaubenslehren der lutherischen Kirche genauer bestimmt wurden, und welche bis auf unsere Zeit als eine der Bekenntnißschriften (symbolische Bücher) dieser Kirche in Gültigkeit gewesen ist. Aber allen Streitigkeiten konnte man natürlich damit nicht ein Ende machen: denn wie über den Sinn des vollkommenen Gotteswortes, so kann auch über ein unvollkommenes Menschenwort, wie wohlgemeint und fleißig es verfaßt seyn mag, verschiedene Meinung entstehen. Wären alle Lehrer der Kirche wahrhaft wiedergeborne Menschen gewesen, so würde es freilich friedlicher hergegangen seyn; aber weil man eine richtige Erkenntniß der Wahrheit haben kann, ohne inneres Leben aus Gott zu haben, so suchte man häufig durch Worte zu ersetzen,

was an Kraft und Leben abgieng. Auch unter dem Volke zeigte es sich, daß eine neue Lehre noch kein neues Herz macht, und deßhalb mußten schon die Reformatoren zu ihrer Zeit Klage darüber führen, daß bei den Bekennern der reinen Lehre das Leben noch so wenig im Einklang mit ihrem Bekenntniß stehe. Luther selbst bekannte aufrichtig: es sey eine Seltenheit um einen rechten Christen. „Wollte Gott", sagt er, „die meisten von uns wären wenigstens gute fromme Heiden, die das natürliche Recht hielten!" In einer andern Stelle klagt er über die schlechte Kindererziehung, und setzt hinzu: „Daher kommt es, daß so ungezogenes wildes Volk unter den deutschen Christen ist, als man kaum in der Welt findet, und daß das Verderben auf allen Seiten herrscht. Es muß bei den Kindern angefangen werden, wenn Besserung erfolgen soll." — Ein anderer Schriftsteller beschließt seine Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts mit den Worten: „Es ist Alles unter den Christen voll Uneinigkeit und Mißtrauen; die Sünden sind auf's Höchste gestiegen, und Niemand bereut sie mehr." — Auch im siebzehnten Jahrhundert hört man solche Klagen aus dem Munde frommer Männer. Der treffliche Johann Valentin Andreä äußert sich darüber folgendermaßen: „Wir mögen unsre Kirchen, oder Höfe, oder Universitäten ansehen; so fehlt es nirgends an Ehr- und Geldgeiz, Schwelgerei, Unzucht, Neid, Faulheit, und dergleichen herrschenden Sünden." In einer andern Stelle sagt er: „Allen wollte ich Etwas abnehmen und Etwas zulegen. Den Fürsten wollte ich geben mehr Gottseligkeit, und weniger Verschwendung. Den Räthen mehr Muth, und weniger Eigennutz. Den Consistorien mehr Barmherzigkeit, weniger Menschengefälligkeit. Den Edelleuten mehr Tapferkeit, weniger Gottlosigkeit. Den Gottesgelehrten mehr exemplarisches Leben, weniger Ehrgeiz. Den Rechtsgelehrten mehr Gewissen, weniger Gewinnsucht. Den Aerzten mehr Erfahrung, weniger Neid. Den Professoren mehr Verstand, weniger Einbildung. Den Schuldienern mehr gründliche Gelehrsamkeit, weniger Pedanterie. Den

Staatsdienern mehr Aufrichtigkeit, weniger Gottesleugnung. Den Studenten mehr Fleiß, weniger Aufwand. Den Soldaten mehr Gottes Wort, weniger Blutdurst. Den Pfarrern mehr Wachsamkeit, weniger Trachten nach Einkünften.“ — Der fromme Scriver versichert: die Kirche seiner Zeit sey fast allenthalben einem Acker ähnlich, der mit Dornen und Disteln so überwachsen sey, daß man selten ein liebliches Blümchen und heilsames Kräutchen finde.

Unter solchen Umständen, da die meisten Kirchenlehrer, anstatt auf eine gründliche Bekehrung der Menschen zu Gott hinzuarbeiten, den höchsten Werth auf die Erhaltung einer unverfälschten Lehre legten, und sich in unnütze Streitfragen und Spitzfindigkeiten verloren, erweckte Gott einige fromme und reichbegabte Männer, die es auf's Tiefste empfanden, was dem Heil der Kirche Noth thue, und eifrig Hand anlegten, um den Schaden Josephs zu heilen. Unter ihnen ist zuerst Johann Arnd zu erwähnen, Generalsuperintendent in Celle (geb. 1555, gest. 1621), ein frommer geistvoller Mann, der in seinen Sechs Büchern vom wahren Christenthum den einfachen Weg zur Erkenntniß Gottes aus Seinen Werken und Worten zeigte, und vielen tausend Seelen ein Führer zum Licht und zur Seligkeit geworden ist. Sein Buch wurde fast in alle europäische und in mehrere asiatische Sprachen übersetzt, und ist bis auf diesen Tag eines der liebsten Erbauungsbücher aller wahren Christen in Deutschland gewesen. Nichtsdestoweniger wurde er von manchen seiner Zeitgenossen als ein Irrlehrer verschrieen, und hatte viele Anfeindungen und Verkezerungen zu erdulden. Unter seinen Geistesverwandten haben Johann Gerhard, obenerwähnter Andreä, und Christian Scriver den weitesten Wirkungskreis gefunden. Die geistreichen Erbauungsschriften des Letzteren sind auch in der neuesten Zeit wieder hervorgesucht, und Vielen zum Segen worden. An solche treffliche Vorarbeiter schloß sich Philipp Jakob Spener an (1635 — 1705), ein grundgelehrter, vorsichtiger und

erfahrungsreicher Mann, voll frommer Demuth. Er wurde geboren in Rappoltsweiler im Elsaß, und genoß eine christliche Erziehung. Als er in's Predigtamt kam, wurde es ihm zu einem rechten Herzensanliegen, bei dem offenbaren Verfall der protestantischen Christenheit dem thätigen lebendigen Christenthum wieder aufzuhelfen. Er sann auf ein Mittel, wie man einen belebenden Sauerteig unter die große träge Masse des geistlichtodten Volkes bringen könnte, da bei dem erstorbenen Zustande der Lehrer eine Erneuerung der Kirche von dieser Seite her nicht zu hoffen war. Als das Zweckmäßigste und Wirksamste erschien ihm das, wenn die ernstlichen Freunde des Evangeliums, ohne sich von der Kirche zu trennen, innerhalb derselben kleinere Gemeinschaften zu stiften suchten, welche, durch ihre genauere Verbindung und gemeinschaftliche Erbauung gestärkt, nach und nach eine heilsame Bewegung unter der Christenheit hervorbringen könnten. In dieser Absicht fieng er als Prediger in Frankfurt a. M. an, zuerst in seinem Hause, und hernach in der Kirche, besondere Versammlungen zu gemeinschaftlicher Erbauung zu halten, zu denen Jedermann freien Zutritt hatte. Er dachte, der unfruchtbare Baum der protestantischen Kirche könne durch diese neuen Propfreißer wieder veredelt und fruchtbar gemacht werden, und diese Hoffnung blieb auch nicht ganz unerfüllt. Sein Beispiel fand bald vielfache Nachahmung; und noch ehe Spener starb, gab es in Deutschland eine große Zahl solcher besonderer Erbauungs-Versammlungen. Da aber Spener zu gleicher Zeit behauptete: ein christlicher Lehrer müsse nicht bloß die lautere Lehre haben, sondern auch wiedergeboren seyn; da er gegen die unnützen Wortgezänke eiferte, und auf die heilige Schrift und einen gottseligen Wandel einen größeren Werth legte, da er seine Hoffnung eines besseren Zustands der Kirche so laut aussprach, und den damaligen in seiner Blöße aufdeckte: so fand er unter den Kirchenlehrern seiner Zeit heftigen Widerstand; seine Anhänger in Leipzig und Halle wurden Pietisten genannt, und einer seiner Geg-

ner, welche sich die Orthodoxen (Rechtgläubigen) nannten, fand es sogar sehr bedenklich, nach Speners Tode vom seligen Spener zu reden. Gegen 40 Jahre dauerten die Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und Pietisten; und an die Spitze der Letzteren trat nach Speners Tode August Hermann Francke, ein Mann in Speners Geist, ein Elisa im Mantel des Elias. Wie dieser Glaubensmann aus geringen Anfängen und von lauter freiwilligen Gaben, die ihm Gott immer zu rechter Zeit zuschickte, das große Waisenhaus zu Halle aufführte, in welchem noch bei seinen Lebzeiten etliche tausend Kinder unterrichtet, und zum Theil auch gespeist und verpflegt wurden; — das darf ich euch nicht erst erzählen: es ist überall bekannt. Aber nicht bloß für verwaiste Kinder sorgte er; auch der verwaisten Kirche wurden durch den Dienst Francke's und seiner treuen Mitarbeiter tüchtige Prediger, Seelsorger und Schullehrer verschafft, die von dem Evangelium Jesu als einer lebendigen Gotteskraft durch Wort und Wandel Zeugniß ablegten. Die Früchte ihrer Arbeit hängen noch an dem Baum der evangelischen Kirche; und mancher Zweig desselben, der frisch und lieblich grünt, würde dürr und todt in die Luft hinausragen, wenn nicht Gott sich damals über Sein Zion erbarmt, und ihm diese Erfrischung gnädig verliehen hätte.

---

7) Geschichte der böhmischen Brüder und der Brüdergemeinde.

Wie es einem Missionar auf einer wilden Insel der Südsee zu Muthe ist, wenn er nach langem Harren endlich ein Schiff landen sieht, das ihm einen Gehülfen mitbringt; wie er jubelnd ihn willkommen heißt, und in seine Arme schließt: so standen auch die böhmischen Brüder, welche 40 Jahre zuvor die ganze Welt nach gleichgesinnten Christen hatten durchsuchen lassen, hoch-

erfreut, als sie die erste Kunde von dem muthigen Auftreten Luthers erhielten. Schon im Jahr 1519 schrieben einige calixtinische Priester an Luther, ermahnten ihn zur Beständigkeit und Geduld, und erklärten seine Lehre für die reine evangelische. Luther antwortete ihnen, munterte sie zum Ausharren in der erkannten Wahrheit auf, und warnte sie, sie sollten sich nicht durch eitle Friedenshoffnungen von den Papisten einschläfern lassen, wieder zu ihnen zu treten, damit sie nicht an dem Blut des Joh. Huß und des Hieronymus von Prag schuldig würden. — Auch die böhmischen Brüder suchten eine Verbindung mit Luther anzuknüpfen; aber sie wollten ihre Kirchenzucht nicht daran geben, und Luther sah keine Möglichkeit, sie in der protestantischen Kirche einzuführen; dieß verhinderte ihre völlige Vereinigung. Im Jahr 1542 schickten die Brüder zum letzten Mal Gesandte an Luther, um zu sehen, ob nicht bei den evangelischen Gemeinden die Annahme der Kirchenzucht doch noch zu hoffen sey. Die Gesandten waren Joh. Augusta, Georg Israel, und einige Andere. Sie fanden freundliche Aufnahme, und berichteten, die lutherische Lehre finde zwar in den hussitischen Gemeinden in Böhmen und Mähren immer mehr Eingang; aber weil in derselben nichts von der Kirchenzucht stehe, so nehme ihre Kirche dadurch Schaden, und verliere manche von ihren bisherigen Gliedern, denen das Joch der Zucht nicht mehr gefallen wolle. Ob denn ein solcher Mißbrauch des Evangeliums zu dulden sey? — Luther antwortete, das Papstthum habe nicht anders gestürzt werden können, als indem man das ganze Joch des Aberglaubens und Gewissenzwangs abgeworfen; nun aber, da er sehe, daß die Welt auf's Gegentheil (nämlich auf zügellosen Mißbrauch der Lehre von der freien Gnade) verfalle, merke er wohl, daß diesem Uebel nothwendig widerstanden, und die Kirchenzucht wieder hergestellt werden müsse. Man werde die Sache mit allem Ernst überlegen, sobald man dazu kommen könne. Bei'm Abschied reichte ihnen

Luther zum Zeichen der Gemeinschaft die rechte Hand, und sagte: „Seyd ihr Apostel der Böhmen; ich und die Meinigen wollen Apostel der Deutschen seyn! Treibet das Werk Christi bei euch, wie sich euch die Gelegenheit dazu darbieten wird; wir wollen es auch treiben, wie sich's bei uns wird thun lassen.“ — Luther selbst gab den böhmischen Brüdern das Zeugniß: „Es sind von der Apostel Zeiten her keine Leute aufgestanden, deren Gemeinden den apostolischen Lehren und Gebräuchen näher gekommen als die böhmischen Brüder. Und wenn gleich diese Brüder uns in der Reinheit der Lehre nicht übertreffen, so übertreffen sie uns doch weit mit ihrer geordneten Kirchenzucht, womit sie ihre Gemeinden im Segen regieren, und in diesem Stück lobwürdiger als wir sind, welches wir ihnen um der Ehre Gottes und um der Wahrheit willen eingestehen müssen, indem unser deutsches Volk sich unter das Joch der Kirchenzucht noch nicht beugen will.“

Im Jahr 1547 brach eine neue Verfolgung über die Brüder aus, weil sie dem Kaiser nicht hatten helfen wollen, den Churfürsten von Sachsen zu bekriegen. Die Vornehmsten wurden in's Gefängniß gelegt; Etliche mit Ruthen gestrichen, Andere um Geld gestraft, oder mit

dem Schwert hingerichtet, oder des Landes verwiesen. Besonders aber gieng es über die Kirchen und Prediger der Brüder her. Die Prediger mußten sich in unzugänglichen Klüften und Höhlen verbergen, und man stellte ihnen auf allerlei Weise nach. Unter Andern wurde Paul Bosaug, ein Diakonus, erhascht, und gefänglich eingezogen. Im Gefängniß bat er Gott inständig um seine Freiheit, und sah im Traum einen ehrwürdigen Mann, der ihm ein aus der Wand hervorragendes Eisen zeigte. Er erwachte, fand das Eisen, und machte mittelst desselben das Loch des Fensters in seinem Kerker so weit, daß er hindurchschlüpfen konnte. Vor Mattigkeit schlief er aber über der Arbeit ein, und wurde abermals durch einen Traum erinnert, es sey Zeit zu eilen, wenn er seinen nahen Peinigern entfliehen wolle. Er ließ sich nun in den Graben hinab, fand die Thüren des Gartens und Schlosses offen, wie ihm im Traum gesagt worden war, und verbarg sich in einer Krambude auf dem Markt. Hier fiel er abermals in Schlaf, und wurde wieder durch jene Stimme erweckt, welche ihm sagte: „Was verweilst du hier? Weißt du nicht, daß man die aus dem Gefängniß Entronnenen verfolgt?“ Nun eilte er hinweg, flüchtete sich nach Preußen, und starb dort im Jahr 1551. So schafft Gott in besondern Nöthen auch besondere Hülfe, und rettet durch ungewöhnliche Mittel diejenigen, welche auf Seine tägliche Macht vertrauen.

Ebenso wurde auch der oben erwähnte Lehrer Georg Israel gefangen, und sollte für seine Freiheit 1000 Gulden bezahlen. Seine Zuhörer und Freunde erboten sich, das Geld für ihn auszulegen; er aber weigerte sich großmüthig, es anzunehmen. „Es ist mir genug“, sagte er, „daß ich Einmal und vollkommen durch das Blut meines Heilandes Jesu Christi frei gekauft bin; und ich bedarf nicht, daß ich zum zweitenmal durch menschliches Gold und Silber erlöst werde. Behaltet nur euer Geld, welches euch in der bevorstehenden Lan-

desverweisung wird zum nothwendigen Zehrpfennig dienen müssen.“ Indessen befreite ihn Gott doch durch Seinen wunderbaren Schutz: denn er gieng bei hellem lichtem Tag mitten durch die Wächter, in der Kleidung eines Schreibers, die Feder hinter dem Ohr, Dinte und Papier in der Hand. Er kam glücklich davon, und begab sich nach Polen. — Mit ihm war der Oberälteste der Brüder, Johann Augusta, gefangen gesetzt worden. Durch dreimalige Folter, öftere Geißelung, und die nothdürftigste Nahrung von Wasser und Brod, wollte man ihn zum Bekenntniß vorgeblicher Verbrechen zwingen; und ob er gleich keines einigen überführt werden konnte, wurde er doch 16 Jahre im Gefängniß gehalten. Sein standhaftes christliches Betragen und sein kraftvolles Gebet drangen endlich selbst seine Peiniger, sich zu bekehren.

Indessen hatte sich auch in Posen, einer polnischen Stadt, eine Gemeinde von böhmischen Brüdern gesammelt, und Georg Israel war derselben als Prediger zugesendet worden (1551). Aber der Haß ihrer Feinde war so groß, daß er es noch im Jahr 1553 nicht wagen durfte, anders als in verborgenen Versammlungen zu predigen. Vor solche Häuser stellten die Brüder vertraute Wächter, welche alle verdächtigen und unbekannten Leute vom Eingang zurückhalten mußten. Ja damit die Stimme des Predigers und des singenden Häufleins draußen auf der Gasse nicht gehöret wurde, verstopften sie die Fenster mit Bettkissen. Dennoch kam dem Bischof zu Posen, Isbinsky, etwas von dergleichen Zusammenkünften zu Ohren, und dieser bestellte 40 Meuchelmörder, um durch sie den Georg Israel gewiß in seine Hände zu bekommen. Dieser floh nicht, versteckte sich auch nicht, sondern gieng frei aus, wartete seines Thuns, und verließ sich auf Gottes Bewahrung. Doch gebrauchte er dabei auch die ordentlichen Mittel, welche Vernunft und Klugheit ihm an die Hand gaben. Er veränderte z. B. immer seine Kleidung, und gieng bald als ein Hofmann

bald als ein Fuhrmann, bald als ein Koch, bald als ein Handwerksmann umher, so daß, unerachtet er öfters seinen Mördern begegnete, wenn er die Häuser der Gläubigen besuchte, dennoch die Augen seiner Häscher von Gott gehalten wurden, daß sie ihn nie erkannten. Ueberhaupt war der Haß gegen die Brüder so groß, daß man ihnen sogar das Begräbniß versagte; und einer von ihnen verordnete deßwegen bei seinem Sterben: man solle ihn nach seinem Tod in einen Fischweiher werfen, daß ihn die Fische verzehren.

Im Jahr 1565 kam der böhmische Kanzler, Joachim von Neuhaus, ein Feind der Brüder, nach Wien, und beredete den Kaiser Maximilian, einen Vertilgungsbefehl gegen die böhmischen Brüder zu unterschreiben. Aber da hieß es: „Beschließet einen Rath, und es werde nichts daraus: denn hier ist Immanuel!" (Jes. 8, 10.) Denn als der Kanzler mit diesem Befehl nach Böhmen zurückkehren wollte, und kaum zur Stadt Wien hinaus war, geschah es, daß ein Joch der Brücke über die Donau zerbrach, und er mit seinem Gefolge ertrinken mußte. Nur 6 Reiter retteten sich durch Schwimmen, und ein junger Edelmann, welcher erst im hohen Alter starb, und also lange Zeit ein lebendiger Zeuge dieses ernsten Gerichts gewesen, auch nachmals zur Gemeinschaft der Brüder übergetreten ist, weil er Gott für dieselben also wachen und streiten gesehen hatte. Als derselbe noch in der Donau herumschwamm, sah er seinen Herrn von den Wellen emporgetrieben, und hielt ihn so lange an seiner goldenen Kette, bis die Schiffer mit einem Kahn zu Hülfe kamen. Er wurde herausgezogen, war aber todt, und die Kapsel, in welcher die grausamen Befehle lagen, war untergegangen, und wurde nie wieder gesehen.

Von der inneren Beschaffenheit der Brüderkirche um diese Zeit gibt uns die Geschichte erfreuliche Schilderungen. Ein evangelischer Kirchenlehrer schreibt 1559 also von ihnen: „Es sind Leute in Böhmen, die man Brü=

der oder Pikarder und Waldenser nennt. Unter denselben sind alle Gelage, Tänze, Karten- und Würfelspiele verboten; die Uebertreter aber, nachdem sie ein- und andermal vergeblich gewarnt sind, werden aus der Gemeinde gestoßen, und nicht eher wieder aufgenommen, als bis sie öffentliche Zeichen ihrer Buße gegeben haben. An Werktagen ist kein Müßiggänger unter ihnen; am Sonntag aber kommen sie zusammen, sich aus Gottes Wort untereinander zu erbauen. Viele unter ihnen sind in der Schrift erfahrener als manche unserer Priester. Es sind besondere Krankenwärter bestellt, welche lehren, trösten und bedienen. Wo können wir dergleichen etwas unter uns aufweisen?" — Ein anderer frommer Mann schreibt: „Als ich im Jahr 1581 von Straßburg wieder nach Polen zurückkehrte, nahm ich einen kleinen Umweg über Böhmen, und besuchte die Brüder in Boleslav und Prag. Ihr Aeltester war damals Johannes Caleph, ein ernsthafter Mann, wie diese Leute alle sind. Ich besah Alles fleißig, und fragte nach allen Umständen und Anstalten, und es dünkte mich, als wenn ich in die Gemeinde zu Ephesus oder Thessalonich, oder eine andere apostolische Kirche gebracht worden wäre. Da hörte ich mit meinen Ohren, und sah mit meinen Augen, was wir in den apostolischen Briefen und in den Schriften der Kirchenväter von den ersten Christen lesen."

Die Wahl des reformirten Churfürsten Friedrich von der Pfalz zum böhmischen König (1619) gab das Signal zu dem dreißigjährigen Kriege; und da dieser Fürst nicht stark genug war, dem Kaiser Ferdinand II. Widerstand zu leisten, so mußten es die böhmischen Protestanten auf's Härteste büßen, daß sie gegen den Willen des Kaisers gehandelt hatten. Alle evangelischen Prediger wurden aus Prag, und bald darauf aus ganz Böhmen und Mähren vertrieben, ihre Kirchen wurden mit Weihwasser gereinigt, ihre Kanzeln und Altäre mit Ruthen gepeitscht, die Abendmahlskelche beschimpft, viele tausend Bibeln verbrannt, ganze Karren voll Bücher

unter die Galgen geführt, die Leichname der protestantischen Todten aus den Gräbern geworfen. Viele litten den Tod mit muthigem Glauben; Andere duldeten mit Freuden Gefangenschaft, Mißhandlungen, und den Raub ihrer Güter, und ergriffen willig den Wanderstab. Der größte Theil des Adels verließ Böhmen, und gegen 30,000 andere Familien zerstreuten sich in der Lausitz, in Sachsen, Brandenburg, Preußen, Polen, Ungarn und Siebenbürgen, wo ihre Zahl durch viele Trübsale sehr zusammenschmolz. Der böhmische Bischof Amos Comenius schreibt: „Der Herr kam über sie wie ein Wetter, und verwüstete als durch eine Fluth seinen alten schön gepflanzten Garten gleichsam über Nacht. Er ließ ihre Edlen in Fesseln gehen, und das Blut ihrer Vorsteher fließen wie Wasser. Von den vielen hundert Kirchen, die ihres Herzens Freude und Wonne waren, blieb ihnen nicht eine einzige übrig. Die Hirten wurden verjagt, und die Heerden den Miethlingen bloß gestellt. Was die Verfolgung übrig ließ, rieb die Verbannung vollends auf. Fast alle Prediger der Gemeinden, alle Vorsteher, Bischöfe, Superattendenten, Helfer und Ober-

helfer sind dahin, und ich bin allein überblieben, nur daß ich noch einen einigen Collegen in Polen habe.“

So blieben in dem unglücklichen Böhmen nur noch einzelne verborgene Ueberbleibsel der böhmischen Brüderkirche, welche die evangelische Lehre insgeheim unter sich erhielten, und ihre Versammlungen Nachts in Kellern und Höhlen unter Angst und Gefahr halten mußten.

Ein gewisser Christian David, ein Zimmermann aus Mähren, hatte den Grafen von Zinzendorf in der Lausiz kennen gelernt, und von ihm die Erlaubniß erhalten, sich auf seinem Gute Berthelsdorf mit einigen andern Glaubensbrüdern niederzulassen. Im Jahr 1722 zog er mit etlichen Brüdern sammt Weibern und Kindern auf heimlichen Wegen hinüber, fand unter Anweisung des gräflichen Verwalters ein passendes Plätzchen am Hutberge, und schlug seine Zimmeraxt in einen daselbst stehenden Baum mit den Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus funden, und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth“ (Pss. 84.). Den 19. Juni 1722 fällten sie den ersten Baum zum ersten Hause ihrer Niederlassung, welche Herrnhut genannt wurde, zum Zeichen, daß sie hier unter des Herrn Hut und zugleich auf der Hut des Herrn stehen wollten. Bald sammelten sich noch mehrere Brüder aus Mähren dahin, und Herrnhut erweiterte sich so, daß am 12. Mai 1724 der Grund zum ersten Anstalts- und Versammlungs-Hause gelegt werden konnte. Dieß war der geringe Anfang der erneuerten evangelischen Brüderunität augsburgischer Confession, wie sie sich nannte. Die Gemeindeverfassung wurde nach dem Muster der alten Brüderordnung eingerichtet, und bei einer Abendmahlsfeier am 13. Aug. 1727 erwies sich der Geist Gottes so kräftig und fühlbar an dieser Gemeinde, daß sie von da an diesen Tag jährlich als den wichtigsten Gedenktag ihrer Geschichte feiert. Im Jahr 1732 zog der Graf Zinzendorf nach Herrnhut, trat darauf in

den geistlichen Stand, ließ sich von dem Bischof Jablonsky in Berlin zum Bischof der Brüderkirche ordiniren, und lebte von da an bis an seinen Tod (1760) gänzlich für die erneuerte Brüderkirche, die sich bald weiter verbreitete, und in Deutschland und andern Ländern viele Anhänger fand. In Deutschland, Holland, England, Dänemark, Rußland bildeten sich ähnliche Gemeinden wie Herrnhut, die durch eine gemeinschaftliche Verfassung in engem Zusammenhang stehen, und durch ein Collegium von Aeltesten geleitet werden. Einzelne Christen, die nicht an einem solchen Gemeindeort leben, aber durch gleiche Gesinnungen und Grundsätze im Geist und in der Liebe mit der Brüderkirche verbunden sind, gibt es viele Tausende. Der Name der Herrnhuter aber ist wie der Name der Waldenser, Pikarder, Hugenotten, Pietisten, bei den meisten Leuten, die es nicht besser wissen, ein Spottname geworden. Wo die Donau in der Türkei in's schwarze Meer strömt, wissen wohl die wenigsten Uferbewohner etwas von dem Kloster des heiligen Georg, in dessen Nähe sie unter dem Namen Brigach entspringt; und ein Mensch, der nichts von der Kirchengeschichte weiß, kann einen Herrnhuter sehen, ohne zu wissen, daß er und seine Lehre von den böhmischen Brüdern und Waldensern abstammen, die sich's so sauer werden ließen, um einen lautern Gottesdienst zu haben, während man bei uns so häufig die schönsten Gelegenheiten zu christlicher Belehrung und Erbauung vernachlässigt. — So sehr wir uns übrigens an diesen von der herrschenden Kirche zu jeder Zeit gedrückten und verachteten Gemeinden, an ihrem lieblichen Leben und Wirken ergötzen; so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die wahre Kirche zu allen Zeiten als solche eine unsichtbare gewesen ist, insofern sie aus allen Denen besteht, welche von Herzen an Jesum glauben, und durch den Geist Gottes wiedergeboren sind. Auch diejenigen Gemeinden, welche der wahren Kirche in Lehre, Leben und Verfas-

fung am nächsten gekommen sind, hatten doch noch manches Unlautere und Unvollkommene in Verfassung und Lehre, und manche todte Glieder. Die wahre Kirche, die vollkommen ist, soll noch kommen, wann Er selbst, ihr Herr, erscheint. „Siehe, Er kommt! spricht der HErr Zebaoth!"

8) Missionsgeschichte dieses Zeitraums.

Wenn der Besitzer eines großen Gartens nach vieljähriger Abwesenheit zu demselben zurückkehrt, und ihn ganz verwahrlost, verwildert, und überwachsen findet; so ist es natürlich, daß er sich zuvor mit der Reinigung und Wiederherstellung dieses Gartens beschäftigt, ehe er daran denkt, die benachbarte Wildniß umzubrechen, und seinen Garten zu vergrößern. So ungefähr gieng es auch den Reformatoren im sechszehnten Jahrhundert. Das Hinausschaffen des tausendjährigen Unraths aus der christlichen Kirche machte ihnen so viel zu thun, daß ihnen keine Zeit übrig blieb, an die Bekehrung der Millionen Heiden zu denken, die von Christo noch gar nichts wußten. Zwar hat schon Luther zu seiner Zeit viel von der Bekehrung der Heiden gesprochen; aber damals war ein solcher Plan noch ganz unausführbar. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha fieng an, auf die Ausbreitung der lutherischen Lehre in andern Ländern zu denken. In Rußland suchte und erhielt er die freie Ausübung des lutherischen Gottesdienstes. Mit dem Patriarchen zu Antiochien fieng er einen Briefwechsel an, und schickte im Jahr 1663 einen Gesandten nach Egypten, von wo er nach Abessynien gehen sollte. Den Abba Gregorio aus Abessynien unterhielt er eine Zeit lang an seinem Hofe, um mit dem abessynischen Kaiser in Bekanntschaft zu kommen; richtete aber am Ende doch nicht viel aus. — Die erste deutsche Gesellschaft zur

Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden hat der Freiherr Justinian v. Welz errichtet. Er übergab im Jahr 1664 den protestantischen Ständen zu Regensburg eine Bittschrift mit Vorschlägen zur Bekehrung der Heiden. Weil dieser Versuch fruchtlos ablief, stiftete er selbst eine solche Gesellschaft, widmete dazu von seinem eigenen Vermögen 28,800 Gulden, und legte Missions-Pflanzschulen an. Zuletzt ließ er sich selbst ordiniren, nahm einige Prediger mit sich, und gieng nach Westindien unter die Heiden, unter denen er auch sein Leben rühmlich geendiget hat. — Schon früher war ein solcher Missionsversuch von Frankreich aus in Brasilien gemacht worden, der aber auch scheiterte.

Im Jahr 1647 entstand in England die „Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in fremden Ländern", und im Jahr 1700 die „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß." Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts bildete sich die „dänisch-hallische Missionsgesellschaft", welche ihre Missionare nach Tranquebar in Ostindien aussandte. Die Namen Ziegenbalg und Schwarz dürfen in der Missionsgeschichte nicht vergessen werden. Der dänische Prediger Hans Egede wurde (1721) von der Liebe Christi getrieben, das eiskalte Grönland aufzusuchen, und dort die Kirche Christi, die im Verlauf der Jahrhunderte untergegangen war, wieder zu bauen. Unter den Wilden in Nordamerika arbeiteten Johann Elliot und David Brainerd mit wahrhaft apostolischer Aufopferung. Ein besonders thätiger Missionssinn aber wurde in der erneuerten Brüderkirche in Herrnhut rege. Der Graf von Zinzendorf hatte in Kopenhagen einen Neger von der Insel St. Thomas in Westindien kennen gelernt, der ihm bezeugte, wie gern seine dort zurückgebliebene Schwester das Evangelium hören würde. Dieß gab dem Grafen Veranlassung, bei seiner Zurückkunft nach Herrnhut der Gemeinde die Noth der Heiden an's Herz zu legen.

Unter den Brüdern, welche für ihre Befreiung aus dem Druck ihrem Herrn gern auch eine Freude machen wollten, war seit einigen Jahren schon der Zeugengeist mächtig erwacht, und eine solche Gelegenheit, Ihm zu dienen, war ihnen willkommen. So giengen denn am 21. Aug. 1732 Leonhard Dober und David Nitschmann, zwei mährische Brüder, zu den Negern auf der Insel St. Thomas, am 19. Januar 1733 Christian David nebst Matthäus und Christian Stach nach Grönland; im Jahr 1734 wurden Missionare unter die Indianer in Nordamerika geschickt; 1735 nach Surinam und Berbice in Südamerika; 1736 nach Südafrika unter die Hottentotten. Diese Missionare waren lauter geringe Handwerker oder einfache Landleute, an wenig Bedürfnisse, aber größtentheils an ein mühseliges Leben gewohnt. Wie lange oder kurz eine Missionsreise dauere, ob man zu Land oder zu Wasser, in ein heißes oder kaltes Land reise — das bekümmerte sie wenig. Große Plane hatten sie nicht; ihr Sinn war einzig darauf gerichtet, Seelen für Christum anzuwerben, und wenn auch nur Eine gewonnen würde, so wollten sie doch gern ihr Leben daran setzen. Und dieser Missionseifer war kein Strohfeuer, das bald wieder verlischt. Als das ungesunde Clima der westindischen Inseln in kurzer Zeit 20 Missionare wegraffte, wurde man in Herrnhut gar nicht müde, die Lücken auszufüllen, und es boten sich dazu immer mehr an, als man bedurfte; ja noch jetzt fehlt es nie an Männern und Frauen in der Brüdergemeinde, die bereit sind, sich bei der Mission auf die dänisch-westindischen Inseln versenden zu lassen, obgleich auf denselben in den 100 Jahren 1732 — 1832 nicht weniger als 190 Missionare beiderlei Geschlechts ihren Tod gefunden haben. Im Jahr 1754 fiengen die Brüder die Mission auf der Insel Jamaika an, 1756 auf der Insel Antigua, und beide brachten reichlich Frucht. Im Jahr 1770 errichtete man die erste

Niederlassung auf der Küste von Labrador, und um dieselbe Zeit auch auf einigen englisch-westindischen Inseln. Doch ist dieß weit noch nicht Alles, was die Brüder versucht haben. Sie sandten ihre Boten in alle Welt, und suchten überall das Feuer der Liebe Christi anzuzünden; ließen sich auch durch das Mißlingen mancher Versuche nicht muthlos machen. Gleich im Anfang schickten sie Missionare zu den Lappländern in Schweden, zu den Negern in Guinea und Süd-Carolina, zu den Christensklaven in Algier, zu den Juden in Amsterdam. Andere giengen auf die Insel Ceylon, nach Tranquebar in Ostindien, nach den Nikobarischen Inseln, zu den Gauren in Persien, zu den Kopten in Egypten, und klopften an die verschlossene Pforte von Abessynien. Aber alle diese nebst mehreren andern Missions-Versuchen hatten keine dauernde Frucht, und mußten wieder aufgegeben werden, obwohl man deßwegen nicht sagen kann, sie seyen ganz vergeblich gewesen. Im Ganzen waren in den 100 Jahren 1732 — 1832 bei der Brüdermission 1199 Missionare, 740 Brüder und 459 Schwestern, angestellt; und gegenwärtig arbeiten im Dienste dieser Mission 214 Missionare auf 42 Missionsplätzen. So ist unter dem Segen Gottes das Werk gewachsen, das eine arme kleine Gemeinde mährischer Exulanten vor 100 Jahren im Glauben begonnen hat; und die Zahl der Grönländer und Eskimos, Indianer und Neger, Hottentotten und Kaffern, welche in dem jetzigen Augenblick in der Pflege der Brüdermission stehen, beläuft sich auf 45,000!

Ungefähr von gleicher Ausdehnung ist die Missionsarbeit der Methodisten, einer Kirchengemeinschaft, die aus der englisch-bischöflichen Kirche hervorgegangen ist. Ihre Stifter waren Johann Wesley und Georg Whitefield, zwei ausgezeichnete Prediger, denen die bischöfliche Kirche in England zu leblos und unfruchtbar war, und die auf eine entschiedene Bekehrung und auf äußer-

liche Zeichen einer solchen alles Ernstes drangen. Ihre Anhänger mehrten sich in die Tausende und Hunderttausende, sind hauptsächlich in England und Nordamerika anzutreffen, und haben ihre Missionare (216 Personen auf 159 Missionsplätzen) in allen Theilen der Welt. Die Zahl ihrer Pflegbefohlenen steigt auf 44,000. In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bildeten sich in London die Baptisten-Missionsgesellschaft und die Londoner Missionsgesellschaft. Jene sandte ihre ersten Missionare nach Ostindien, diese nach Otaheiti. Beide haben sich seitdem beträchtlich vermehrt, und die Londoner Missionsgesellschaft hat ihre Boten in allen Gegenden der Welt aufgestellt. Ihrem Beispiel folgte die bischöfliche Missionsgesellschaft in England, welche gleichfalls ihre Netze in alle Meere auswirft. Eine ganze Reihe ähnlicher Gesellschaften in England treibt gemeinschaftlich mit ihnen das große Werk der Mission, und alle werden durch die große englische Bibelgesellschaft, welche das Wort Gottes in 150 Sprachen und in Millionen Exemplaren verbreitet, auf's Kräftigste unterstützt. Auch unser deutsches Vaterland ließ sich endlich zur Theilnahme an dieser gesegneten Arbeit bewegen. In Basel, Barmen und Berlin haben sich Missionsschulen und Missionsgesellschaften gebildet, die bereits eine Reihe von Arbeitern in's große Heidenfeld senden durften, und mit Verlangen auf die Bekehrung der großen Schaaren warten, die bisher in Finsterniß und Todesschatten gesessen sind. Nicht minder thätig sind unsere christlichen Brüder in Nordamerika; und dem edlen Wetteifer aller dieser Missions-Vereine kommt ein eben so lebhaftes Verlangen der Heiden nach dem Wort des Lebens aus allen Enden der Erde entgegen. Das langverschlossene China mit seinen 360 Millionen Heiden öffnet seine Pforte; das finstere Afrika beginnt im Lichte zu wandeln; die fernen Inseln hören die Stimme des

Allmächtigen. Eine große selige Zeit scheint sich zu nahen, da der ganze Erdboden mit Erkenntniß wie mit Meereswogen bedeckt werden soll.

---

9) Der neue Tag nach der Nacht des Unglaubens.

Das Bedürfniß zu glauben liegt so tief in dem Menschenherzen, daß ein jeder Mensch an irgend etwas glauben muß. Glaubt er nicht mehr an Gott; so glaubt er an den Teufel, oder an sich selbst, oder an eine Einbildung von sich selbst. Wo der wahre Glaube nicht geduldet wird, da stellen sich seine zwei Todtfeinde, der Unglaube und der Aberglaube, ein, die einander auch nicht leiden, und doch nicht von einander lassen können. Sie kommen mir vor wie zwei Hausbediente, die sich beständig um die Gunst des Hausherrn streiten, und von denen ebendeßwegen immer nur Einer am Bret seyn kann. Der andere aber, der unterdessen eingesperrt ist, rächt sich für diese Zurücksetzung durch allerlei heimliche Tücke und Schelmenstreiche, die er dem Hausherrn spielt. Man weiß, daß die größten Freigeister, die gleich den Sadducäern fast so viel wie nichts glaubten, ja nicht einmal einen Gott, doch so abergläubisch und furchtsam gewesen sind wie ein unverständiges Kind. Freilich hat der, welcher keinen Gott glaubt, Ursache genug, sich zu fürchten; und ich habe schon gedacht, wenn ich keinen Gott glauben dürfte, würde ich vor Furcht sterben. Aber diese ungläubigen Leute sind für ihren Unglauben bereits gestraft durch den Aberglauben, den sie nicht los werden können. In der Zeit, da das Papstthum die unbeschränkte Herrschaft ausübte, war der Aberglaube die vorherrschende Eigenschaft der Christen; aber es fehlte doch keineswegs an Unglauben:

denn unter den Päpsten selbst waren manche, die gar nichts glaubten; und so natürlich auch unter ihren Dienern. Derselbe Unglaube aber, der schon vorher da gewesen, und nur verborgen geblieben war, weil er sich vor dem herrschenden Aberglauben nicht durfte sehen lassen, trat in der protestantischen Kirche freier hervor, weil da Glaubensfreiheit Statt finden sollte, und die Kezergerichte nicht so streng waren wie in der päpstlichen Kirche. Dasselbe Land, das uns Deutschen den Glauben brachte, sandte uns auch den Unglauben, obgleich dieser ein Unkraut ist, das auf jedem Boden ungepflanzt wuchert. Englische Naturalisten (d. h. Leute, welche die Uhr mit dem Uhrmacher verwechseln) und englische Deisten (d. h. Menschen, welchen der Bibelgott nicht gefällt, und die sich deßwegen selber einen machen) schickten ihre Bücher über's Meer herüber; französische Philosophen und Schönredner, unter welchen Voltaire der verderblichste gewesen, gaben auch ihren Beitrag dazu; und in Deutschland selbst, wo Alles gründlich getrieben zu werden pflegt, wurde auch allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit aufgeboten, um dem Christenthum den Kern auszuschneiden. Der Hauptpunkt nämlich, um den es sich bei allen diesen Angriffen auf das Christenthum von Seiten des Unglaubens handelte, war die Lehre von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, und der an Seinem Kreutze geschehenen Versöhnung. Und wirklich kam es auch im achtzehnten Jahrhundert, da dieser Unglaube um sich fraß wie der Krebs, endlich dahin, daß die Lehrer des Evangeliums in Deutschland größtentheils die Gottheit Jesu in ihrem Herzen, und oft auch öffentlich in der Kirche läugneten. Wohin ein solcher Unglaube endlich führen kann, das hat man an dem Beispiel von Frankreich sehen können, wo am Ende des vorigen Jahrhunderts aus der bittern Wurzel des allgemein verbreiteten Unglaubens die schreckliche Revolution herauswuchs, die so vielen Hunderttausen=

den das Leben kostete, und an Gräueln reicher ist als irgend eine Geschichte der Welt. Die fürchterlichen Menschen, welche damals in Frankreich am Ruder saßen, erfrechten sich, Sonn= und Festtage abzuschaffen, und durch ein öffentliches Dekret zu erklären: es soll kein Gott mehr seyn; nur die Göttin der Vernunft (es war eine unzüchtige Weibsperson) würde noch verehrt. Nach einiger Zeit gieng dann ein neuer Befehl aus: Gott dürfe nun wieder regieren. (Sehr vernünftig!) Als um diese Zeit einmal in einem Revolutionsklubb zu Nantes bei einem Streit über das Daseyn Gottes endlich vorgeschlagen wurde, daß diejenigen, welche einen Gott glaubten, die Hand emporheben sollten, fand sich unter allen Anwesenden nur ein einziges altes Mütterchen, welches den Muth hatte, dieß zu thun. Endlich war man so weit zur Vernunft zurückgekehrt, daß man, wenn auch nicht den christlichen Gott, doch ein „höchstes Wesen“ annehmen wollte. Jetzt wurde viel von einem Feste, welches diesem höchsten Wesen gehalten werden sollte, gesprochen; und schon hoffte man allgemein, daß es bald auch wieder erlaubt seyn würde, an Gott zu glauben. Ein kleiner Knabe zu Paris hatte zu der Zeit, als diese Stimmung sich äußerte, einen Diebstahl begangen. „Unglücklicher!“ — sagte seine Mutter zu ihm — „was hat dich zu einem solchen Vergehen verleiten können?“ — Der Knabe sagte ganz offen, er habe sich beeilt, seinen Diebstahl zu begehen, weil überall davon die Rede sey, daß Gott bald werde wieder eingesetzt werden, und man dann nicht mehr stehlen dürfe. — Räuber, die bei einem Gutsbesitzer zu Blancart eingebrochen waren, banden ihn fest, legten ihn auf die Erde, und bedeckten ihn mit Säcken. Der Unglückliche klagte, er müsse ersticken. Einer der Räuber schlug hierauf vor, ihn umzubringen. „Wehe mir!“ — rief der Beängstigte — „gebt mir wenigstens Zeit, meine Seele Gott

zu empfehlen!" — „Was?" — antwortet man ihm — „du wagst es, von Gott zu sprechen? Weißt du nicht, daß die Nation keinen Gott mehr haben will? Du bist ein Rebell gegen das Gesetz!" und hierauf bearbeiteten sie ihn mit ihren Knitteln so unbarmherzig, daß er, vom Kopf bis zum Fuß braun und blau geschlagen liegen blieb.

Solche Früchte bringt der Unglaube, wo er ungehindert auswachsen kann. Und wer hat uns Deutsche aus diesem Unglauben errettet? Nun freilich Der, der allein erretten kann aus jeder Noth. Aber wie: Man könnte fast jenes Räthsel von Simson hier anwenden: „Speise gieng von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken." Der Fresser aber war Napoleon, der Kaiser der Franzosen, ein Mann, einzig in seiner Art wie jener Handblumen-Baum in Mexiko, von dem es nur ein einziges Exemplar gibt. Er hatte die Völker Jahre lang in Angst und Druck erhalten; und als Gott sie auf wunderbare Weise von seinem Joche frei machte, fiengen sie wieder an, zu merken, daß Er der Herr ist im Himmel und auf Erden, und Ihm die Ehre zu geben. Von der Zeit an ist es besser geworden unter uns: Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Prediger, Reiche und Arme — wenigstens Viele von ihnen — sind wieder zum Glauben zurückgekehrt; die Bibel- und Missionssache hat an manchen Orten frisches Leben angeregt; gute christliche Bücher sind in großer Zahl verbreitet worden, und da und dort hat sich der Geist Gottes nicht unbezeugt gelassen. Doch ist noch lange kein Paradies, und wer diese Zeit loben will, der muß dazu thun: denn es ist immer noch Licht und Finsterniß im Streit, und man kann noch nicht sagen, wie es ausgehen wird. Nur so viel ist gewiß: der letzte Sieg bleibt dem Herrn Jesus Christus und Seinem Reiche; aber es kann vorher mit der Macht der Finsterniß noch auf's Aeußerste kommen;

und was wir jetzt haben, Licht und Gnadenmittel, kann uns wieder genommen werden. Darum wollen wir sie recht benützen, so lange sie da sind.

---

10) Die Kirche Christi und die Menschheit.

Wir haben nun achtzehn Jahrhunderte mit einander durchlaufen, und, so gut es auf beschränktem Raum möglich war, die Ausbreitung und die Schicksale der christlichen Kirche beobachtet; ein kurzer Ueberblick über den jetzigen Zustand der Kirche in der Welt soll unsere Betrachtungen beschließen.

Der Lauf der Sonne, die Wanderungen der Völker, und die Ausbreitung des Evangeliums haben fast immer die gleiche Straße, von Osten nach Westen gehalten. Ob Amerika von Asien aus bevölkert worden, ist auch noch nicht ausgemacht, und die in alten Büchern aufbewahrte Sage von einem untergegangenen Königreich Atlantis, da wo jetzt das Atlandische Meer die Tiefen deckt, noch nicht ganz verklungen, noch ganz zu verwerfen. So viel ist gewiß, daß alle früheren Versuche, das Evangelium vom Abend gegen Morgen zu verbreiten, nicht recht glücken wollten; und Asien, von welchem das große Licht ausgegangen ist, liegt im Ganzen immer noch unter dem Wolkenschatten des Heidenthums. Ueber Palästina und Syrien, über Kleinasien und Persien ist, nachdem die helle Sonne sich gegen Abend gewendet hatte, der türkische Halbmond aufgegangen; und auch diejenigen Christen, welche sich unter den Muhamedanern noch erhalten haben, Griechen und Nestorianer, Jakobiten (Armenier) und Maroniten (auf dem Libanon), haben ein so erstorbenes mangelhaftes Christenthum, daß es dem Mondschein ähnlicher ist als dem Sonnenschein. Arabien, und ein Theil der Völker am Indus und Gan-

ges hangen an dem falschen Propheten Muhamed; die übrigen Bewohner von Indien bis hinüber nach China sind in dem brahmanischen oder buddhistischen Götzendienst versunken. Unter den 360 Millionen Chinesen waltet das Heidenthum in verschiedenen Gestalten. Auf den Hochgebirgen von Tibet bis hinauf an die Nordgränze von Asien hat die lamaische Religion ihren Sitz, die im Süden einer heidnischen Nachäffung des Papstthums ähnlich sieht, weiterhin in sinnlose Ceremonien ausartete. So ist fast ganz Asien, mit Ausnahme weniger erstorbenen Christenparteien, mit einer Mustercharte von Abgötterei überdeckt; und nur von dem südlichen Uferrande fängt, durch die Bemühungen der Missionare, das Licht des Evangeliums an, seine Strahlen in diese vielfache Finsterniß hineinzuwerfen. Eine große Wüste ist noch zu durchwandern, bis sie den wenigen lichten Punkten in Syrien, am Caucasus, in Persien und am Aral-See begegnen. — Afrika gleicht beinahe dem dunkelfarbigen Schmetterling, Trauermantel genannt, dessen schwarze Flügel rings mit einem weißen Rande eingefaßt sind. Seine Binnenlande sind von ungezählten und unbekannten heidnischen und muhamedanischen Völkerschaften bewohnt; aber rings umher ist es von hellen Stellen eingefaßt, von welchen aus das Licht in sein Inneres einzudringen, und die alte tausendjährige Finsterniß zu vertreiben sucht. In Aegypten und Abessynien lebt mitten unter den Muhamedanern eine Schaar koptischer Christen (Jakobiten), in welchen europäische Missionare das alte erstorbene Leben wieder anzufachen bemüht sind. Auf der Nordküste, die einst mit so vielen blühenden Christengemeinden besetzt war, sind neuerdings auch zwei Lichtlein angezündet worden. Im Westen ist auf mehreren Punkten der helle Schein des Evangeliums sichtbar; von Süden aber dringen ganze Reihen von Boten Christi mit ihren Fackeln immer weiter vor in die alte Nacht. — In Europa schmachtet das ehe-

malige griechische Reich, diese schöne Gegend, noch unter Muhameds Scepter; Griechenland selbst sieht einer geistigen Erneuung entgegen; in dem weitgedehnten europäischen Rußland ist die griechisch-katholische Kirche die herrschende. Ein Theil von Ungarn und Siebenbürgen, Dalmatien und Illyrien, Oestreich und Italien, der größere Theil von Süd-Deutschland, ein Theil des nördlichen, Böhmen, Mähren und Polen, Frankreich und Spanien, Portugall und Irland sind noch in die Schranken der römisch-katholischen oder päpstlichen Kirche eingeschlossen. Der größere Theil von Nord-Deutschland aber, und ein Theil vom südlichen, von der Schweiz und Frankreich, England und Schottland, Schweden und Norwegen, Dänemark und ein Theil von Curland gehören zu den verschiedenen Abtheilungen der protestantischen Kirche. — In Nordamerika finden sich unter den Indianern noch kleine Reste von Heidenthum, und eine Anzahl römischer Katholiken. Das Uebrige seiner Bewohner bekennet sich zu der protestantischen Kirche in den verschiedensten Schattirungen. Es herrscht daselbst vollkommene Religionsfreiheit, und man zählt 27 verschiedene Religionsparteien. In die westindischen Inseln haben sich alle christlichen Bekenntnisse getheilt. — Südamerika ist, hauptsächlich durch die Bemühungen der Jesuiten, in den Besitz der römisch-katholischen Kirche gekommen; doch finden sich im Innern noch etliche heidnische Völkerstämme. — Die Inseln des stillen Meeres sind größtentheils von protestantischen Missionaren bearbeitet worden, und das Reich Christi hat dort manchen schönen Triumph gefeiert. — Rechnen wir auf der ganzen Erde 1000 Millionen Menschen; so sind unter denselben nach dem geringsten Anschlage noch 600 Millionen Heiden, und nicht viel über 250 Millionen Christen. Wie viele aber, oder wie wenige unter den letzteren wahre Christen sind, das weiß Der, der die Herzen kennt. Ihre Anzahl ist auf jeden Fall klein; aber

sie sind ein Sauerteig, der endlich, früher oder später, die ganze Menschheit durchsäuern muß. „Die Weissagung wird ja noch erfüllet werden zu seiner Zeit, und wird endlich frei an den Tag kommen, und nicht außen bleiben. Ob sie aber verziehet, so harre ihrer; sie wird gewißlich kommen, und nicht verziehen."

Druckfehler.

S. 20.	Z. 18.	v. u.	statt: „Maximilian"	lies: Maximinian.
— 30.	— 2.	v. o.	st. „Ursula"	l. Regula.
— 36.	— 5.	v. u.	st. „auf Inseln"	l. auf den Inseln.
— 89.	— 2.	v. u.	st. „wunderbar"	l. wunderbare.
— 114.	— 5.	v. o.	st. „von welchen"	l. von welchem.
— —	— 9.	v. u.	st. „seine Diener„	l. seinen Diener.
— 129.	— 1.	v. u.	st. „Clairveaux"	l. Clairvaux.
— 131.	— 5.	v. o.	st. „andern"	l. andere.
— 138.	— 18.	v. o.	st. „Appenninen"	l. Apenninen.
— 144.	— 2.	v. o.	st. „Nestor"	l. Nestorius.

Anzeige.

Bei dem Calwer Verlags-Verein sind außerdem noch folgende Kinderschriften erschienen, und durch J. L. Federhaff d. ält. in Calw zu beziehen:

Erste Serie.

Nr. I. Erzählungen einer Mutter für gute Kinder.
— II. Kurze Geschichten für gute Kinder.
— III. Der Frau Lehrwohl niedliches Büchlein für Kinder.
— IV. Ländliche Bilder.
— V. Reisewunder.
— VI. Du sollst den Feiertag heiligen.
— VII. Erzählungen von Vögeln.
— VIII. Erzählungen von vierfüßigen Thieren.
— IX. Der Riesentödter.
— X. Die Rose.
— XI. Herrn Kindliebs Bildertafeln.
— XII. Erzählungen von Märtyrern vergangener Zeiten.
— XIII. Bilder aus dem Neuen Testament.
— XIV. Der Bauer Hans Ulrich.
— XV. Bilder aus dem Alten Testament.
— XVI. Franz und Ottilie.

Jedes dieser Schriftchen enthält 16 Seiten in Halbsedez, und in der Regel eben so viele Holzschnitte nach englischen Mustern, und kostet das Exemplar einzeln 1 kr. — das Hundert 1 fl. 15 kr. Jede Nummer ist auch besonders zu haben, und braucht bei Bestellungen bloß die Nummer genannt zu werden.

Alle diese 16 Nummern zusammengebunden mit farbigen Decken das Ex. 18 kr., in Parthieen von mehr als 12 Ex. 15 kr.

Zweite Serie. Kinderblätter.

Jede Nummer 8 Seiten in Sedez mit Holzschnitten, in farbigem Umschlag geheftet, kostet einzeln 1 kr.; — das Hundert 1 fl. 15 kr. Von Zeit zu Zeit erscheinen neue Nummern. Bis jetzt sind erschienen:

Nr. I. Kinderlieder.
— II. Kinderlieder.
— III. Die Geschichte des Johann Craig.
— IV. Kinderlieder.
— V. Die Errettung des Curio.
— VI. Die Kinder in dem Walde.
— VII. Der Götzendienst der Druiden.
— VIII. Wie Gott die Kinder bewahrt.
— IX. Bäume und Blumen.

Nr. X. Die Schlangen.
— XI. Hansmichels Abschied von der Heimath.
— XII. Schaffhauser Geschichten.
— XIII. Ein Kind und noch eins.
— XIV. Der Hirte und die Schafe.

Zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten für Schulen und Familien, mit mehr als hundert Abbildungen. Sechste Auflage, gedruckt mit Tauchnitz'schen Stereotypen. In Calw genommen das Exemplar roh 12 kr. — geb. 15 kr. — 25 Exemplare roh 3 fl. 45 kr. — geb. 5 fl. 30 kr.

Biblische Poesieen für Kinder. Vom Verfasser des „armen Heinrich." 96 Seiten in Sedez mit 48 Bildern auf Druck-Velin. In farb. Umschl. steif brosch. 12 kr. In Parthieen mit Rabatt.

Das Jesuskind. Eine Weihnachtsgeschichte für Christenkinder, mit Abbildungen 1835. 64 Seiten in 64mo. In farbigem Umschlag steif broschirt das Exemplar 4 kr. In gepreßtem Papier mit Goldschnitt 6 kr.

Portofreie Bestellungen mit baarer Bezahlung sind zu richten an J. C. Federhaff d. ä. in Calw. Ferner nehmen Bestellungen an, in Nürnberg: die J. Ph. Raw'sche Buchhandlung. — In Berlin: J. H. Wohlgemuth, Scharnstraße Nr. 11. — In Hamburg: J. G. Onken. — In Elberfeld: August Ball. — In Gütersloh: Alexander Vogt. — In Basel: C. F. Spittler zum Fälkle. — In Straßburg: Philipp Scheurer, Schlossergasse Nr. 7. — In Stuttgart: Carl Kübler, Sophienstraße Nr. 7.; Chr. Belser, Eberhardsstraße Nr. 17.; und J. F. Steinkopf.

Bei Letzterem sind unter Anderem erschienen:

Der arme Heinrich, oder die Pilgerhütte am Weißenstein. Eine Erzählung für Christenkinder. Preis 15 kr.

Ebenso die weiteren Kinderschriften von demselben Verfasser:
Gotthilf und Erdmann;
der Weihnachtmorgen oder **das Tintenfäßchen;**
Setma, das türkische Mädchen;
der alte Buchmann oder **des Vaters Fluch;**
das Bild in Teinach;
der Fensterladen;
Liudger oder **die Glaubensboten.** Preis je 15 kr.

Ferner bei F. Schneider in Basel:

Die Rabenfeder. Eine Geschichte zum Festgeschenk für Kinder. 12 kr.
Die Uhrfeder. Vom Verfasser der Rabenfeder. 12 kr.
Die Urväter. Vom Verf. der Rabenfeder und der Uhrfeder. 12 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien Mit Abb

Calw u.a. 1835

H.eccl. 3179 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10029174-5